Grillparzers Gespräche und Charakteristiken (1863-1871.)

LIBRARY
JUL 25 1969
UNIVERSITY OF TORONTO

PT
23
L58
Bd.15

Schriften

des

Literarischen Vereins in Wien.

XV.

Grillparzers Gespräche

und

die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen.

Gesammelt und herausgegeben

von

August Sauer.

Zweite Abteilung.

Gespräche und Charakteristiken 1863—1871.

Wien 1911.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Grillparzers Gespräche

und

die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen.

Gesammelt und herausgegeben

von

August Sauer.

Zweite Abteilung.

Gespräche und Charakteristiken
(1863—1871).

Wien 1911.
Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Alle Rechte vorbehalten.

K. u. k. Hofbuchdruckerei u. Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme in Wien.

Vorrede.

Der für unsere Publikationen vorgeschriebene Umfang gestattete es leider nicht, das Werk schon mit diesem Bande abzuschließen. Es mußte vor der Feier des achtzigsten Geburtstages Halt gemacht werden. Der sechste Band wird die Reihe beenden, die Nachträge und das Register bringen. Das Manuskript dazu liegt druckfertig vor.

In einem Punkte bin ich von der in den früheren Bänden geübten Gewohnheit abgewichen, indem ich für die Zeit von 1863 bis 1872 die undatierten Gespräche vorangestellt habe. Es geschah dies, um den Inhalt der wichtigen Unterredungen mit Hopfen, Kuh, Bohrmann, Pollhammer, L. A. Frankl und Laube nicht in den Anhang stellen zu müssen, wo sie leicht übersehen werden könnten.

Den Mittelpunkt dieses Bandes bilden die Gespräche mit Frau Auguste von Littrow-Bischoff; da die

erste Auflage des Werkes „Aus dem persönlichen Verkehre mit Franz Grillparzer" (Wien 1873) vergriffen ist, so sind sie seit längerer Zeit schwer zugänglich, der jüngeren Generation kaum bekannt, und werden daher, zumal im Zusammenhange mit den übrigen Berichten, auf die Gegenwart wie neue Mitteilungen wirken. Bei der großen Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit der Berichterstatterin sind diese Zeugnisse aus Grillparzers letzten Lebensjahren in ihrer Bedeutsamkeit kaum zu überschätzen. Zum Verständnisse dieser Aufzeichnungen ist es notwendig, die Einleitung zur ersten Auflage, soweit sie in unseren Text nicht übergegangen ist, vollinhaltlich mitzuteilen:

„So anmaßend es vielleicht erscheinen mag, diese Mitteilungen mit Erwähnung meiner Person zu beginnen, glaube ich doch ein Wort über den erst in den letzten Lebensjahren des Dichters begonnenen Verkehr und über die Art und Weise sagen zu müssen, wie diese Aufzeichnungen entstanden. [Folgt Nr. 1154 und 1157.]

Dies war nun keineswegs der Fall. Im Gegenteil, es sprach sich in jedem Worte dieses bedeutenden Menschen und ernsten Denkers ein so reicher Lebensinhalt, ein so umfassendes Wissen und Empfinden aus, daß die Stunden in seiner Gesellschaft nur allzu rasch dahinflossen. Die Anstrengung des Hörens, welche jedes tiefer eingehende Gespräch ihm auferlegte, die Ermattung, die sich in dem starr werdenden Blick aussprach, machte

den wertvollsten Mitteilungen oft ein rasches Ende und er wußte es dankbar zu schätzen, wenn man diesen Augenblick richtig erkannte. Gegen mich aber war er, ich glaube wegen des vermeintlichen Zuspätkommens bei ihm, so freundlich, gütig, väterlich, daß ich immer mehr Mut bekam, mir die Stunden, die ich in seiner Gegenwart genoß, wiederholt und um so eher zu gönnen, als es mir allmählich gelang, mich leichter verständlich zu machen. In demselben Maße, als mir dies möglich wurde, steigerte sich auch der Inhalt dieser Gespräche, welche, anfänglich sich auf gewöhnliche Konversation beschränkend, später Bedeutenderes berührten, bis die zunehmende Schwäche und die damit wachsende Schwierigkeit, sich verständlich zu machen, dieselben wieder in das tägliche Fahrwasser drängte.

Das Gehörleiden des Dichters schien jedoch, da ich ihn kennen lernte, ungeachtet seiner hohen Jahre, mehr nervöser als organischer Natur zu sein, da es sich so wechselnd zeigte, daß es an manchen guten Tagen das Verständnis jedes kleinen Scherzes, jeder feinen Redewendung zuließ, während es zu anderen Malen dem Greise oft schwer, fast unmöglich wurde, einer längeren Antwort zu folgen. Daraus ergab sich aber von selbst die Art des Begegnens und ohne sich dessen bewußt zu sein, griff er, wenn ihm das Hören Anstrengungen verursachte, nach irgendeinem naheliegenden Stoff, welchen er eingehend besprach, nur zuweilen ein

Zeichen des Verständnisses oder eine kurze Antwort von seinem Zuhörer erwartend. Merkte er aber gleich bei der ersten Begrüßung, daß er den Eintretenden leicht verstand, so wirkte die Möglichkeit, allerlei zu erfahren und sich unterhalten zu lassen, offenbar wohltuend und erheiternd auf seine Stimmung und er zeigte eine Art Durst nach Neuigkeiten. ‚Wie geht es den Ihrigen? Waren Sie im Theater? Haben Sie Laube besucht? Was hören Sie Neues aus Deutschland?' Das waren ungefähr die stehenden Fragen, deren Beantwortung er mit sichtbarem Interesse anhörte, selbst wenn ganz unbedeutende Einzelheiten dabei zur Sprache kamen.

So lernte ich im fortgesetzten Verkehr auch nach und nach die Eigentümlichkeiten, die zu den verschiedensten Gerüchten Anlaß gaben und die Dispositionen des Dichters kennen, welche ihn bestimmten, sich so sehr von der Welt zurückzuziehen, wie dies in der Tat der Fall war.

Die Ursache zu den verschiedenartigen Erzählungen, die über ihn im Schwange waren, lag hauptsächlich in seiner abgesonderten Stellung als Altösterreicher und tiefgekränkter Patriot, als welcher er sich gedrängt fühlte, allem entgegenzutreten, was seinem Vaterlande von außen her feindlich begegnete, ohne daß er das, wofür sein Herz in warmer Begeisterung schlug, mit seinen Grundsätzen vereinbaren konnte. Durch welche schwere Schule er nach dieser Richtung hin in seiner Jugend gegangen,

wie oft er von den Umständen gezwungen worden war, sich untreu zu werden, und mit welchen Empfindungen er der Verhältnisse gedachte, die ihn zu einem zeitweisen Aufgeben oder Verleugnen seiner Denkweise nötigten, diese Erörterungen gehören nicht hierher.

Der Ausdruck seiner Stellung und Gesinnung als Österreicher und seiner individuellen Absichten als Politiker, welcher mit keiner Notwendigkeit paktierte und zwischen dem, was er für Recht und Unrecht hielt, keinen Mittelweg suchte, gipfelte in dem herben Ausspruche: ‚Jeder österreichische Patriot muß ein Malkontenter sein', und er blieb ein solcher Patriot, ungeachtet aller schmerzlichen und entmutigenden Erfahrungen, die er auf seinem Lebenswege gemacht. Dadurch, daß ihm Hindernisse in den Weg gelegt wurden, wo er frohe Ermunterung erwarten durfte, und daß er Kränkung erfuhr, wo anderen anderwärts die freudigen Kränze der Anerkennung winkten, entwickelte sich in ihm jene dunkle Klangfarbe der Stimmung, welche Grundton seines Wesens blieb und in seiner Lyrik einen so gewaltigen und ergreifenden Ausdruck fand. Wie schwer aber auch der Druck auf ihm lastete, der damals in Österreich eine freiere und lebhaftere Bewegung der Geister niederhielt, wie bitter er in Gedanken und Worten dagegen reagierte, alle Entrüstung, deren er fähig war, aller Schwung, der in ihm wohnte, hätten nie hingereicht, ihn über den Grenzpfahl seines Vater-

landes hinüberzuheben. Seine Liebe zu Österreich hatte etwas ursprünglich Instinktives, das hoch über der klügelnden Vernunft ihn mit der Gewalt einer Leidenschaft beherrschte und seiner sonst kritischen Natur gegenüber sich als ein großartig Ganzes behauptete. Wenn er jemals davon sprach, zu reisen, um sich nebenbei nach einem Aufenthaltsorte umzusehen, war dies ein Gedanke, den seine Lippe sprach und seine Feder schrieb, ohne daß sein Herz ihn jemals ernstlich dachte. Er wurzelte mit allen Fäden seines Wesens an dem Lande, das ihn geboren, und ein Triumph Österreichs nach irgendeiner Seite hin wäre ihm über alle Resultate gegangen, die er selbst diesseits und jenseits des Grabes hätte erreichen können. Mißmutig über das, was er um sich sah und erleben mußte, zog er sich in sich selbst zurück und suchte und fand in späteren Jahren keinen Antrieb zu Schöpfungen, die, wie groß auch seine Erfolge gewesen sein mochten, ihm stets mehr Leid als Freude eingebracht hatten. Obschon fortwährend geistig schaffend, ließ er sich doch zu keiner neuen größern Arbeit mehr bestimmen. Dadurch aber, daß er vollkommen abschloß und nichts mehr von einer Welt verlangte, die den Lorbeerkranz und des Lebens höchste Ehren für ihn bereit hielt, schob er zwischen sich und die Begehrlichkeit anderer Sterblicher eine Scheidewand, innerhalb welcher er unabhängig von der Außenwelt und in fast klösterlicher Zurückgezogenheit lebte, alles,

was mit Moral und Gesetz im Widerstreit war, als machiavellistische Fälschung eines Sittengesetzes und Rechtsbegriffes abweisend, ohne welche es keine Basis der menschlichen Gesellschaft und des Staates gäbe.

Um das Unverständliche zu erklären, das in dem Wesen eines Mannes lag, der als warmer Patriot an seinen Mitbürgern, seinem Lande, seinem Herrscherhause hing und doch mit herber Kritik und faustischer Schärfe geißelte, was sein Herz mit treuer Liebe umschloß, hatte man sich gewöhnt, Grillparzer als Altösterreicher zu bezeichnen. Man verstand darunter das kleine Häuflein von Männern, welche sich äußerlich in den Grenzen eng bemessener religiöser, politischer und bürgerlicher Freiheiten zu halten gewöhnt hatten, während sie innerlich mit unerschütterlichem Rechtsbewußtsein sich in der Erinnerung an Kaiser Josephs unvergeßliche Tage — an die sogenannten Josephinischen Traditionen — klammerten, auf die Wiederkehr dieser Strömung bauten und sich einstweilen durch mutwilligen Spott und schneidende Selbstironie über die Schranken der Gegenwart hinaussetzten. Ob Grillparzer, seiner tief ernsten Natur nach, jenen größtenteils lachenden Philosophen beigezählt werden konnte, bleibt wohl zweifelhaft. Man pflegte jedoch ihn als solchen anzusehen und legte, um ihn zu charakterisieren, ihm mancherlei Absonderlichkeiten, namentlich aber einen Volksdialekt bei, den er wohl ganz in seiner Gewalt hatte, dessen er sich

aber nur bediente, wenn er mit Leuten verkehrte, die sich selbst in solcher Weise auszudrücken pflegten, oder wenn er Personen dieser Art scherzhaft bezeichnen wollte. Allerdings sprach er gewöhnlich nicht in der reinen Mundart deutscher Hofbühnen; er zog mitunter Zeit- und Fürwort bequem zusammen, vernachlässigte da oder dort einmal die Aussprache der Endsilben und bediente sich mit Vorliebe des Zwischenwörtchens ‚halt'; in feierlichen Momenten aber, oder wenn er ernst und eindringlich sprechen wollte, war er ohne Affektation der edelsten und reinsten Sprachformen mächtig, was wohl als Beweis dienen mag, daß ihm dieselben auch sonst geläufig sein mußten.

Wie unangenehm ihn schlechte Sprache berührte und wie empfindlich er dafür war, geht aus der Schilderung seiner Begegnung mit Joh. Nep. Hummel in Weimar und vielen anderen Äußerungen ebenso hervor, wie sich in dem Vergnügen, das er an guter Sprache (z. B. beim Besuche Rahels) empfand, schon sein richtiges Gefühl dafür kundgab. Nur scherzweise und im vollen Bewußtsein der Ungeheuerlichkeit manches Sprachauswuchses bediente er sich zuweilen des volkstümlichen Idioms und hierbei scheint er namentlich von Fremden oft arg mißverstanden worden zu sein.

Nicht minder schwer verständlich war vielen die Vorliebe, mit welcher der deutsche Dichter sich den romanischen Bildungselementen im Gegensatz zu den ger-

manischen zuwendete. Das Österreichertum Grillparzers lag, wenn man so sagen darf, wie der Katholizismus auf den Vorbedingungen romanischer Kultur und stellte sich wie dieses dem germanischen Wesen entgegen, zweifelhaft, ob dieser Stamm als späterer Emporkömmling der Zivilisation die hinreichende Basis für das Fortschreiten allgemeiner Bildung biete. Daher der Vorzug, den er, ungeachtet seiner Verehrung für Shakespeare, der französischen, italienischen und spanischen Literatur zuwendete, welche er alle ebenso wie die englische bis in die genauesten Einzelheiten kannte. Dazu kam noch, daß die Blütezeit Österreichs einer Epoche angehörte, da das germanische Element der Sprachbildung eben erst erwachte, des Dichters Jugend aber in eine Zeit fiel, da der strenge Abschluß von Deutschland das Österreichertum mit so festen Klammern umschloß, daß selbst die hervorragendste Begabung sich diesen Fesseln nicht zu entwinden, sich dieser Beschränkung nicht zu entziehen vermochte.

Eine andere Eigentümlichkeit, ein, fast möchte man sagen, sensitives Abschließen von der Welt beruhte in dem Vorhandensein eines tief innerlichen Bedürfnisses nach Einsamkeit und Sammlung, welches, wenn der schaffende Geist erwachte, ihm jeden, auch den wertesten Umgang lästig erscheinen ließ. Viele haben ihn in dieser Stimmung gesehen, still dahingehend in den belebtesten Straßen Wiens, durch einzelne Worte ja wohl

auch durch Bewegungen der Hand die innere Tätigkeit des Geistes verratend und kurz und fremd jeden Gruß — wenn er überhaupt bemerkt wurde — ablehnend. Dieses stillschweigende Zurückweichen vor fremder Begegnung wurde aber um so mehr zur Gewohnheit, als der Dichter sich überhaupt, namentlich in späteren Jahren, da die alten Freunde ihm größtenteils dahingegangen waren, wenig zu den Menschen, am wenigsten zu neuen Bekanntschaften hingezogen fühlte und sein Interesse und Sympathie erweckendes Wesen, dem aber — wie er sich dessen bewußt war — Hingebung fehlte, brachte ein fortwährendes Ablehnen naturgemäß mit sich. Er sah in diesen Dingen so klar, gab sich so wenig irgendeiner Selbsttäuschung hin, daß er sich schließlich zu streng beurteilte. ‚Sie glauben gar nicht', sagte er eines Tages, ‚was ich im Vergleich mit anderen für ein harter, kalter, unzugänglicher Mensch bin. Das einzige Gute an mir ist noch, daß ich's erkenne und an anderen zu schätzen weiß, daß sie anders sind'. Wie wenig aktiv er sich aber beim Anknüpfen freundschaftlicher Verhältnisse zeigte, geht schon daraus hervor, daß er selbst durch Goethes Aufforderung sich nicht bestimmen ließ, in brieflichen Verkehr mit dem großen Dichterfürsten zu treten, eine Sprödigkeit, die diesem wohl nur dies eine Mal begegnet sein und auf die Höflichkeit des Österreichers kein günstiges Schlaglicht geworfen haben mag. So wenig entgegenkommend

Grillparzer aber auch war, fehlte es ihm doch nicht an warmen Anhängern; denn diese auf sich selbst beruhende, scheinbar keines fremden Zuspruches, keines Anlehnens bedürftige Natur zog die Menschen mächtig an und wohl dürfte es kaum einen Sterblichen geben, dem treuere Liebe, hingebendere Freundschaft zuteil wurde.

Wenn der Hauch des Ernstes, der ihn umwehte und den Grundton seiner Natur bildete, den jungen Dichter schon in frühen Jahren vielen als unnahbare Größe erscheinen ließ, so verlieh eben die tiefe Resonanz seines Wesens den Momenten der Heiterkeit doppelten Reiz. Sein lautes Lachen, sein spöttisches, sein schalkhaftes Lächeln teilte sich den ihn Umgebenden schnell mit und stimmte zur Munterkeit, während die beinahe trübsinnige Atmosphäre seines Temperamentes niemals mit bleierner Schwere auf seinem Kreise lastete, wie dies bei ähnlich gearteten Charakteren oft der Fall ist. Eine gewisse Melancholie lag in seiner tiefsten Natur, aber weit entfernt, sich darin zu gefallen wie manche Poeten, war er vielmehr froh, seinen düsteren Vorstellungen durch heitere Ereignisse oder Personen entrissen zu werden. Weltschmerz und dichterische Schwermut, in welche sich z. B. Byron mit Vorliebe hüllte, standen im schneidendsten Gegensatz zu Grillparzers Natürlichkeit, Wahrheit und Selbsterkenntnis. ‚Ich suche oft', sagte er, ‚die Einsamkeit, nicht nur, weil sie mir Be-

dürfnis, sondern weil ich mir mit meinen traurigen Gedanken auch für die anderen sehr überflüssig erscheine'.

Aber auf solche Epochen vollständiger Absonderung von allen Menschen folgten dann Zeiten lebhafter Reaktionen, in welche es den Dichter drängte, was ihm bei dieser und jener Gelegenheit eingefallen, Ideen, die aufgetaucht, Bemerkungen, die er gemacht, zur Mitteilung zu bringen, gleichviel, wer die Personen waren, denen er sich in solchen Momenten offen hingab, die sich dann oft durch sein Zutrauen geehrt fühlten und sehr erstaunt waren, nach einiger Zeit nicht mehr gekannt zu sein. Ein dunkles Gefühl dieser Eigenheit ließ Grillparzer daher in Stunden der Überlegung mit einer gewissen Vorsicht zu Werke gehen und lehrte ihn mehr und mehr den Umgang mit Menschen ablehnen, von deren Wohlwollen er nicht überzeugt war. Dieses Bewußtsein eines zeitweise in Worten sorglos dahinströmenden Mitteilungsbedürfnisses, in welchem er eben so aussprach, was er sich oft lange vorher zurecht gelegt hatte, als was ihm momentan und unbedacht durch den Kopf fuhr, wobei er oft die widersprechendsten Äußerungen tat, steigerte aber auch die Abneigung gegen die Öffentlichkeit, d. h. gegen jene Öffentlichkeit, welche sich jedes zufällig hingeworfenen Wortes bemächtigt und alles, was unter dem Eindruck des Privatverhältnisses harmlos ausgesprochen wird, vor das Publikum bringt. Der Unmut, sich mit jeder Äußerung

vor dieses Forum geschleppt zu sehen, mußte um so größer bei einem Manne sein, dessen schroffe und bestimmte Sinnesart sich in scharfen und epigrammatischen Aussprüchen ebenso gern und leicht Luft machte, als es seine Herzensgüte und seinen feinen Takt für das Schickliche verletzte, wenn durch unberechtigtes Verbreiten von Äußerungen, die in augenblicklicher Aufwallung unbedacht geschehen waren, andere beleidigt wurden. Noch mehr aber erzürnten den streng Wahrheitsliebenden die von Wiederholungen unzertrennlichen Entstellungen und Mißverständnisse solch einzeln herumgetragener Worte und Meinungen.

Mit diesem Unwillen gegen das Hinausgezerrtwerden in die Öffentlichkeit ging Hand in Hand eine steigende Abneigung gegen dieselbe, welche, nachdem eines seiner Stücke mit Mißfallen aufgenommen worden war, sich auf jede literarische Publizität erstreckte. Hieraus aber ergaben sich manche der Widersprüche seines Lebens, die dazu beitrugen, ihn unverständlich zu machen. Denn Widerspruch war es, wenn der sich seiner echten Kraft bewußte Dichter eine Öffentlichkeit verabscheute, durch welche er gleichwohl nach seinem Tode zur Anerkennung zu gelangen überzeugt war; Widerspruch war es, wenn er, der ein deutscher Dichter und das deutsche Element in Österreich so hoch hielt, daß er in dessen Beeinträchtigung den Verfall seines Vaterlandes sah, sich von Widerwillen gegen Deutschland beherr-

schen ließ; Widerspruch war es, wenn die mangelnde Teilnahme Deutschlands ihn kränkte, da er doch durch Zurückhalten einer Gesamtausgabe seiner Werke überall, außer der Heimat, fremd bleiben mußte; Widerspruch war es, wenn er in epigrammatischen Ausfällen sich gegen die Forschungen der Germanisten wandte, während er doch selbst seine Sprache offenbar an dem Läuterungsprozeß, den sie durchführten, gereinigt hatte; Widerspruch war es, wenn er aus Liebe zu Österreich sich zum Haß gegen Preußen bestärkte, während er doch der redlichen Sparsamkeit der dort Verwaltenden, der Hingebung und Selbstentäußerung der Regierenden (großen Staatsmännern gegenüber) immer Gerechtigkeit widerfahren ließ; Widerspruch war es — aber wer könnte die Widersprüche dieses innerlich doch harmonisch gestimmten Lebens, die herben Konflikte einer durchaus groß angelegten Natur im Zusammenstoß mit kleinlichen Verhältnissen eingehend schildern; wer die Mißverständnisse, die daraus entstanden, erklären?

Es ergaben sich aus diesen Gegensätzen die traditionellen Unwahrheiten, welche über Grillparzer wie über fast alle hervorragenden Männer im Umlaufe sind, auf welche sich die Blicke der Menge in einer Lebenszeit richten, da sie selbst sich diesen Blicken zu entziehen suchen. Während Goethe, dessen letzte Greisenjahre von seiner Schwiegertochter Ottilie und deren Schwester Ulrike von Pogwisch gehütet wurden, durch die Schranken,

welche deren Sorgfalt um ihn zog, in den Ruf vornehmer Zurückgezogenheit und kalter Verschlossenheit kam, haben andere einzeln stehende Männer von solcher Bedeutung, z. B. Humboldt, viel Schlimmeres dadurch erfahren, daß die neugierige Geschwätzigkeit sich an sie drängte und alles und jedes auf sie bezügliche zu Markt brachte. Momentane Aufwallungen der Galle, des Unmutes, der üblen Laune, Äußerungen und Urteile, nicht selten von körperlichen Stimmungen bedingt, die rücksichtslos verbreitet wurden, fälschten zuweilen das Bild von Männern, die, wie groß sie auch waren, nicht nur Menschen blieben, sondern auch in der Hinfälligkeit ihres Alters ebenso der körperlichen und geistigen Schwäche unterlagen wie andere Sterbliche.

Ungeachtet solcher Hinfälligkeit wohnte in dieser schwachen Hülle ein starker und lebendiger Geist und das starke und vielseitigste Interesse an fast allen Dingen verließ ihn nicht bis zu seiner Todesstunde. Daß er diese aufrecht erwarten, daß er nicht im Bette sterben werde, hatte er oft gesagt. Poesie, vor allem die dramatische, das Theater im allgemeinen und speziell das Burgtheater und dessen Künstlerschar, nahmen seine Teilnahme im höchsten Grade in Anspruch. Alles, was damit im Zusammenhange war, interessierte ihn und er gedachte oft, wenn die Rede darauf kam, dankbar Jos. Weilens, welcher ihn stets im Laufenden der darauf bezüglichen Vorgänge hielt. Aber auch über alle

anderen Ereigniſſe der Politik und der Literatur, des Staates, des Hofes, der Regierung war er ſtets aufs Beſte unterrichtet. Sein kritiſcher Blick ſchweifte über die Verhältniſſe der Gegenwart hinüber zu der Vergangenheit, deren Geſchichte er genau kannte und ſtets deutlich vor Augen hatte, zu politiſchen Kombinationen, die er lebendig geſtaltete und es ſchien oft unbegreiflich, woher und wie der einſam lebende Greis alle dieſe Nachrichten bekam, behielt und im Geiſte verarbeitete.

Die Möglichkeit hierzu lag wohl in der Aufmerkſamkeit, die er fremder Mitteilung ſchenkte. Er gehörte nicht zu dem Schlage alter Herren und anerkannter Zelebritäten, die ſich ſogleich des Geſpräches bemeiſtern und jeden, der ihnen begegnet, als brauchbares Material, ſie anzuhören und zu bewundern, anſehen. Es liegt aber eben in der individuellen Geltung, die er jedem im Umgange einräumte, zugleich die Beantwortung der Frage, wie er zur Kenntnis all der Dinge kam, welche nur durch den lebendigen Verkehr vermittelt werden. Zugleich erhellt aus dieſer Eigenart die Unmöglichkeit, des gefeierten Mannes Worte allein und ohne die ſich im Zwiegeſpräche ergebenden Zwiſchenreden, welche leider mehr als wünſchenswert hier in Betracht gezogen werden mußten, mitzuteilen, da dieſe letzteren die Übergänge von einem Gegenſtand zum andern bilden. Dieſelben konnten daher, ohne der charakteriſtiſchen Wahrheit zu ſchaden, nicht weggelaſſen

werden, denn ein jähes Springen von einem Gegenstand zum andern, sowie der Gebrauch abgehackter kurzer Sätze, welche durch Hinweglassung der zwischenliegenden Antworten notwendig entstanden, war durchaus nicht in seiner Art. Und wenn in manchen seiner Aussprüche etwas Sententiöses lag, so standen sie doch immer so sehr im Zusammenhange des Gespräches und wurden so schlicht und einfach vorgebracht, daß es Sache des Hörers blieb, die darin enthaltene Bedeutung zu finden.

In den Beginn des sich freundlich gestaltenden Verkehrs fiel ein schweres Unglück unseres Hauses und lange Zeit wagte ich nicht, des mir fernstehenden Dichters Schwelle zu betreten. Zwischen dem Maistrauß, den ich 1864 bescheiden an seiner Türe abgab und den Blumen, die ich am 1. Mai 1865 selbst zu bringen mir erlaubte, lag der Abgrund eines Schmerzes, in welchen den Greis blicken zu lassen mir um so weniger passend schien, je fremder dem einsam und ohne Familie Lebenden solcher Gram geblieben sein mußte. Er aber, denselben von den stummen Lippen lesend, glitt in leiser Berührung, mit wenig Worten des Geschehenen gedenkend, darüber hin und suchte Teilnahme zu spenden, indem er in überraschender Weise Analogien in seinem eigenen Leben suchte und fand. Der einzige Neffe der Damen Fröhlich, seiner Jugendfreundinnen und späteren Hausgenossinnen, Wilhelm Bogner, von ihnen allen

wie ein Sohn geliebt und auch von dem Dichter mit väterlicher Teilnahme begleitet, voll der herrlichsten Anlagen, war ihnen in der Blüte der Jahre, im Glanze freudiger Hoffnungen durch den Tod entrissen worden. Die Art, wie Grillparzer dieses tief treffenden Schlages gedachte, die wenigen Worte eines schwer wiegenden Verständnisses für ein solches Weh, die Entschiedenheit, mit welcher er aussprach, daß der volle Wert des Menschen sich eben darin zeige, wie er die Wechselfälle des Lebens, Freude und Schmerz, vor allem aber das unabänderliche Unglück trage — das alles ließ den Greis in diesen Momenten als einen Patriarchen vor mir erscheinen, dessen väterliche und Ehrfurcht gebietende Autorität bestimmend auf mich wirkte.

Von dieser Zeit an schrieb ich, wenn es mir möglich war, seine Worte und die mit ihm gepflogenen Unterredungen nieder und wenn ich den Meinigen — die wohl auch den Dichter zeitweise besuchten — davon erzählte, waren sie so sehr erfreut, daß es mir als eine Art Familienpflicht erschien, diese unvergeßlichen Stunden nach Möglichkeit für sie festzuhalten.

Die nachfolgenden Mitteilungen sind das Ergebnis meiner Aufzeichnungen; da diese Unterredungen ohne den leisesten Hinblick auf die Möglichkeit einer Veröffentlichung niedergeschrieben wurden, erschien es um so mehr angezeigt, alles, was sich auf Persönlichkeiten bezog, was als Ausdruck des Unmutes, momentaner

Gereiztheit, politischer Unzufriedenheit — ja alles, was im Sinne des Dahingeschiedenen als Vertrauensäußerung gelten konnte, wegzulassen, als gerade diese herb vibrierenden Saiten seines Wesens durch all seine Dichtungen und Worte hindurchklingen, ja in fast allen Mitteilungen über ihn mehr denn hinreichend hervorgehoben sind. Es sollte eben die Aufgabe dieser Blätter sein, jenen allzu verdüsterten Zügen gegenüber in leichten Umrissen das nur wenigen bekannt gewordene, aber dennoch gleichfalls wahrheitsgetreue Bild des ernsten Greises im Gewande der ihm ganz eigentümlichen schlichten und liebenswürdigen Weise darzustellen, die alle, die ihm näher zu treten Gelegenheit hatten, unauflöslich an ihn fesselte.

Indem ich diese Mitteilungen aus dem persönlichen Verkehre mit Franz Grillparzer nicht ohne Befangenheit der Öffentlichkeit übergebe, glaube ich wiederholt betonen zu müssen, daß sie ursprünglich bloß für die Familie und einen engen Freundeskreis bestimmt waren. Nur die Unmöglichkeit, unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen Mittelweg zwischen Geheimhaltung und Publizität einzuschlagen, nötigte zu einer Wahl zwischen diesen beiden Extremen. Der Wunsch aber, ein bescheidenes Scherflein zur pietätvollen Erinnerung an den Dichter beizutragen, führte zu der Entscheidung, von welcher das Erscheinen dieser kleinen Schrift Zeugnis gibt.

Wien 1873.

An Grillparzers Todestage."

Die ursprünglichen Aufzeichnungen der Frau von Littrow-Bischoff standen mir nicht zur Verfügung; daher mußten die gedruckten Gespräche ohne jegliche handschriftliche Ergänzung wiederholt werden. Es ist aber zu hoffen, daß die erhaltenen Papiere von pietätvoller Hand bei einer dringend erwünschten zweiten und vermehrten Auflage verwertet werden. Für die gütige Erlaubnis zum Abdrucke der Gespräche in unserer Sammlung haben wir der Tochter der Berichterstatterin, Frau Hofrätin Ella von Lang, wie schon in der Vorrede zum ersten Bande so auch hier, den ergebensten Dank auszusprechen.

Unser Dank wendet sich weiterhin an Herrn Redakteur Moriz Mandl, dem wir die Mitteilung des Gespräches Nr. 1203 III verdanken, an Herrn Dr. Bruno Frankl von Hochwart, der die Nummern 1229 I und 1238 beisteuerte, ferner an die bewährten treuen Helfer Herrn Dr. Paul Kisch, Herrn Dr. Alfred Rosenbaum, Herrn Privatdozenten Dr. A. Schaer, Herrn Paul Taussig und Herrn Professor Dr. Alexander Ritter von Weilen, ohne deren Mithilfe die Sammlung nicht hätte zustande kommen können.

A. S.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorrede V

Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen.

Zweite Abteilung.

Gespräche und Charakteristiken.

Vom Sturz in Tüffer bis zur Feier des achtzigsten Geburtstages

Juni 1863 bis Januar 1871.

Nr. 1133 bis 1246.

In Römerbad-Tüffer.

1. Juni bis 16. Juli 1863.

Nr. 1133 bis 1145.

1133. Nach den Erinnerungen der Gräfin Luise Schönfeld-Neumann. Mitgeteilt von Anton Bettelheim 1898 1

1134. „Der Botschafter", Wien, 19. Juni 1863 . . . 2

1135. „Wiener Zeitung", Abendblatt. 19. Juni 1863 . 3

1136. „Der Botschafter", 20. Juni 1863 3

1137. „Der Botschafter", 21. Juni 1863 4

1138. „Allgemeine Zeitung", Augsburg, 26. Juni 1863, Wien, 23. Juni 1863 4

1139. „Der Botschafter", Wien, 24. Juni 1863 . . . 5

Seite

1140. Anna Fröhlich aus Wien an Katharina und Josephine in Römerbad. Wien, 25. Juni 1863 . 5
1141. „Die Presse", Abendblatt. Wien, 25. Juni 1863 . 7
1142. Anna Fröhlich an die Schwestern Katharina und Josephine in Römerbad. Wien, Juni und Juli 1863 8
1143. Josephine Fröhlich an Anna. Römerbad, wahrscheinlich am 7. Juli 20
1144. Anna Fröhlich an die Schwestern nach Römerbad. Wien, 8. bis 10. Juli 20
1145. „Der Botschafter", Wien, 13. Juli 1863 22

Leben und Wohnung im Alter.

1146. I. Hans Hopfens Nekrolog, „Berliner Nationalzeitung", 1872 23
II. Emil Kuhs Bericht aus „Zwei Dichter Österreichs 1872" 26

Unbestimmtes.

1863 bis 1872.

Nr. 1147 bis 1152.

1147. Aus Gesprächen mit Hans Hopfen. Nach Hopfens Erzählung 1871 28
1148. Aus Gesprächen mit Emil Kuh.
I. Franz Grillparzer. (Zu seinem 73. Geburtstage.) „Die Presse", Wien, 15. Januar 1864. Em. K. 32
II. Jahresbericht der Wiener Handels-Akademie für 1866 32
III. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München, 18. Januar 1871 35
IV. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München, 8. Februar 1871 37
V. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München, 16. Februar 1871 37
VI. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München, 21. Februar 1871 38

Seite

VII. Zwei Dichter Österreichs, 1872 38
VIII. „Wiener Abendpost", 9. Januar 1873 . . 48
1149. Aus Gesprächen mit Heinrich Bohrmann. Nach Bohrmanns Mitteilung, 1872 48
1150. Aus Gesprächen mit Heinrich Laube. Nach Laubes Buch „Das Wiener Stadttheater", 1875 53
1151. Aus Gesprächen mit Josef Pollhammer. Nach Pollhammers Aufzeichnungen. 57
1152. Aus Gesprächen mit L. A. Frankl. Nach dessen Bericht, 1883 58

1153. Zu Adolf Foglar. Wien, 12. August 1863. Nach Foglars gleichzeitiger Aufzeichnung 61
1154. Zu Auguste von Littrow-Bischoff. Nach deren Mitteilung, 1873 61
1155. Zu W. v. Wartenegg. Wien, 6. Dezember 1863. Nach Warteneggs gleichzeitiger Aufzeichnung . . 63
1156. „Die Presse", Wien, 15. Januar 1864. Abendblatt. Ovation für Grillparzer) 64
1157. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, 15. Januar 1864. Nach ihrem Berichte, 1873 . . 66
1158. Familie Lieben bei Grillparzer. Wien, etwa 23. Januar 1864. Aufzeichnung von Rosa Lieben. 6. April 1864 67
1159. Josephine Baronin Knorr bei Grillparzer. Wien, 1. Februar 1864.
I. Nach gleichzeitiger Aufzeichnung der Baronin 69
II. Nach dem Tagebuche der Baronin 71
1160. Josephine Baronin Knorr bei Grillparzer. Wien, 26. April 1864.
I. Nach ihrem Tagebuche 71
II. Nach gleichzeitiger Aufzeichnung der Baronin 72
1161. Zu Wilhelm v. Wartenegg. Wien, 1. Mai 1864. Nach Warteneggs gleichzeitiger Aufzeichnung . . 73
1162. Zu Friedrich Halm. Frühjahr oder Sommer 1864. Nach Emil Kuhs Erzählung 1872 74
1163. Grillparzer in Baden seit 1864. Bericht von E. Ehn, Baden, im Januar 1871 75

Seite

1164. Pollhammers Verkehr seit 1864. Nach Pollhammers späterer Mitteilung 76
1165. Sistierte Köpfe (Vornehme). Die Lords von Österreich. Michael Klapp, „Wiener Bilder und Büsten", 1867 77
1166. Zu Wilhelm v. Wartenegg. Wien 1865. Nach Warteneggs gleichzeitiger Aufzeichnung 78
1167. Zu Adolf Foglar. Wien, 8. Januar 1865. Nach Foglars gleichzeitiger Aufzeichnung 80
1168. Hermann Josef Landau bei Grillparzer. Wien, 4. Mai 1865. Landau, Stammbuchblätter, 1875 . 80
1169. Auguste von Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, Mai 1865. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 83
1170. Baden, 15. Juli 1865. „Wiener Abendpost", 1865. 21. Juli. Sommerbriefe III. Baden, 19. Juli . . 92
1171. Franz Raab an Heinrich Laube. Wien, 2. September 1865 93
1172. Zu Josef Pollhammer. Herbst 1865. Pollhammer an Michael Maria Rabenlechner, 9. Februar 1894 93
1173. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, Herbst 1865. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 94
1174. Zu Heinrich Bohrmann. Wien, 14. Dezember 1865. Nach Bohrmanns Mitteilung 1872 100
1175. Emilie Binzer an Kaiser Maximilian von Mexiko. 22. Dezember 1865. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 20. Oktober 1867 102
1176. Zu Prof. Dr. Robert Zimmermann. Wien, 6. Januar 1866. Nach Zimmermanns gleichzeitiger Aufzeichnung 103
1177. Zu Heinrich Bohrmann. Wien, Mitte Januar 1866. Nach Bohrmanns Mitteilung, 1872 108
1178. Lokalanzeiger der „Presse". Wien, 14. Januar 1866. Beilage zu Nr. 13. Wien, 15. Januar 1866. (Übergabe der Adresse an Grillparzer.) 109
1179. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, Januar 1866. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 111
1180. L. Speidel: Feuilleton über „Ein treuer Diener seines Herrn". „Neue Freie Presse", 1. Februar 1866, Nr. 511 118

Seite

1181. Kaiser Maximilian von Mexiko an Emilie v. Binzer. Cuernavaca, 3. Februar 1866. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 20. Oktober 1867 118

1182. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, Februar 1866. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 119

1183. Wiener Skizzen. „Der Wanderer", Wien, 28. Februar 1866 131

1184. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, März 1866. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 132

1185. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, Frühling 1866. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 141

1186. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, Herbst 1866. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 149

1187. „Die Presse", Wien, 18. November 1866 . . . 156

1188. „Neue Freie Presse", Wien, 24. Dezember 1866 . 156

1189. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, Ende Dezember 1866. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 157

1190. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, Winter 1866—1867. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 163

1191. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, März 1867. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 182

1192. Ferdinand v. Saar bei Grillparzer. Wien, März 1867. Saar an Moritz Necker. Raitz in Mähren, 16. März 1892 191

1193. Ludwig Gabillon an ? Wien, 4. April 1867 . . 193

1194. Grillparzer, Halm und Laube. „Neues Wiener Tagblatt", 5. August 1867 193

1195. „Neues Wiener Tagblatt", 27. August 1867 . . 194

1196. „Neue Freie Presse", 8. September 1867 . . . 194

1197. „Neue Freie Presse", Beilage zu Nr. 1088, 11. September 1867. „Mitteilungen aus dem Publikum". Wien, 10. September. Verus 196

1198. „Neues Wiener Tagblatt", 16. September 1867 . 197

1199. „Neue Freie Presse", Beilage zu Nr. 1096, 19. Sep-

Seite

tember 1867. „Mitteilungen aus dem Publikum". Wien, 18. September 1867. Veracissimus . . . 197

1200. Karl v. Thaler bei Grillparzer. 1867? Nach Thalers Bericht, 1871 198

1201. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, 6. Oktober 1867. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 199

1202. Moritz v. Schwind an Eduard Mörike. München, 26. Dezember 1867 208

1203. Moritz Mandl bei Grillparzer. Wien, Anfang Januar 1868.

I. Nach Mandl Feuilleton: Zur Würdigung Franz Grillparzers. „Neue Freie Presse", 15. Januar 1868 208

II. Nach Mandls Feuilleton: „Titan und Olympier" (H. v. Kleist und Goethe). „Deutsche Zeitung", 11. und 12. Januar 1893 . . . 210

III. Nach einem 1880 niedergeschriebenen Aufsatze Mandels: „Ludwig van Beethoven in Beziehung zur deutschen Dichtung" 211

1204. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, 15. Januar 1868. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 218

1205. Wien, 15. Januar 1868. Nach der Erzählung von Karl Emil Franzos, 1891 220

1206. Teilnahme an der Sitzung des Herrenhauses. 21. März 1868.

I. Nach L. A. Frankls Bericht, 1883 221

II. „Die Presse", Abendblatt. 21. März 1868 . . 222

III. „Die Presse", 22. März 1868 222

1207. Ovationen in der Nacht vom 21. auf den 22. März 1868.

I. „Die Presse", 23. März 1868 222

II. Nach Alfred Klaars Erzählung, 1897 223

1208. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, Ende März 1868. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 225

Seite

1209. Zu L. A. Frankl. Wien, Ende März oder Anfang April 1868. Nach Franklś Mitteilung 1883 . . . 234
1210. Ein Wort Grillparzers. „Neue Freie Presse", Wien, 3. April 1868 236
1211. Nach Aufzeichnung von Helene Lieben. Wien, 6. April 1868 237
1212. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, zwischen 4. und 22. Mai 1868. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 238
1213. „Fremdenblatt", Wien, 10. Mai 1868 249
1214. Sommer und Herbst 1868. Nach Aufzeichnungen von Auguste v. Littrow-Bischoff 250
1215. Baden, 22. August 1868. Nach L. Ehns Bericht 1871 252
1216. Marie v. Najmájer bei Grillparzer. Wien 1868. Nach ihrem Bericht 1904 252
1217. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, Januar 1869. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 255
1218. Zu Robert Zimmermann. Wien, 15. Januar 1869. Nach Zimmermanns gleichzeitiger Aufzeichnung . 264
1219. „Tagblatt", Wien, 18. Januar 1869 265
1220. L. A. Frankl bei Grillparzer. Wien, 22. Februar 1869.
I. Frankl an A. Grün. Wien, 22. Februar 1869 265
II. Nach L. A. Franklś Bericht 1883 266
1221. Marie v. Weilen bei Grillparzer. Wien, 28. März 1869. Nach ihrem Tagebuche 268
1222. Moritz v. Schwind an Bauernfeld. München, 23. April 1869 268
1223. In Baden, 5. Juni bis 14. August 1869. Nach Eduard Hanslicks Erzählung, 1893 268
1224. Baden, Ende der Sechzigerjahre. Nach der Mitteilung von Dr. Eugen Lammer. Stockerau, 29. April 1911 269
1225. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, anfangs Dezember 1869. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 270
1226. Vielleicht Ende Dezember 1869. Emil Kuh an Gottfried Keller. Meran, 27. Mai 1875 . . . 279

Seite

1227. Emil Wickerhauser bei Grillparzer. 1869. Nach Wickerhausers Erinnerungen, 1891 279
1228. „Wiener Fremdenblatt", 6. März 1870 280
1229. L. A. Frankl bei Grillparzer. Wien, Mai 1870.
I. Nach einer Aufzeichnung L. A. Frankls . . . 280
II. Nach L. A. Frankls Erzählung, 1883 . . . 281
1230. In Baden, 4. Juni bis 20. August 1870. Vom Dichter der „Esther". „Tagespresse", 29. Juni 1870. Bimini 283
1231. Bauernfeld an Baronin Sophie Todesco. Wien, 4. Juli 1870 291
1232. Bauernfeld an Baronin Sophie Todesco. Ischl, 25. August 1870 291
1233. Bauernfeld an Baronin Sophie Todesco. Ischl, 1. September 1870 292
1234. Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer. Wien, Sept. 1870. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 293
1235. J. v. Weilens Tagebuch. Wien, Anfang Oktober 1870 297
1236. J. v. Weilens Tagebuch. Wien, zwischen 7. und 12. Oktober 1870 298
1237. Zu Adolf Foglar. Wien, 1. November 1870. Nach Foglars gleichzeitiger Aufzeichnung 298
1238. Aus einer Aufzeichnung L. A. Frankls, 19. November 1870 299
1239. Unterrichtsminister Karl v. Stremayr an Kaiser Franz Joseph I. Wien, 24. November 1870 . . 300
1240. Schwind an Bauernfeld. München, 25. November 1870 301
1241. Der Reichskanzler Graf Beust an Kaiser Franz Joseph I. Wien, 10. Dezember 1870. „Die Presse", Wien, 18. Januar 1871 301
1242. J. v. Weilens Tagebuch. Wien, 15. Dezember 1870 302
1243. J. v. Weilens Tagebuch. Wien, 18. Dezember 1870 302
1244. „Wiener Fremdenblatt", 23. Dezember 1870 . . 303
1245. A. Grün an L. A. Frankl. Dezember 1870 . . 304
1246. Zu Auguste v. Littrow-Bischoff. Neujahr 1871. Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung 304
Anmerkungen 309
Druckfehler 359

Vom Sturz in Tüffer
bis zur Feier des achtzigsten Geburtstages.

Juni 1863 bis Januar 1871.

Nr. 1133 bis 1246.

In Römerbad-Tüffer.

1. Juni 1863 bis 16. Juli 1863.

Nr. 1133 bis 1145.

1133.

Nach den Erinnerungen der Gräfin Luise Schönfeld-Neumann.

Mitgeteilt von Anton Bettelheim 1898.

Über Grillparzer habt Ihr schon so viel gehört und gelesen, daß ich eigentlich nichts mehr hinzuzufügen wüßte, außer daß ich einmal im Römerbad, wo Euer Vater die Kur gebrauchte, mit ihm zusammentraf. Du, liebe Rosalia, warst damals ein Kind von vier Jahren und sein Name gab Dir viel zu denken. Einmal kamst Du zu mir und sagtest: „Warum heißt er denn Grillparzer? ißt er nur Grillen und patzt sich dabei an?“ Es war in demselben Jahr, als er den unglücklichen Fall getan, der ihn um sein Gehör brachte.

Wir sahen ihn täglich, er fing an, recht zutraulich zu werden und erzählte uns, wie und wo er anfing, die Motive zu seinen Schöpfungen in sich aufzunehmen und

wiederzugeben. Da stürzte er eines Tages über eine steinerne Freitreppe und blieb am Fuße derselben ohnmächtig liegen.

Es war ein entsetzlicher Anblick! Grillparzer war nach seiner Gewohnheit allein und ohne Bedienung gekommen, der Badearzt Dr. Leidesdorf kam in seiner Aufregung zu uns gelaufen, um sich zu erkundigen, wohin er das Unglück zu berichten habe? an wen er um Hilfe telegraphieren solle?

Da traf es sich denn günstig genug, als wir Bescheid geben konnten und daß Kathi mit Pepi Fröhlich augenblicklich ankamen und seine Pflege übernahmen.

Auf diese traurige Art war der schöne Verkehr mit ihm so schnell gestört.

In seiner Rekonvaleszenz pflücktest Du täglich die schönsten Blumen für ihn, brachtest sie auch bis an seine Tür, warst aber nicht zu bewegen, sein Zimmer zu betreten, seit Du den Verwundeten gesehen.

Mir jedoch trugen meine bescheidenen Aufmerksamkeiten einen wunderschönen Brief von ihm ein, der das kostbarste Stück meiner kleinen Autographensammlung bildet.

1134.

Der Botschafter.

Wien, 19. Juni 1863.

†(Grillparzer) Wie wir vernehmen, ist der Dichter Franz Grillparzer, Mitglied des Herrenhauses, welcher zur Badekur im Römerbade Tüffer in Steiermark weilt, daselbst schwer erkrankt und es wurde ein Arzt von hier zu demselben berufen. Bei der heutigen feierlichen Eröffnung des Reichsrates wurde die Abwesenheit Grillparzers be-

merkt und mit Rücksicht auf die Ursache allgemein teilnehmend beklagt.

1135.

Wiener Zeitung. Abendblatt.

19. Juni 1863.

* Hofrat Franz Grillparzer, welcher seit kurzem im Römerbad in Steiermark weilt, hat, wie eine telegraphische Depesche meldet, daselbst einen Fall getan, welcher eine Erschütterung des Kopfes verursachte. Neuern Nachrichten zufolge befindet sich der verehrte Dichter jedoch schon wieder um Vieles besser, so daß zu ernstlichen Besorgnissen keine Veranlassung zu sein scheint. Sein Nichterscheinen in den ersten Sitzungen des Reichsrates steht mit diesem Unfall nicht in Zusammenhang, er sah vielmehr schon bei seiner Abreise von Wien voraus, daß seine Kur ihm erst später gestatten werde, seinen Platz im Herrenhause, auf welchem er bekanntlich während der ersten Session niemals fehlte, wieder einzunehmen.

1136.

Der Botschafter.

20. Juni 1863.

† (Grillparzer) In Bestätigung der von uns gestern gebrachten Mitteilung meldet heute die Wiener Zeitung: „. . . .“ [Nr. 1135].

Nach einem Telegramm, welches uns mitgeteilt wird, befindet sich Grillparzer etwas besser. Er leidet an einer Gehirnerschütterung, welche er sich durch den Fall zugezogen hat. Bei diesem Falle hat er sich an der Schläfe und an der Schulter stark verwundet.

1137.

Der Botschafter.

21. Juni 1863.

Nach einem Briefe aus Tüffer vom 19. Juni befindet sich Grillparzer etwas besser. Sein Fall am 16. Juni geschah durch einen Fehltritt, er stürzte über eine hölzerne Stiege hinab. Durch Eisumschläge und sonstige sorgfältige Pflege ist er so weit besser, daß er abwechselnd vom Bett auf ein Ruhebett gebracht wird. Seine Besinnung ist vollständig zurückgekehrt, das anfangs ganz verlorene Gehör kehrt nach und nach zurück und der Besuch des befreundeten Wiener Arztes hat ihn so sehr erfreut, daß er mit Heiterkeit am Gespräche teilnimmt. Der Arzt hofft daher, daß die Gefahr beseitigt sei. Vor 14 Tagen bis drei Wochen ist nicht daran zu denken, ihn nach Wien zu bringen. Frau Gräfin Schönfeld-Neumann nimmt sich Grillparzers eifrig an und hat auch die erste telegraphische Nachricht von dem Unfalle nach Wien gesendet, infolge welcher der mit Grillparzer befreundete Arzt nach Römerbad eilte.

1138.

Allgemeine Zeitung.

Augsburg, 26. Juni 1863, Nr. 177.

⊙ Wien, 23. Juni. Ganz Wien nimmt lebhaften Anteil an dem Befinden Grillparzers und freut sich, daß die Nachrichten aus dem Bad Tüffer günstig lauten. Der Wiener Dichter ist in den letzten Jahren eine populäre, allgemein verehrte Persönlichkeit geworden, insbesondere seit der Zeit, als man die politischen Motive näher kennen lernte, von denen norddeutsche Literarhistoriker, bei allem, was von Österreich und Wien kam, sich in ihren Arbeiten

leiten ließen. Von dieser Krankheit, das kleindeutsche Parteileben zu bewundern, sind wir in Österreich gründlich geheilt und die HH. Julian Schmidt, v. Sybel, und alles, was drum und dran hängt, sind einflußlos geworden und werden es auch hoffentlich bleiben. Grillparzer ist am 15. Januar in das 73ste Lebensjahr eingetreten und erfreute sich bis in die jüngste Zeit einer seltenen geistigen und körperlichen Frische.

1139.

Der Botschafter.

Wien, 24. Juni 1863.

† (Grillparzer) Nach den neuesten Berichten über das Befinden Grillparzers sind die bedenklichen Erscheinungen schon verschwunden und ist nur eine bedeutende Schwäche zurückgeblieben, welche aber hoffentlich binnen einigen Wochen durch Ruhe und sorgfältige Pflege ebenfalls gehoben werden wird. Sein Arzt ist bereits nach Wien zurückgekehrt.

1140.

Anna Fröhlich aus Wien an Katharina und Josephine in Römerbad.

Wien, Donnerstag, 25. Juni, 7 Uhr früh. Gestern den Brief auf die Post getragen; zu ..... Da ist ein Jammer, und bloß durch den fürchterlichsten Eigensinn, auf den Punkt gekommen, das Leben einzubüßen. Elise fand sie fast sterbend in Waidhofen, weil sie durchaus keinen Arzt kommen ließ; ihre beiden Schwestern, die diesen Charakterzug an ihr nur zu gut kennen, entstanden durch ihre nie unterbrochne Selbständigkeit, brachten es mit vieler Mühe dahin, daß die Schwester zum Arzt gieng ..... Wie ich sie so durch die Glastür liegen sah, fielen mir drei Worte

ein, die unser guter Grillparzer hat: „Das macht mir einen Eckel, unleidlich und widerlich“; dieses letztere ist mir der Inbegriff, daß man eher mit jemand, den man haßt und sogar verachtet, verkehren kann, als der uns widerlich .....

Besuch von Konsul Schwarz, galt nicht meiner Liebenswürdigkeit, sondern der Teilnahme für unsern „Wau-wau“ ..... [Dieser erzählte von einer Krankheit seiner Frau, die über 9000 fl. Silber kostete.] So viel wird sie für unsern Schneckentänzer wohl nicht kosten, aber was es sei, ich stehe mit allem, was ich besitze, zu Diensten, wenn wir nur erst ihn wieder haben, und zwar mit allen seinen wider — nein, dies Wort spreche ich nicht aus, will sagen: Sonderbarkeiten. | Ein Riß an der Glocke, es war Herl, in seinem Stolz, Susanne hatte nicht Gelegenheit, ihre Lection herzusagen, „er brauche nur zu wissen, ob besser oder schlechter“ .....

Aus der Hofbibliothek geschickt, Nippel Mutter da, von allen gebeten, die Teilnahme kundzugeben. Gestern vor Tisch war Leopold da, und brachte mir eine Abschrift des Briefes an Schosulan ..... Nein, es ist eine Schmach, auf jede Frage von allen, die kommen, „wie geht es Fräulein Katti“, sagen zu müssen, ich hatte aus Sorge für Grillparzer vergessen, daß noch jemand krank sein könnte. Nun will ich meinen Fehler gut machen, und Dich selbst fragen. Also genaue Antwort darauf, darin bist Du eine Meisterin, Apropositо, das Geld nach Salzburg. Es ist zum Erstaunen, wie ich in meiner Einsamkeit auf alles denke. 11 Uhr. Eben war Preyß da, und wollte Nachricht von Euch haben. Jetzt weiß ich alles, von Grillparzer und von Katti, und wie er mit Dir zufrieden war, daß er beinahe glaube, Pepi werde seiner guten Meinung nicht so viel Ehre machen.

Denkt Euch, eben war Stancowits eine Stunde hier, das wäre was für Grillparzer, wenn jemand von unsern Bekannten nur einige Minuten seiner kostbaren Zeit ihm entzöge. 1 Uhr. Ich bin ganz auseinander. Komenda und Faukal waren bis jetzt bei mir. Da steht ein Artikel, im Fremdenblatt, aus Laibach, der von Ahnungen spricht, die Grillparzer vor seiner Abreise gehabt haben soll; dann etwas von den neuesten Nachrichten; es wäre viel zu weitläufig, Ihr sollt es daher selbst lesen ..... Es scheint mir fast, ich werde heute wieder einen Brief aufgeben, wenn mich auch Grillparzer auslacht; es wird nicht immer so viel Material vorhanden sein. Habt Ihr den Artikel über die Beethovenfeier in dem gestrigen Abendblatt der Wienerzeitung gelesen (Mittwoch)? es scheint, daß die Gedichte nicht besonders begeistert waren. Ich werde sie mir zu verschaffen suchen. Betti, Susanne, Letztere gar, wird nicht fertig, sie bei Euch in Erinnerung zu bringen. Aus jedem Wort, was sie von Römerbad hört, wird eine Mordgeschichte und als Belohnung für ihre Anhänglichkeit und ihre Sorgfalt, höre ich sie geduldig an. Daß meine Grüße und Wünsche gewiß die innigsten für Euch sind, brauche ich nicht zu sagen, mit Einschluß Unsers Gefallenen. Netti. Gott gebe seinen Segen.

1141.

Die Presse. Abendblatt.

Wien, Donnerstag, den 25. Juni 1863.

[Grillparzer.] Medizinalrat Dr. Preyß, der gleich nach eingelangter telegraphischer Depesche, die Grillparzers unglücklichen Sturz anzeigte, als alter, vertrauter Freund des Dichters nach Tüffer geeilt war, um dem Verunglückten, der ihm als seinem Arzt seit Jahren das vollste Vertrauen schenkt, beizustehen, ist gestern von dort zurück-

gekehrt und hat die Hoffnungen bestätigt, die er in Betreff völliger Wiederherstellung des Kranken in einem, gleich nach seiner Ankunft in Tüffer an dessen Freunde gerichteten Briefe ausgesprochen hat, ohne jedoch dafür mit Gewißheit einzustehen, da noch immer Erscheinungen vorhanden, die auf das Bestehen eines, wenn auch geringen Exsudates in der Schädelhöhle schließen lassen. Nur der Umstand, daß diese bedenklichen Erscheinungen, wenn auch sehr allmählich, aber doch konsequent und ohne Rückfall abnehmen, bewog den teilnehmenden Arzt, sich von dem alten Freunde zu trennen, um zu seinen hiesigen Kranken zurückzukehren, was er mit um so größerer Beruhigung tat, als er dem Bade-Arzt Dr. Pernhofer das vollste Vertrauen schenkt. Als Dr. Preyß den Kranken verließ, brachte dieser schon den größten Teil des Tages außer Bett, teils sitzend, teils liegend auf einem Ruhebette zu, nahm an allen Gesprächen teil und zeigte dabei ungeschwächtes Gedächtnis, vortreffliches Denk- und Urteilsvermögen: nur wenn er die Lage wechselt, klagt er noch über Schwindel, der ihn momentan etwas trübe stimmt, dessen Eindruck aber sobald wieder vergeht, als der Kranke die neue Lage angenommen, in der er dann wieder heiter wird und durch seine trefflichen, witzigen Einfälle seine Pflegerinnen, ungeachtet des tiefen Kummers, der sie drückt, herzlich lachen macht.

1142.

Anna Fröhlich an die Schwestern Katharina und Josefine in Römerbad.

Wien, Juni und Juli 1863.

[ohne Datum.]

..... er sollte lieber in die Prüfung zu Dessof gehen, was er denn auch tun wird, wobei er sagte: „komm

doch hinaus, meine Kinder wird es freuen, und die Angerer erfahren nichts". Eins muß ich sagen, daß er der ist, obwohl er Grillparzer bedauert, doch beinahe eben so viel und beinahe öfter sein Bedauern für Euch und die größte Anerkennung für das was Ihr leistet ausspricht, immer mit den Worten: Das ist keine Kleinigkeit, an einem solchen Ort, wo es überall mangelt, und wenn man bedenkt, die kostbare Zeit von Pepi, das ist ein materielles und moralisches Opfer, beides gleich groß ..... Lebt wohl. Herzliche Grüße von uns an Grillparzer. Susanne küßt die Hände.

Samstag, 27. Juni, 12 Uhr vor Tisch.

Liebe Schwestern. Gestern ..... erschien mein täglicher Gast [Betty Fröhlich], der ich Euern Brief vorlas bis auf die Stelle, wo es sich um die Pläne handelt, die Ihr geschmiedet; denn da wäre kein Ende, und sie würde mit ihrer momentanen Großmut gleich Teil daran nehmen wollen ..... Erfreut wurde er [Leopold Sonnleithner] mit einem Schreiben von ihr, Schmuck. Sie braucht 5 fl., da sie ausziehn muß, als Drangabe. Dann kommt die Feuersbrunst von Camillo zur Sprache (wahrscheinlich hat sie den auch angezapft), die doch schon etwas längst Vergangnes ist; und zum Schlusse folgendes: das Unglück, was den Oncle Franz trifft, ist noch größer, da es sehr gefährlich scheint, so wie die Zeitungen sagen; Gott gebe, daß es glücklich enden möge. Ich getraute mir noch nicht, schriftlich nach seinem Befinden mich zu erkundigen, und werde so frei sein, mich zumal mündlich bei den Fräulein Fröhlich zu erkundigen. Ich fürchte mich sehr, das wäre schrecklich für uns." Leopold hat ihr diesmal geschrieben, daß er es nun satt habe, immer von ihr gequält zu werden, und es das letztemal ist, daß er ihr etwas schickt; und ja nicht wagen soll, an Franz

zu schreiben, da er sie nicht erhält, auf Verbot des Arztes, da er eben so gut wie viele weiß, daß seine Familie ihm nur Schande und Kummer gemacht hat. Bravo! Was Euch betrifft, so bittet er wegen den Ausgaben für den Kranken ja gewiß Rücksicht zu nehmen, wie viel es auch sei, nämlich auf seine Teilnahme. Faukal, dieser so scheinbar kalte Mensch, hat mich so eben wieder besucht, und sich mit vieler Herzlichkeit nach Grillparzer erkundigt, gleich darauf kam Pollhammer. Dieser ist mit den Zeitungen sehr zufrieden, weil sie Grillparzers Krankheit abwechselnd zu einem stehenden Artikel machen, ein solcher ist heute in der Allgemeinen [Nr. 1138]; vielleicht könnt Ihr sie lesen, wie jenen vom vorgestrigen Abendblatt der Presse [Nr. 1141]; Angerer meint, daß letzterer von Preyß ist, da es so genau alles anzeigt. Pollhammer wollte diese Feiertage benützen, um Grillparzer zu besuchen, allein sein Prinzipal ist auf Urlaub, daher er unentbehrlich ist. Doch freut er sich, daß Grillparzer zur völligen Erholung mit ihm in seine Heimat geht. „Es wird ihm gewiß nichts geschehen, und gewiß keinen Fehltritt tun." Doktor Berger bringt im Abgeordnetenhause Grillparzers Verse zur Sprache: „In deinem Lager ist Österreich." Freitag in der Wiener-Zeitung, Ihr müßt es lesen.

Sonntag [28. Juni.] ..... Preyß mit einem Höllenlärm, daß Ihr nicht geschrieben. „Ja was sollen sie denn täglich schreiben, ich bin zufrieden, wenn ich jeden zweiten Tag was von dort höre, und selbst die Veränderung des Kranken kann nicht so rapide sein, daß es darüber etwas zu sagen gäbe" meine Antwort. [Er spricht von Tagesereignissen.] Da hörte man nur Papscherm und alter Esel ..... und Kraft-Ausdrücke, mit solcher Kraft gesprochen, daß bei mehr Stille auf der Straße man jedes

Wort hätte hören müssen. Später kam Seidl, um sich angelegentlich nach Grillparzer zu erkundigen, und ja nicht zu vergessen, es dem Herrn Hofrat bekanntzugeben, doch auch die Fräuleins seiner Achtung zu versichern; und wieder die Geschichte seines Sturzes. Da gehört ein Magen dazu ..... Susanne ruft zum Frühstück, es ist eben acht Uhr; ein wunderschöner Tag, alles strömt hinaus, ich habe kein Verlangen darnach; doch nach Euch Allen eine unendliche Sehnsucht. 1/2 2 Vor Tisch. Seit 11 eine Visit nach der andern und alle wegen Grillparzer ..... versichert, daß sie schon öfters erschrocken sei, weil der Hofrat so über die Stiege laufe (Ich vergaß, daß ich Euren Brief erhalten, daher gute Auskünfte geben konnte) dann ..... Prechtler, der an Grillparzer selbst schreibt, Josephine, Mathilde ..... Als ich ihnen von [dem] Plan Pollhammers erzählte, geriet Mathilde in Enthusiasmus: „bei denen haben wir gewohnt, das schönste Haus in Aussee, schöne Zimmer, vortreffliche Küche, ein sehr geschickter Arzt, der Salinenphysikus Pohl; denn da Kordon dort krank wurde, und er war aufs Beste versorgt; so daß wir mit schwerem Herzen die Familie verließen. Um so mehr, wenn Grillparzer mit dem Sohn hinkömmt, er wird wie in Abrahams Schoß sein." Ach Gott, wenn er es nur tut.

Nach Tisch. Wie oft dachte ich bei meiner guten Mehlspeise an Grillparzer. Die Antwort kömmt das Nächstemal. Bin ich brav? Wir sind ganz wohl. Alles grüßt Euch herzlich, keine Redensart. Netti.

Montag, 29. Juni, 12 Uhr vor Mittag ..... Gestern als ich Euren Brief erhielt, gleich zu Preyß gegangen, konnte ihn aber nicht sprechen, da sein Schwiegersohn bei ihm war, ich ließ also den kleinen Zettel dort. Wer sich von da an aller einfand, um von Grillparzer zu hören, wißt

Ihr. Prechtler blieb ziemlich lang ..... Was Euch betrifft, ist er [Preyß] mit diesem Zettel nicht zufrieden; die Hauptsache sei der Schwindel und welche Symptome dieser zeige. Nach Tisch, Pepi! ich habe eine Nudelsuppe gehabt! Drei Teller darfst Du essen, bist Du nur wieder da, und Katti alle Tage ein Gefrornes, und Grillparzer? was er wünscht. Böhmer erzählte mir, daß sie am Mittwoch Preyß im Bürgerspital begegnet sei, nachdem sie gleich um Grillparzer gefragt, kam er über die Zeitungsnachrichten so in Wut, die nur immer von einem Doktor sprechen, doch nie seinen Namen nennen, daß sie fürchtete, sein Geschrei müsse alle Vorübergehenden still stehen machen und die da Wohnenden an die Fenster locken. Wir wissen das. Stelle Dir vor, kaum daß das Unglück mit Grillparzer geschehen, schrieb Petter an Hetzel wegen ihrer Reise, und zugleich alles hinsichtlich Grillparzer und Euch bis ins kleinste details; das hätte doch einige Zeilen der Teilnahme verdient, auch schreibt sie nicht mit den Füßen, sondern mit den Händen. Das sieht aber ihrer Empfindlichkeit ähnlich, auf eine Anzeige von uns zu warten. Sie mag warten ..... Heute morgen gieng ich wieder zu Preyß ..... Ich fügte zu dem Zettel noch das mündlich hinzu, was in dem Brief stand ..... Die Küche und das ganze Haus werdet Ihr in Ordnung finden. Heute gibt man die Ahnfrau, ich lasse Susanne sie ansehn; denn Platz wird man genug bekommen, da das Wetter zu schön ist, um ins Theater zu gehen. Und zwei Feiertage. Ich gebe was zur Tantieme.

Susanne hat mich so eben gefragt, wie es Katti geht und was Preyß von Deinem Kopfleiden gesagt, Du glaubst nicht, wie ich erschrak, daß ich gar nicht daran gedacht, Du seist krank; und eben so beschämt war ich jetzt, als mich Petter fragte, der täglich kommt, sich zu erkundigen, wie es unserem verzogenen Grillparzer geht. Unsere Bekannten

und Freunde schicken täglich, so daß der Edelstein [= Susanne] recht oft das Bulletin hersagen muß, doch ohne ein Wort zu viel. Betti grüßt Grillparzer vielmal, so wie Euch; tut desgleichen. Schreibt nur recht ausführlich.

Dienstag, 30. Juni, 8 Uhr früh. Susanne kam gestern ganz begeistert aus der „Ahnfrau", sie war mit allen sehr zufrieden, außer mit Franz. „Das ist kein Anschütz, wie weich war seine Sprache bei dieser und jener Szene"; nun sagte sie, mit Bewegung begleitet, diese, „die nur, wo er die Kraft braucht, war gut, da schadet seine rauhe Stimme nicht," doch Gabillon und Wagner spielten mit solch einem Feuer, daß sie sehr oft applaudiert wurden, so wie Lewinsky großen Applaus hatte, sie bitte mich, dem Hofrat zu schreiben, daß sie zu diesem Applaus auch recht beigetragen. Ob die zur Familie Fröhlich gehört? Und selbst die Einnahme stellte sich besser heraus, als sie meinte; wer in der Hofloge war, konnte sie nicht sehen ..... 12 Uhr vor Mittag ..... Leopold schickt mir das Geld nach Salzburg. Er hat gute Nachricht von Schosulan, er wird Euch die Briefe schicken. Er wird Grillparzer beruhigen ..... Wollt Ihr wissen, wie es mir geht? so sage ich wie die Emmeline: „Wer hörte wohl jemals mich klagen". Das Übrige denke sich jeder nach seiner Stimmung dazu. Wie es Euch geht, das ist nun die Hauptsache, und beruht nur auf der Besserung Grillparzers, die, wenn auch langsam, doch täglich fortschreitet. Schon wieder das Papier zu Ende; ich meine immer, es kommt nichts mehr dazu und gleich möchte ich Euch wieder was mittheilen. Mit Breuning gesprochen und wieder die Geschichte des Falles erzählt; er nun die Ursache weiß, seine Besorgnis sich vermindert. Susanne ist auf Weilen böse, da er seit heute über acht Tage nicht geschickt hat. Überhaupt

von Grillparzers Bekannten, außer Stancowits und Pollhammer, ist die Nachfrage nicht so groß als von unsern; das muß man ihm aber nicht sagen. Obwohl die Teilnahme unter dem Publikum sehr groß sein soll, da die Zeitungs-Blätter, wo von ihm stand, häufig gekauft wurden. Wagner, Stancowits mich nicht getroffen ..... Susanne hat heute große Wäsche; und ich sitze im Finstern wie weiland Pepi, und dabei kommt mir der Schlaf wie Katty, und ich will nicht, da mir das Nachtwachen gar unausstehlich ist. Susanne küßt allen die Hände und eilt so mit der Arbeit, da sie Euch jeden Tag erwartet. Gott gebe es. Was Ihr Grillparzer zu sagen habt, wißt Ihr gewiß. Nichts als Sehnsucht.

Mittwoch, den 1. Juli, 7 Uhr morgens.

Ich weiß nicht, welche Wut in mich gefahren ist, so viel zu schreiben; doch da ich wahrscheinlich morgen in Dornbach bin, so könnte dies eine Stockung in unserem Briefwechsel zur Folge haben und ich bin so eitel, zu glauben, daß mein Geschreibsel und die Abwechslung meiner Lebensweise Euch zerstreut. Gestern großes Spiel; Böhmer, Fontane, Leopold, Angerer; Alle baten mich, den Hofrat ihrer Teilnahme zu versichern. Komenda ist sehr fleißig um Anfrage; sie schickte im Namen Kanitz die Reisebeschreibung der Pfeiffer, während er selbst sich wieder auf eine große Reise begibt. Ein Teil des Geldes, das wir für den Shawl gezahlt, ist retour gekommen, da wir nur die Maut zu bezahlen hatten. Desto besser. Dafür hätte uns ..... mit einem Ausspielungsbogen bedacht; doch Susanne in ihrem Hausrecht wies ihn entrüstet zurück, sagend: „Wissen die Leute nicht, was bei uns vorgegangen, daß zwei Fräuleins nicht hier sind und was die Ursache ist, und die Dritte wird nicht herumlaufen und doch nichts aus-

richten, da alles auf dem Lande ist" und gab ihn gleich zurück. Wieder etwas erspart. Sie, Gußmann, erzählte, daß ihr Cousin, der Dichter, gestorben ist, nachdem die Tanten ihn nach Klagenfurt kommen ließen, und ihm da, ferne der Stadt, eine hübsche Wohnung samt Garten mieteten, um vielleicht das Übel abzuwenden. Es ist doch gut, daß Tanten und Oncles gibt. Im Fremdenblatt steht ein langer Aufsatz über ihn (ich las ihn nicht), als ob ein zweiter Schiller in ihm gesteckt wäre und daß bereits ein Stück im Burgtheater zur Aufführung angenommen; da wollte denn die Schwester gleich zu Laube gehn und ihn darauf aufmerksam machen, wie schon die Blätter ihm zeigen, ein solches Werk zur Öffentlichkeit zu bringen, und als sie hörte, er sei abgereist, beklagte sie nur, nicht die Mittel zu besitzen, um nach Karlsbad reisen zu können, um ihn bei seinem eignen Schmerz zu fassen und Gewährung ihrer Bitte zu hoffen. Gußmann meint, der Aufsatz rühre von der Familie her. Grillparzer findet dies Übertriebne so schön; man sage also, so viel man glaubt, daß er verträgt. Sie wollte gleich an ihn schreiben, doch die Verwandten wiesen auf seinen kranken Zustand, wie auf das Unpassende in diesem Augenblick hin. Über Halm ist sie sehr schlecht zu sprechen, dreimal ward sie nicht angenommen und das viertemal kalt empfangen, sagend, daß er ähnliche Geschäfte nur brieflich annimmt. Sie glaubt, mit des Verstorbnen Werken gute Geschäfte und hauptsächlich Ruhm zu ernten. Ich zweifle an beiden ..... Eben Euren Brief erhalten, der doch bedeutend tröstlicher klingt. Das muß eine Wirtschaft gewesen sein, gegen ihn erwähne ich nichts, denn man weiß nie, in welcher Stimmung man ihn trifft; und das sogenannte „soll das ein Spaß sein" detscht mich gleich nieder. Ich habe die Tage

gezählt, da Ihr von dieser Gesellschaft befreit seid, obwohl Preyß, ich glaube in alle, nach seiner Art verliebt ist. Ich habe mich auch gehütet, meine Meinung auszusprechen. Lassen wir ihm diese Schwachheit. Zu Leopold gegangen; der schickt heute den Brief von Schosulan ab, er wird eine gute Wirkung machen ..... Zu Theser; da eine wesentliche Veränderung bei Grillparzer vorgegangen, es ihm gesagt. Ich kann doch nicht herumlaufen und es den Leuten sagen: der hat wieder erzählt und gelogen ..... Pollhammer begegnet, ihm von Grillparzer gesagt und daß Prechtler seine Bekanntschaft wünscht. Ganz glückselig über ein Handschreiben von Erzherzog Max, er sendet Grillparzer eine Abschrift; das ist wieder einer der Auserwählten. Durch Grillparzer hat er das nicht leicht zu erreichende Glück, seine Gedichte gedruckt, und sie ihm widmen zu dürfen, was ihn in der Meinung aller gehoben ..... Während ich aus war, kam Preyß, ich werde ihn heute zu treffen suchen. Auch Adelheid, um sich zu überzeugen, ob Pepi wirklich angekommen, da sie jemand will begegnet haben. Wegen dem Telegramm seid unbesorgt, nur darf es nicht nach Tisch kommen, da ich vor 4 Uhr nicht sicher bin... Elise schickte gestern wieder die Kleine, sie ward vor einer Stunde geimpft, die Mutter hatte wieder etwas mehr Fieber; die Magd meint, sie habe zu frisches Wasser getrunken. Gewiß wieder Eigensinn. Wenn bei solchen Menschen nur sie die Leidenden wären, man sollte kein Mitleid mit ihnen haben, aber die Sorge. Wie schön hat das der Dritte im Bunde mit Schiller und Göthe gesagt, der hat viel gesagt; aber ob empfunden? gewiß nicht! wäre er sonst manchmal so hart. Ich bin froh, ihn nicht zu kennen.

Donnerstag, den 2. Juli, 6 Uhr früh.

..... Sonst weiß ich nichts mehr, als daß ich Euch mit der größten Sehnsucht erwarte, und jetzt fühle, daß ich Euch nicht lange überleben würde, geschähe das Unnatürliche. Alles was zu uns kommt, bat mich, Grillparzer zu grüßen, sowie Euch. Daß der Edelstein nicht fehlt, werdet Ihr wohl wissen. Betti auch, Ich Grillparzer; Euch unzähligemal. Netti.

Freitag, den 3. Juli.

..... Eben Euren Brief erhalten; was ihr von Karolinen [Grillparzer] schreibt, ist ohnehin geschehen ..... Gott gebe, daß es dabei bleibt, mit Eurem Kommen; sorgt Euch um nichts, ihr werdet alles gut finden ..... Ich bin so aufgeregt, daß ich nicht weiß, was ich Euch alles sagen möchte. Grüßet Grillparzer vielmals. Susanne küßt die Hand. Alle Bekannten bitten mich zu grüßen.

Samstag, den 4. Juli, 8 Uhr früh.

Gestern mit Betti bei Angerer; wenn ich nicht wüßte, daß sie wirklich gute Menschen sind, man könnte sich über sie ärgern. Gewohnt, beständig zu klagen, ist kein Ende des Bedauerns, daß ich allein bin; ich meinte: die Veranlassung sei eine traurige, wüßte ich sie bloß zu ihrer Erholung da, mit Freuden gönnte ich ihnen den ganzen Sommer und mit nichts schwererem erkauft, als der Sehnsucht, sie dann recht gekräftigt ihre gewohnte Lebensweise wieder heiterer beginnen zu sehen. „Ach, es ist gar so gut, daß Betti mich täglich besucht.“ „Für wen? hat sie sonst jemand, nur eine Seele, bringt sie mir ein Opfer durch Versagen einer sonstigen Unterhaltung. Für sie ist es gut, wenn die Schwestern nicht sobald kommen, denn dann würde sie manchen Nachmittag nicht wissen, wo ihre Schritte hinlenken“ meine Worte; „und doch lamentiert sie mehr um die Schwestern, als Du“, erwiderte sie, hinzusetzend, „das

ist sonderbar". Ich werde noch für gefühllos gelten, daß ich nicht trauernde, sehnsüchtige Gedichte mache. Ich habe nie mit meinen Klagen geprunkt, das mögen die Dichter tun, das macht interessant ..... $^1/_2$1 Vor Tisch, Bei Leopold [Sonnleithner], 20 fl. für Franz [Grillparzer, den Neffen] besorgt, er frug, ob Ihr oder ich Geld bedürfen; „ich nicht" meine Antwort; „so frage die Schwestern"; es geschieht.

Sonntag 5. Juli, $^1/_2$10 Morgen.

Ein wunderschöner, kühler Tag. Könntet Ihr ihn nur heiterer genießen und in der Hoffnung einer baldigen Rückkehr. Wie steht es mit Grillparzers Appetit? und darf er keinen Wein trinken? Das ist eine von jenen Zeiten, die uns nicht gefallen. Es hat jeder Mensch solche Epochen, nur mit dem Unterschied, daß sie manchen gar nie gefallen. ..... [Über eine Kranke.] „Du hast mir oft von ihrem Eigensinn gesagt, doch auf diesen Grad hätte ich es nicht geglaubt." Worte von Hedwigs Mutter. Es gibt Augenblicke, wo es in mir juckt; ein Gefühl, als ob ich aus mir heraustreten sollte; und dies ist da, wo mir ein Charakter ganz klar wird und keine Illusion mehr möglich ist .... Eben Euren Brief erhalten, und einen von Salzburg [von Grillparzers Verwandten] an Katti, den ich beantworten werde; der an Grillparzer bleibt hier. Noch keine Rede von kommen? nicht die entfernteste Andeutung? Den Augenblick meine ich nicht erwarten zu können. Über die Pläne, die alle über Grillparzer machen, schweige ich; jedes weiß, was er nun tun muß. Lassen wir sie, wenn es ihnen Freude macht, Rat zu erteilen. Schon an Karoline [Grillparzer] geschrieben, die uns zum Vorwurfe macht, daß sie es von Fremden erfahren — doch ihr gehörig geantwortet. Es gibt was zu erzählen. Wenn Ihr mit dem Nachttrain kommt, wird alles so gerichtet

sein, daß Ihr nicht belästigt seid ..... heute werdet Ihr auch sehr gestört durch den Ball sein. Recht freundlich war es von Schönfeld, ihm diese Sachen zu schicken, die er sonst gar nicht beachtet. Ist Katti mit ihrem Kopf besser daran? sie dachte zu viel an einen Andern, der leidend, und vergaß auf den ihren; ich finde das ganz natürlich und deshalb kein Lob; mögen andere sich noch so hoch heben oder gehoben werden, die Anerkennung liegt in unserm Bewußtsein. Mich freuts, daß Ihr Patience gemacht, ich mach gar keine; meine liebste Beschäftigung ist an Euch zu schreiben und zu denken. Grüßt mir Grillparzer tausendmal und so in diesem Sinn küßt Susanne die Hand. Netti.

Montag, den 6. Juli.

..... Gestern an Euch und Karoline [Grillparzer] die Briefe abgeschickt ..... siehe da, die Türe öffnet sich und Kinsky Anna ..... erscheinen; die Erzählung über die Mariazeller Reise begann; doch muß ich sagen, daß sie sich früher sehr angelegentlich nach Grillparzer und Euch erkundigte ..... Seit zwei Tagen haben wir so kühl, daß ich fürchte, auch Ihr könntet nur 12 Grade haben, was für unsern Kranken zu wenig wäre, dem es im gesunden Zustand nie zu heiß ist, da man erst in den Hundstagen die Fenster öffnen darf ..... Kinder, von dem Staub und Wind, der heute ist, habt Ihr keinen Begriff. Laßt uns auswandern ..... Karoline Grillparzer schreibt in ihrem Brief an den Oncle, wenn er nach Salzburg gekommen wäre, dies Unglück hätte ihn nicht getroffen. Wahrscheinlich anderswo auch nicht. Mutter Wieninger frägt mit sehr viel Teilnahme nach dem Befinden des Herrn Hofrat.

Dienstag, 7. Juli, 1/2 7 Uhr früh. Gestern bei Sailler nachgefragt; es geht besser, so wie bei unserm Kranken aber langsam.

[Datum unbestimmt]

Die Nachrichten über Grillparzer sind ja, Gott sei Dank, befriedigend; er soll nur die Geduld nicht verlieren und alles nehmen, damit wir ihn bald wieder in unsrer Mitte haben, wo ich ihm alles tun will, was ich meine, daß ihm angenehm ist. Das ist der kitzlichste Punkt, den es geben kann, da er das eben Gewünschte im nächsten Augenblick verwirft, doch dies wird mich nicht abhalten zu denken und zu trachten, ihn zufrieden zu stellen. Was will der Mensch mehr. Doch es sind ja nicht alle gleich. Nicht wahr?

1143.

Josephine Fröhlich an Anna.

Römerbad, wahrscheinlich am 7. Juli.

Was ich in dem Brief geschrieben — verhält sich alles so. Nur mit dem Unterschied — daß noch immer eine Möglichkeit vorhanden ist, daß wir Dienstag Früh vor 6 Uhr in der Spiegelgasse sind. — Einen Brief erhältst Du ja sicher noch von mir. Ein gutes Frühstück wird besorgt sein — allenfalls für Preyß auch — wenn er mithalten möchte. Auch sind die Sesselträger zu bestellen — welche ihn aber mit einem Gurtensessel hinauftragen müssen. Ich werde entweder Samstag oder Sonntag schreiben, da hast Du längstens Montag einen Brief. Teile niemanden es mit. Wir brauchen für ihn Ruhe und durch uns tut sie gut. Die Pölster gehören wie natürlich für Grillparzer zur Reise.

1144.

Anna Fröhlich an die Schwestern nach Römerbad.

Donnerstag, 8. Juli.

Ich gehe eben mit Susanne zur Bahn und werde daher Samstag hinausfahren. Dies sind wirklich vortreff-

liche Menschen; sie entschuldigte sich, daß sie wohl von Grillparzers Unglück wußte, doch nicht, daß ich allein bin, sonst wäre sie schon längst gekommen mich abzuholen. Heute ist es wieder wunderschönes Wetter; da muß es bei Euch auch schön sein; Gott gebe, daß es so bleibt; hier mag es stürmen oder regnen, alles möchte ich Euch zum Opfer bringen, allein ich kann gar nichts für Euch. Vielleicht haben wir gewonnen, ich habe noch nichts nachgesehen, ich will Euch die Freude nicht verderben. Viele Grüße von uns. Susanne [küßt] die Hände.

Freitag, den 10. Juli 7 Uhr früh.

Gestern ging ich mit Susanne den Polster auf den Bahnhof tragen, den Ihr gewiß erhalten habt ..... Gott gebe, daß dies der letzte Brief ist, den ich an Euch schreibe und daß wir alle so wohl, als es die Umstände erlauben, bei uns einkehren sehen. Mangeln wird nichts; Ihr sollt alles so finden, daß Ihr über nichts zu klagen habt. 12 Uhr vor Tisch. Adelheid, Pepi Wagner haben sich um Grillparzer erkundiget. ..... 5 Uhr, nach Tisch. Heute sah ich Doppler, welcher Sonntag von Rohitsch gekommen ist ..... Ebenso erfreut war ich über seine aufrichtige Teilnahme für Grillparzer, denn seine ersten Worte waren, wie es ihm geht, und ob jede Gefahr verschwunden sei; und mich bat, ja seine Besorgnis und seine Freude bekannt zu geben .....

[ohne Datum.]

..... Die Milchfrau, die heute früher bei uns als bei Angerer war, erzählte, daß wir mehr Obers als gewöhnlich genommen, was sie, Angerer, bewog, um 11 Uhr anzuläuten und zu fragen, ob Ihr schon angekommen seid, daß meine Ansichten von Höflichkeit so ganz verschiedener Art, als die ihren sind. Unmöglich kann sie

glauben, daß Ihr sie empfangen würdet; es ist also nur Eitelkeit, sagen zu können, sie habe es zuerst gewußt und Euch gesprochen. Im Grunde lassen wir ihr diese Schwäche, die man sich allenfalls von Hals schaffen kann. Eure Anordnungen werden wir gewiß pünktlich besorgen. Doppler war wieder der Erste, der ganz laut schrie, seine Kunden stehen lassend „wie geht's Hofrat Grillparzer" und so die Aufmerksamkeit auf mich lenkte; und bat es ihm anzuzeigen, welche Teilnahme er hegt. Wir grüßen herzlich, Susanne [küßt] die Hände, sie bereitet eine Überraschung vor.

1145.

Der Botschafter.

Wien, 13. Juli 1863.

† (Grillparzer) Die Nachrichten über das Befinden Grillparzers lauten fortwährend erfreulich. Auf den Stock gestützt, macht er bereits kleine Spaziergänge. — Sein Wiener Arzt begibt sich im Laufe dieser Woche von hier aus zu ihm und der verehrte Dichter dürfte Ende dieser Woche wieder in Wien eintreffen.

Leben und Wohnung im Alter.

1146.

I.

Hans Hopfens Nekrolog, Berliner Nationalzeitung 1872.

Ich hatte mich, naiv genug, mit der Hoffnung getragen, die wohlbekannte Stube, die trauliche Werkstatt des Poeten noch einmal schauen zu dürfen, mir noch einmal alle Einzelheiten einzuprägen und von der geweihten Zelle tiefgerührten Abschied zu nehmen.

Die Wohnung eines Dichters, eines Gelehrten ist ja für sein ganzes Wesen und Treiben so bedeutsam, um wieviel mehr nun gar bei einem Menschen wie Grillparzer, der in diesem einen Zimmer lebte — fast könnte man sagen, wie das Tier in seiner Muschel. Er las und schrieb, er frühstückte und musizierte, er empfing Besuche und schlief hier. Nur die Hauptmahlzeit nahm er außer dem Hause. Bis zur letzten Woche vor seinem Tode ging er tagtäglich um zwei Uhr in den Gasthof zur Stadt Frankfurt zu Tische. Eine und andere Abendstunde im häuslichen Kreise der drei Schwestern Fröhlich, bei welchen er wohnte, ausgenommen, verbrachte er Tag und Nacht in jener Stube, die er vor einem Vierteljahrhundert bezogen.

Durch ein längliches Vorzimmer, welches vollgestopfte Bücherschränke zu einem schmalen Gang verengten, gelangte man in ein ziemlich großes, ziemlich rechteckiges Gemach. An der Wand zur Linken stand das weiß überhangene Bett, an der Wand zur Rechten der Flügel. Grillparzer war ein vorzüglicher Klavierspieler gewesen und hatte auch für das Instrument zu komponieren versucht. Ein opus 1 ist in jüngeren Jahren bei Anton Diabelli erschienen. An der Längewand rechts der Türe stand ein offenbar selten gebrauchtes Sofa mit Tisch und Stühlen. Vor dem ersten Fenster, der Türe gegenüber, befand sich der Schreibtisch, frei gegen das Zimmer stehend, die Rückenlehne des niedrigen Armstuhls gegen die Wand gekehrt. Der Rest waren Bücher und einige Bilder und Andenken und ein ziemlich sichtbarer Stiefelknecht. Man mochte kommen wenn man wollte, Grillparzer saß in seinem Armstuhl vor dem Schreibtisch. Dieser selbst trug einen reichlichen Wust geistiger Tätigkeit. Grillparzer las fortwährend, Altes und Neues, in den letzten Jahren vor allem wegen seiner leidenden Augen auf großen Druck bedacht. Nie jedoch hab' ich seinen Schreibtisch gesehen, ohne unter dem zahlreichen Büchervorrat, der ihn belastete, einen Band Goethe, einen Lope, einen Kant, einen Voltaire gefunden zu haben. Das letzte, was Grillparzer und mit ausdrücklichem Vergnügen gelesen hatte, waren die Dramen des Engländers Johnson gewesen. Auch diesen Schreibtisch hofft' ich noch einmal zu sehen und vielleicht in dem Zustande, da der Poet gestern vor ihm eingeschlafen war.

Als ich vor neun Jahren zum erstenmal das Vorzimmer durchschritten, war das Erste, was mir aufgefallen, ein Diodorus Siculus gewesen, der mir aus seinem Glasschrank den alten ledernen Rücken gewiesen hatte. Jedesmal

wenn ich wiederkam, ging ich an dem Bücherspinde vorbei und sah nach dem freundlichen Schmöcker, der mir die Begrüßung im Vorzimmer zu machen schien. Auch am 22. Januar fand ich ihn an seiner gewohnten Stelle . . . . .

In den letzten Jahren tat er einen schweren Fall über die Treppe seines Wohnhauses. Gehörs- und Gesichtssinn nahmen durch die Erschütterung großen Schaden, von dem sich der Greis nicht mehr erholte. Nun erkannte er nur mühsam und in nächster Nähe den Besuchenden, verstand kaum, was der andere sprach, und litt dabei an fortwährendem Dröhnen des Kopfes. Die bösartige Stimmung mußte da immer ärger überhand nehmen, die Sehnsucht nach dem Tode immer dringender werden. Es war mehr als eine mürrische Redensart, daß er dem Erdenjammer selbst ein freiwilliges Ende gemacht, hätte er nicht treue Liebe bitterlich zu betrüben gefürchtet.

Sein Leben war immer mühsam und sorgenvoll gewesen. Sein Einkommen das beschränkte eines kleinen Beamten. Erst am Abende seines Lebens wurde für den dramatischen Dichter die Wohltat der Tantiemen eingeführt. . . . . Bis zum vollendeten achtzigsten Lebensjahre hat er keine größere Pension erhalten, als er sie durch seine lediglich amtliche Tätigkeit sich gesetzmäßig erarbeitet hatte. Grober Mißerfolg und unverdiente Kränkung seiner Muse hatten in der Fülle seiner Kraft den empfindlichen Dichter von der glorreichen Stätte seines Schaffens, von der Schaubühne verscheucht. Als dann Ruf und Ruhm in späten Jahren den alten, gekränkten, vernachlässigten Liebling mit verstärktem Drang aufs neue heimsuchten, fanden sie einen grollenden, verbitterten Einsiedler, der seine Schätze auch vor der hingebendsten Bewunderung strenge verschloß, dem Treiben des Tages hartnäckig den Rücken wendete und,

der Bitte wie dem Vorwurf taub, durch nichts mehr zu bewegen war, lebendigen Leibes mit der öffentlichen Meinung eine neue Wette um seine poetische Tüchtigkeit zu wagen. Selbst die gewöhnlichste Sorgfalt des Autors für Sammlung und Erhaltung seiner Schriften wies er zurück. Übersatt von Sorgen, mit Bewußtsein zürnend, mit Willen vereinsamt.

II.

Emil Kuhs Bericht aus „Zwei Dichter Österreichs 1872".

An seiner Häuslichkeit, welche nur seinen vertrautesten Freunden im Detail bekannt ist, fällt dem Fremden der altbürgerliche Anstrich auf, die patriarchalische, von der Neuzeit unberührte Sitte. Schon die eisenvergitterte Haustür der Wohnung, zu der man vier Treppen hoch nicht ohne Anstrengung gelangt, welche knarrend sich öffnet und wuchtig ins Schloß fällt, weckt die liebgewordenen Vorstellungen von der über ihren Gewohnheiten und Freuden eingenickten Kaiserstadt. Selten wird der Besuchende angemeldet, er geht durch ein schmales Bücherzimmer an schmucklosen Schränken vorüber in die Stube des Dichters. An einem altmodischen Schreibtische schreckt die schmächtige Gestalt Grillparzers empor, der stets den Eindruck macht, als würde er überfallen und die Bitte: mit seiner Gebrechlichkeit Nachsicht zu haben in die freundliche Begrüßung zu verflechten pflegt; manchesmal tut er dies mit einem, ich möchte sagen jugendlichen Übermut, den eigenen Körper bespöttelnd, so daß das Bild eines alten Knaben durch die Stimmung des Ehrwürdigen streicht, welche das greise Dichterhaupt einflößt. Auf dem Stuhl vor dem Bette liegt in der Regel frische Leibwäsche, wie für ein unbehilfliches Kind hergerichtet und unter dem Stuhle gleissen die Stiefel

für einen kleinen Fuß hervor. Die hütenden Frauenhände sind fühlbar, welche den Zauberkreis beschreiben um dieses ohnehin friedliche Junggesellentum.

Als das Alter unseren Dichter noch schonender beugte, da konnte man ihn täglich in den Mittagsstunden gegen den Prater oder die Glacien entlang wandeln sehen, beständig in sich hinein murmelnd, als ob er sich zu einer Sache beschwatzen wollte, welche ihm nicht unbedenklich scheine. Jetzt aber wagt er sich kaum mehr allein über den nächsten Umkreis seines Hauses in der Spiegelgasse hinaus, und wenn er einige Schritte weiter gehen will, so begleitet ihn seine ebenfalls betagte Freundin Katharina Fröhlich. Der etwas breitkrämpige niedere Hut und der längliche Rock lassen, wenn er neben seiner noch immer rüstigen Schützerin bedächtig dahin träumt, einen Landgeistlichen in ihm vermuten, und nur wann uns sein Dichterauge trifft, empfindet man, daß er ein Seelenhirte anderer Art ist.

Unbestimmtes.

1863 bis 1872.

Nr. 1147 bis 1152.

1147.

Aus Gesprächen mit Hans Hopfen.

Nach Hopfens Erzählung 1871.

..... Nach Vollendung seiner Studien trat er in den Staatsdienst. Schon früh hatte er sich mit dichterischen Vorwürfen getragen und in ein emsiges Studium der großen Poeten vertieft. Da war jene Zerknirschung der ringenden Seele, jene bitterliche Verzweiflung von der Hoheit der Kunst über ihn gekommen, die jeden echten Jünger im Beginne seiner Laufbahn heimsucht. In dieser Stimmung, etwa 26 Jahre alt, glaubte er bereits ‚alle Poesie an den Nagel gehängt zu haben', als er Schreyvogel kennen lernte ..... Schreyvogel, der ein glückliches Auge für jugendliche Begabung hatte, meinte Grillparzern zum Schreiben aufmuntern zu müssen. Dieser klagte nun sein Leid und daß es eben mit dem Schreiben nicht so recht gehen wollte. Darauf lachte Schreyvogel und versetzte: Dasselbe sagte ich einst in Weimar zu Goethe, der mich zum produzieren

antrieb und er meinte: „Ei, man muß nur in die Hand blasen, dann geht's schon.“ Darauf blies Grillparzer in die Hand und schrieb in sechzehn Tagen „Die Ahnfrau“, nachdem er sich lange mit dem Stoff des Trauerspiels herumgetragen hatte ..... Grillparzer hatte seiner Zeit ..... die richtige Witterung für die Gefahr, die seiner späteren Beurteilung aus dem Ruhm seines Erstlingswerkes keimte. Er ließ deshalb eines seiner schönsten und eigentümlichsten Dramen, dessen erster Akt bereits vor ihm lag, einstweilen unvollendet ruhen und ergriff mit vollem künstlerischen Bewußtsein den rein menschlichen, zu allen Zeiten schönen Stoff der „Sappho“, um den schreienden Widersachern und der Welt zu zeigen, daß er auch „ohne Zauberei, ohne Geister, ohne Räuber“ volle künstlerische Wirkung hervorzubringen vermöge .....

Den Stoff zu diesem Drama [„Der Traum ein Leben“] hat Grillparzer aus einer Erzählung Voltaires genommen „le blanc et le noir“ .....

..... Merkwürdigerweise hatten diejenigen höheren Mächte, denen die Idealisierung des Gründers der Dynastie am meisten zum Herzen sprechen sollte, kein Verständnis dafür. Das Drama [„Ottokar“], welches man für bestellt und bezahlt vom Hause Habsburg hätte halten können, wurde nicht auf die Bretter der Hofburg gelassen und lag ein Jahr verdammt und verschlossen auf der Kanzlei; der Dichter fürchtete, es niemals wiederzusehen. Daß es dennoch (1825) aufgeführt werden durfte, verdankte es einem Unwohlsein der Erzherzogin Sophie, welche sich von der Kanzlei des Burgtheaters etwas neues zum Lesen ausgebeten hatte. Ein wohlwollender Freund, ich glaube, es war wieder Schreyvogel, der Direktor, überbrachte ihr das corpus delicti, und es wurde von der mächtigen

Frau für sehr unschuldig befunden. Immerhin hat es mit der Idealisierung habsburgischer Größe seine eigene Bewandtnis. Fern sei es, an Grillparzers aufrichtiger Loyalität zu mäkeln, aber der gestaltende Dämon des wahren Künstlers kehrt sich nicht an des Trägers fromme Absichten. Dieser Rudolph von Habsburg erscheint als ein wunderlicher Heiliger. Der Dichter selbst, der nach einer späteren Aufführung des Stückes mit einem begabten Schauspieler [Heurteur] in Streit darüber geriet, aus welchen Gesichtspunkten die schwierige Rolle am richtigsten aufzufassen und wiederzugeben wäre, traf wohl den Nagel auf den Kopf, indem er sagte: „halb Loyola, halb Kaiser Franz!"

. . . . . das Stück [„Ein treuer Diener seines Herrn"] brachte den Verfasser in den Ruf der „Kriecherei".

Seltsam, Kaiser Franz, der darüber wohl das kompetenteste Urteil hatte, wollte „Den treuen Diener seines Herrn" gleich nach der ersten Aufführung gänzlich unterdrücken. Nachdem der Kaiser dem Dichter noch abends im Theater seine Zufriedenheit und Anerkennung hatte ausdrücken lassen, wurde dieser schon am andern Tage zum Polizeiminister beschieden und ihm die Frage vorgelegt: um wieviel ihm sein neues Stück feil sei? Auf die Frage: wer es denn zu kaufen wünschte? wurde ihm die Antwort: der Kaiser selbst und zwar — zu seinem ausschließlichen Gebrauch. Das Stück sollte also von der Bühne verschwinden. Der bestürzte Dichter erlaubte sich zu bemerken, daß nicht nur des Kaisers Majestät ihm nach der Vorstellung seine Anerkennung habe zu Teil werden lassen, sondern daß auch die glaubwürdigsten Personen versicherten, der Kaiser habe während der Aufführungen mehrfach unzweideutige Beweise seines Wohlgefallens zu erkennen ge-

geben. Ganz richtig, lautete die Antwort, das Stück hat dem Kaiser so gut gefallen, daß er es ganz allein zu besitzen wünscht, Grillparzer möge nur den Preis bestimmen. Der Dichter machte neue Einwendungen, worauf ihm erwidert wurde: Se. Majestät wolle gar nicht die Frage: ob? sondern nur die Frage: wie? erörtert wissen, das Stück müsse verschwinden; es dürfe weder nochmals aufgeführt, noch gedruckt, noch sonst vervielfältigt unter das Publikum gebracht werden. Der traurige Zustand, in dem sich damals die Autorenrechte dramatischer Schriftsteller befanden, half hier dem Bedrängten aus der Verlegenheit. Nur die eindringliche Erörterung, daß das gewünschte Verschwinden aus der Öffentlichkeit gar nicht mehr im Bereich der Möglichkeit, noch weniger im Belieben des Autors läge, weil die Theatersouffleure sich ein Geschäft daraus zu machen pflegten, einzelne Abschriften gangbarer Bühnenstücke zu vervielfältigen, ein Geschäft, welches sie in diesem Falle gewiß nach Kräften ausbeuten würden, rettete „Den treuen Diener seines Herrn" vor gänzlichem Verschwinden . . . . .

. . . . . Auch hatte der Dichter ein- und anderesmal bei jüngeren Jahren Anlauf genommen, die Bureaukratie zu verlassen, war aber auf den guten Rat eines wohlwollenden Ministers [Graf Stadion], daß es bei seiner Art und Gesinnung Schwierigkeit haben dürfte, den Ansprüchen des täglichen Lebens und des späteren Alters lediglich durch freie Federtätigkeit zu genügen, immer wieder umgekehrt . . . . .

1148.

Aus Gesprächen mit Emil Kuh.

I.

Franz Grillparzer.

(Zu seinem 73. Geburtstage.)

Die Presse.

Wien, 15. Jänner 1864.

..... „Ich hatte wohl den Trieb und die Fähigkeit, mich zu wehren" — sagte er einmal zum Verfasser dieser Zeilen, indem er ihm von den bösen Zensur-Verhältnissen sprach — „doch ich vermochte nicht zu schreiben; ich spürte den Druck, ich kämpfte gegen ihn in meiner Seele zwar an, aber dabei musizieren, das hab' ich nicht können.

Em. K.

II.

Jahres-Bericht der Wiener Handels-Akademie für 1866.

In einem Gespräche über den Goethe'schen „Tasso", das Grillparzer vor Jahren mit mir führte, enzündete sich die Freude des greisen Poeten, womit er sein Begegnis mit Goethe erzählte.

„Den Tasso liebe ich bis zum fünften Akte" — sagte Grillparzer — „hier aber tritt mir das Doppelwesen Goethes etwas unangenehm hervor: er war nämlich ebensowohl ein idealer Mensch in der höchsten Form, wie er zugleich von der Wirklichkeit sich imponieren ließ. Menschen in halbbrüchigem Konzept flößten dem Alten besondere Achtung ein. Deshalb kommt Tasso so schlecht weg und Antonio, welchem Neid und Mißgunst nicht abzusprechen sind, erhält im Drama Recht. So geht's auch im Wilhelm Meister: Dort siegen Leute wie Lothario, der sich den Weibern gegenüber leichtfertig gebärdet, ohne daß Goethe

daran Anstoß nimmt, während Wilhelm, der zwar kein hervorragender, aber ein sehr liebenswürdiger Geist ist, erst allerlei Reisen machen muß, bis ihm Goethe seine Billigung schenkt.

Als ich nach Weimar kam, da sandte ich bald nach meiner Ankunft zu Goethe, ob er mich empfangen könne. Goethe ließ mir in den „Elephanten", wo ich wohnte, gleich antworten, er habe zu Mittag Gäste, doch werde er mich abends zum Tee erwarten. Ich ging hin, traf viele Leute, sowohl Herren als Damen. Ein Mädchen [Therese von Jakob] übte dort einen so starken Eindruck auf mich, daß ich mich in sie verliebt hätte, wenn ich nicht bald abgereist wäre. Es währte ziemlich lange, bis Goethe erschien, schwarz gekleidet, den Stern auf der Brust und in sehr steifer Haltung. Er sprach mit jedem ein Wort, auch mit mir, und war recht freundlich, wie er denn überhaupt des Buchhändler-Privilegiums wegen Hinneigung für uns Österreicher zu haben schien. Wir sprachen von italienischer Literatur und als ich diese auf Kosten der englischen hervorhob, indem ich bemerkte, daß man der englischen die Derbheit nur deshalb verzeihe, weil sie auch so tüchtig sei, da glaube ich an Goethe ein bißchen Mißfallen wahrgenommen zu haben. Denn gerade damals schwärmte er für Lord Byron. Ich wollte übrigens schon tags darauf von Weimar abreisen, denn ich befand mich physisch und moralisch in schlimmen Zuständen; ich war auch noch niedergedrückt und erbittert über die Mißhelligkeiten und Rohheiten, welche ich kürzlich in der Ludlams-Angelegenheit erduldet hatte ..... Ich bestellte die Pferde zur Abreise, denn das steife Wesen Goethes mutete mir nicht an, der Minister Goethe widerstrebte mir — seine Haltung, seine Gemessenheit und wie er seinen Gästen den Tee gesegnet. Da kam der Kanzler

Müller zu mir und klärte mich über Goethes feierliches Benehmen auf. Er tue dies nur, meinte der Kanzler, weil Goethe bereits alt geworden und etwas gebückt gehe; das wolle er nun vor Fremden möglichst verbergen und daher die steife Haltung. Goethe sei selbst mehr in Verlegenheit als die Fremden, weil er noch keine Anhaltspunkte habe, mit ihnen zu verkehren, auch weil er zugleich fürchte, jedes Wort, das er spreche, gelange in die Öffentlichkeit. Durch den Kanzler Müller lud mich Goethe zu Tische (ich habe noch die Karte aufbewahrt), ich bestellte die Pferde wieder ab und ging zu Goethe. Zuerst ließ er mir seine Schätze zeigen: Das Buchhändler-Privilegium des Kaisers von Österreich, betreffs der Goetheschen Werke, die Korrespondenz mit Lord Byron, alles in seidene Tücher eingeschlagen. Dann ließ er mich zeichnen, wie er es mit jedem, für den er Teilnahme hegte, zu halten pflegte. Während ich zeichnete, saß jemand in meiner Nähe — Goethe kam von Zeit zu Zeit ins Zimmer, guckte auf das Blatt, bezeigte seine Zufriedenheit und entfernte sich wieder. Eine solche Zeichnung wurde unter einen eigens zu diesem Zwecke bestimmten Rahmen gebracht und blieb dort so lange, bis eine neue Zeichnung gegen die alte eingetauscht wurde. Als das Mittagsessen bereit war, nahm mich Goethe an der Hand und führte mich zu Tische. Dieser Augenblick erschütterte und rührte mich derart, daß ich in helles Weinen ausbrach. — Mein Talent schien Goethe der Beachtung würdig zu finden, aber den schwachen Charakter wird er mit Bedauern wahrgenommen haben. — Ich hatte die Gewohnheit, bei Tische eine Brotkrume mit den Fingern zu zerreiben, und ich tat dies auch an Goethes Tisch, bis ich bemerkte, daß Goethe mich beobachtete und zugleich alle Brosamen sorgfältig mit den Fingern auflas und auf ein Papier

legte; da stellte ich denn meine Handarbeit ein. Ich blieb noch einen dritten Tag in Weimar, da war ich in Goethes Garten und Goethe erschien mir da halb wie ein König, halb wie mein Vater; er war ja für uns alle der Vater in Deutschland. Beim Scheiden sagte er mir die Worte: „Wenn Sie uns nach Weimar schreiben werden, so wird es uns viele Freude machen.“ — Ich schrieb nicht, teilweise durch äußere Umstände abgezogen, noch mehr aber aus dem Grunde, weil ich mich nicht Goethes geistiger Führung und seinen Ratschlägen, wie er zu erwarten schien, fügen wollte. Ich konnte das nie, ich mußte immer mit meinem Wesen allein fertig werden. Das mochte Goethe verdrossen haben; er mochte von dem Augenblicke an sich nicht weiter um mich kümmern und nichts von meiner Produktion mehr erwarten. Vielleicht hatte er auch Recht. Jedenfalls bewies mir das Schweigen über mich in den später veröffentlichten Schriften des Nachlasses, er habe es übel genommen, daß ich von der Erlaubnis, ihm schreiben zu dürfen, keinen Gebrauch gemacht habe.“

III.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.
München, 18. Januar 1871.

Er sagte dem Verfasser der vorliegenden Blätter vor Jahren nachstehendes:

„Ich war ein in die Literatur erst eintretender junger Mensch, als ich meine Ahnfrau dem Schreyvogel gab. Trotz der Bildung und des Geschmacks, der ihm eigen, überredete er mich, die sogenannte Schicksalsidee stärker hervortreten zu lassen, als dies im ersten Entwurf der Fall gewesen. Er huldigte damit der damaligen Mode. Die Ahnfrau ist auch jetzt noch keine Schicksalstragödie, denn

es geschieht in dem Drama alles völlig unabhängig von dem Gespenst." Als ich diskret darauf hinwies: höchstens könne man dann fragen, warum das Gespenst überhaupt vom Dichter hineingebracht worden? da erwiderte Grillparzer: „Nein, das kann man aber deshalb nicht, weil ohne die Ahnfrau mein Jaromir ein bloßer Räuber wäre, ohne jegliche Idealität, während er jetzt gewissermaßen als ein Phantasiebild der gemeinen Wirklichkeit entrückt ist. Karl Moor ist auch nicht schlechtweg ein Räuber, er ist ein Räuber aus Humanität, der die Guten schützen, die Schlechten strafen, die Ungerechtigkeiten der Welt ahnden will. Die Ahnfrau besteht aus zwei Erfindungen: die eine nahm ich aus einer französischen Räubergeschichte, welche uns erzählt, daß ein an sich unschuldiges und unbescholtenes Mädchen, in deren Zimmer ein Räuber eingekehrt war, dem bösen Leumund verfallen und in ein furchtbares Schicksal verwickelt worden sei. Die andere Erfindung ist die Sage von der Ahnfrau. Jede Erfindung, einzeln genommen, hätte ein Drama unmöglich bilden können. Was man heutzutage vom Schicksal spricht, das ausschließlich in der Menschenbrust walte, das ist nicht nur unpoetisch, sondern auch unwahr. Wir Menschen kämpfen stets mit unserm Innern und mit einem Fremden, das von außen her auf uns eindringt. Das Wunderbare und Märchenhafte aber ist der Poesie notwendig; während die Theologie und die Philosophie das Leben als solches vernichten wollen, die eine, indem sie auf ein jenseitiges Leben hinweist, die andere, indem sie unser Leben in seiner Unvernunft und Nichtigkeit aufzulösen sucht, leitet dagegen das Wunderbare aus dem Faktum selbst das Wesenhafte, Dauernde, das Ewige ab, und da wir die Vorsehung, die ein abstrakter Begriff ist, in der Dichtung nicht brauchen können, so müssen wir

mittelst des Wunderbaren, das in der Poesie auch wirklich ist, wie das Faktum selbst, von dem ich sprach, in eine himmlische Region hinübergetragen und auf das Unauflösbare und Ewige gelenkt werden. Ich für meine Person, wenn man mir das Wunderbare und Märchenhafte in der Poesie verwehren wollte, hätt' an ihr gar keine Freude und gar keinen Reiz."

IV.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.
München, 8. Februar 1871.

Schon das Vorspiel [zur „Libussa"] läßt erkennen, daß Grillparzer das Menschliche aus dem Wunderlichen und Wunderbaren hervorleiten und durch dieses fremdartig beleuchten will. Nach seinen eigenen Worten hält er dieses Vorspiel und den ersten Akt der „Libussa" für das bedeutendste, was er geschrieben. „Im fünften Akt ist mir die Libussa nicht so geraten," meinte der Dichter, „der fünfte hätte so groß werden müssen wie der erste; ja selbst die Mittelakte sind mir durch eine dramatische Intrigue aus der tragischen Sphäre gerückt worden. Dies ist auch der Grund, wenigstens der stärkste unter meinen Gründen, welche mich veranlassen, meine Werke im Kasten zu behalten. Ich fühle die Verpflichtung zu ändern, zu verbessern und kann es zugleich nicht mehr."

V.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.
München, 16. Februar 1871.

... im Stillen war er nicht anteillos an den [politischen] Vorgängen. „Vor dem Jahre 1848," sagte er zu dem Schreiber dieser Blätter, „empfand ich die böse Zeit nur

allzu gut. Ich sah den Sturm herankommen. In Deutschland führten sie meine Stücke nicht auf, oder wenn sie aufgeführt wurden, fielen sie durch. In Wien haben mich verschiedene kurzatmige Kritiker beschimpft, dazu die Zensurverhältnisse, ich konnte nicht schreiben, was ich wollte. Ich hatte zwar eine innere Widerstandskraft gegen die bösen Zustände, ja, die hatt' ich schon, aber dabei musizieren hab' ich nicht können. Nach meinem Tode sollen sie mit den Sachen, die noch da sind, machen, was sie wollen. An Unsterblichkeit glaub' ich nicht recht; wenn wir nachher noch was sein sollen, so werden wir was anderes sein als jetzt und uns nicht mehr mit solchen Eitelkeiten, wie der Ruhm eine ist, unterhalten. Die Kunst war mir mein ganzes Leben lang das Höchste. Ich habe geschrieben, weil ich mußte, es war ein Opfer, das ich dargebracht, das ich darbringen wollte — nun ist's aus — in Gottes Namen."

VI.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.
München, 21. Februar 1871.

Daß das Sinnen unsern Dichter hat, nicht umgekehrt der Dichter das Sinnen, beweist schon für sich allein das Bekenntniß: er wolle seine zerstreuten lyrischen Stücke deßhalb nicht sammeln, weil er dadurch gezwungen würde, diese Gedichte wieder zu lesen, und somit in die früheren Zustände zu geraten; dieß jedoch sei ihm allzu schmerzlich.

VII.

Zwei Dichter Österreichs 1872.

Der Dichter selbst denkt nicht eben allzu gut darüber [„Der Traum ein Leben."] Einmal mag einem Poeten,

sagte er, ein solches Stück gestattet sein; aber zweimal dürfte er dergleichen nicht wagen .....

Grillparzer freute sich an den frischen Erfolgen seiner alten Werke, aber das Unbehagen, das ihm die sich verwandelnde Zeit und die fortwährend sich verändernde Vaterstadt einflößte, ließ ihn zu keinem reinen Genusse kommen. Das in der Windstille des politischen und nationalen Lebens stark scheinende Österreich drohte in der nun angebrochenen stürmischen Epoche aus den Fugen zu weichen und dies empfand Grillparzer in dem Grade schmerzlich, als er sich über die Fruchtlosigkeit der Heilversuche nicht täuschte. Fast ebenso traurig stimmte ihn die architektonische Umbildung, welche seine Vaterstadt erfuhr: Um seine Bastei war ihm leid, sein liebes Wasserglacis mit dem Kinderjubel, den Ziegengruppen und der schläfrigen Musik im altertümlichen Pavillon, war ihm nicht nur ein äußerer, war ihm ein wesentlicher Verlust und voll wehmütiger Aufmersamkeit verfolgte er die beginnenden Anlagen des Stadtparks; einem Vertriebenen gleich, der sich resigniert, sah man ihn häufig dort auf und nieder wandeln .....

Als einmal ein Freund Grillparzers aufmerksam machte, daß unter den Distichen in dem Gedicht „Des Kindes Heimkehr" [Werke[5] I, 152] ein zu kurz gewachsener Hexameter sich befinde (Mitleid erfaßt da die Seele des himmlischen Boten), da war Grillparzer nicht zu bewegen, den fehlenden Fuß hinzuzufügen .....

Meine Gedichte sind meine Biographie, sagte einst Grillparzer zu mir und wenn ich sie herausgeben wollte, dann müßte ich sie wieder lesen. Nun könnte es mir aber schmerzliche Empfindungen erwecken, wenn ich an die alten Zustände wieder erinnert würde und dem weiche ich halt aus — meine Natur ist schrecklich suszeptibel ....

Das Äußere Grillparzers, seine Gesichtsbildung, seine Gestalt, stehen im Einklang mit den Zügen, welche der Leser aus der Schilderung des Lebens und Wirkens unseres Dichters entnommen haben mag. Ein sanftes Oval umschreibt das nicht ohne Herbheit gezeichnete Antlitz, und spräche nicht das Auge deutlich den Dichter aus, man könnte den Ausdruck des Gesichts für den eines Gelehrten nehmen. Das zur Seite und dabei leise nach vorne geneigte Haupt bestimmt die Haltung des Oberkörpers, schmächtige Glieder, ein schlanker Fuß und die Feinheit einer müßigen Hand vervollständigen das Schonung heischende Bild.

Schüchternheit, Zurückhaltung sind geradezu die Atmosphäre, welche sein Wesen umgibt. Fremden gegenüber zerteilt sich diese Scheu erst allmählich; wiewohl auch seine nächsten Freunde von einem ähnlichen Eindruck zu erzählen wissen. Ist aber diese Schranke einmal gefallen, dann tritt das Unbefangene seiner Natur unverfärbt hervor und wann er bei Laune, spielt noch ein schalkhafter Witz hinein, den man für seine Waffe gegen den eigenen Unmut halten könnte. Da wird denn sein wasserblaues Auge lebhaft und straft die unausgesetzt arbeitenden Muskeln seines halb sinnenden, halb grämlichen Gesichts munter Lügen. Jedes seiner Gespräche, namentlich im Beginn, deutet auf den Monolog als dessen Quelle zurück; hastig, als wären sie einer strengen Haft entkommen, drängen sich die Gedanken heran, aber bald wird seine Rede behaglich, ohne deshalb den gemütvollen Nachdruck einzubüßen. Verständige Betrachtung der Menschen und Dinge, mit einer sich bescheidenden Phantasie gemischt, ist seinem Gespräche eigentümlich. Zwischendurch gleiten boshafte Bemerkungen in der harmlosesten Fassung. Was er erzählt, trägt er überhaupt einfach vor, mit überraschenden Wendungen, die sich ungesucht

ergeben, und das seitwärts geneigte Haupt mutet uns an, als ob er selber andächtig den eigenen Geschichten lauschte. Alle seine Sätze hat der Dialekt gestreift, aber sein Wiener Deutsch ist maßvoll und anheimelnd, so daß man es mit Vergnügen anhört. Aus einem Schatz umfassender und gediegener Kenntnisse nimmt Grillparzer, wie ein begüterter Mann, was ihm eben dienlich scheint, ohne zu prahlen oder auf den Besitz irgendwie Gewicht zu legen. Er spricht mit nicht minderer Sicherheit über den Parzival oder die Nibelungen, wie über die altenglische Bühne oder das spanische Theater. In das letztere hat er sich völlig eingelebt und unter den Spaniern ist Lope sein erkorener Liebling. Ich habe Grillparzer nicht über ein halbes Dutzend Male in seiner Wohnung gesehen und darunter einige Male in seinen geliebten Lope vertieft angetroffen.

Lope war ein Dichter vom ersten Rang, sagte er einst, nur daß er in tausend Stücken seine außerordentliche Kraft zersplittert hat, während eine solche Kraft in zwölf Stücken Shakespeares gesammelt uns entgegentritt. Er hat nicht ein einziges Stück geschrieben, fuhr Grillparzer fort, das vortrefflich zu nennen wäre, aber er hat auch vielleicht nicht ein einziges, worin nicht zugleich eine Szene dem Besten im Shakespeare gleichkäme. Als ich einmal gegen den Dichter bewundernd über den vierten Akt seines Dramas: Des Meeres und der Liebe Wellen sprach, von dem Zauber der dort dargestellten Liebesmüdigkeit, da rief Grillparzer aus: Und doch hat eben diese Liebesmüdigkeit Lope viel schöner gemalt als ich! Dabei nannte er ein Stück, welches, falls ich nicht irre, Ring, Kreuz und Kette heißt. Worin aber wäre Lope Ihnen hierin überlegen? fragte ich, was ist es, das seiner Darstellung vor der Ihrigen den Vorzug verleiht? worauf Grillparzer gelassen erwiderte:

Weil's halt bei Lope süßer ist! Möglich, daß die Jüdin von Toledo, welche sich unter Grillparzers noch verborgenen Werken befindet, eine Nachbildung des Lopeschen Schauspiels: La Judia de Toledo ist; so wie es nicht unwahrscheinlich wäre, daß ihn das Drama des Spaniers: La imperial de Oton, worin die Geschichte Ottokars von Böhmen behandelt wird und ebenfalls eine Zeltszene zwischen Rudolf und Ottokar vorkommt, zu seinem Trauerspiele angeregt hätte. Mir scheint es gewiß, meinte Grillparzer bei einer anderen Gelegenheit, daß Shakespeare, in der Zeit lebend, als die spanische Sprache am Hofe und in den vornehmen Kreisen Englands im Schwange war und spanische Sitten über die Insel sich verbreitet hatten, mir scheint es gewiß, daß er Lope gekannt hat. Ich stieß auf zu viele Stellen im Lope, welche mir Shakespeares Kenntnis des Spaniers fast verbürgen.

Grillparzers Ansichten über Shakespeare sind zum Teil für den Produzenten, für den Mann der gelinden Vorbereitungen und der zarten Übergänge bezeichnend. Die Bestrebungen der Deutschen seit dem Tode Schillers, Hamlets seltsame Psychologie zu erläutern, sagt Grillparzer, widerstrebten ihm von Grund aus, das Betonen dieser psychologischen Eigentümlichkeit käme ihm lächerlich vor. Denn nie und nimmer habe Shakespeare daran gedacht, im Hamlet besondere psychologische Grundsätze zu entwickeln. Der eigentümliche Charakter Hamlets sei für Shakespeare aus der eigentümlichen Situation seines Prinzen hervorgegangen, nicht aus einer allgemeinen Anschauung merkwürdiger Art. Er staune in Shakespeare vor allem die Gewalt des Einzelnen an, die so sehr zwingende Natur, daß jeglicher Skrupel, jegliche Einwendung, welche man in bezug auf die häufig unmotivierten Übergänge und die

etwas willkürliche Komposition erheben könne, niedergeschlagen werde. Es mache uns stutzig, wenn wir sähen, wie Othello, der gar keinen, auch nicht den leisesten Grund zur Eifersucht habe, mit einem Male so grimmig, so wahnsinnig eifersüchtig sich gebärden könne. Aber schon die ersten Worte Jagos, welche diese Leidenschaft in Othello anfachen, seien so zwingender Natur, der Zustand werde uns gleich so mächtig versinnlicht, daß wir uns dem Dichter ohneweiters gefangen gäben. Ganz so verhalte es sich mit der Liebe Romeos; er hänge noch an Rosalinde, kein leisester Übergang stelle uns die Möglichkeit des raschen Wechsels dar, aber die Art, wie Shakespeare uns zeige, welche Leidenschaft in Romeo für Julie erwacht, nehme uns wieder unglaublich rasch für sich ein, so daß wir die Fragen, die wir an den Dichter richten wollen, völlig vergässen. Macbeth sei jetzt noch ein braver Mann und ein paar Augenblicke später trage er sich mit Gedanken des Königsmords. Wir glauben wieder an die Möglichkeit so schneller Verwandlung, weil diese so meisterhaft veranschaulicht werde. — Am Shakespeare habe ich viel auszusetzen! lautet ein einschlägiges Bekenntnis Grillparzers, aber gar nichts, für meine Person wenigstens, an Mozart! . . . . .

Den Zögling Schreyvogels hörte ich aus den verschiedenen Äußerungen Grillparzers über die Nibelungen heraus: Er liebe die Nibelungen durchaus nicht, wenn er auch den Hagen so vortrefflich finde, daß er in der Ilias vorkommen könnte. Der Dichter des Liedes müsse sicherlich durch einen Geistlichen mit der Aeneide bekannt geworden sein; denn während alle übrigen altdeutschen Epen ab ovo anfingen und chronikalisch von der Geburt bis zum Tode des Helden erzählten, lasse der Dichter des Nibelungenliedes die Jugend und die ersten Taten Siegfrieds hinter dem

Werke und führe diese Gegenstände in Form des Berichtes vor, wie der Untergang Trojas in der Aeneide mitgeteilt werde.

Auf die philosophischen Kunstbestrebungen der Deutschen ließ er in einem der Gespräche harte Worte fallen. Das tauge alles nichts und sei nur zur Hälfte wahr. Für den Künstler hätte dergleichen keinen Wert, nun und für die Leute, die sich obenhin eine Vorstellung vom Wesen der Kunst bilden wollten, da sei es zur Not gut genug. Die Lehre des Aristoteles z. B. von Furcht und Mitleid, die passe, wie ein Einschnitt, auf eine ziemlich große Menge von Dramen, aber auf der anderen Seite lägen noch recht viele, auf welche die Lehre ganz und gar nicht passe. Wo um's [Himmels] Willen, fragte Grillparzer, wird mir denn der Macbeth Mitleid erregen?! Schiller sogar hat endlich das Wort gesprochen, er gebe alle Metaphysik für einen einzigen Handwerksgriff der Kunst hin! Deshalb auch wollte ich das Buch von Tomaschek nicht lesen, fügte Grillparzer hinzu; ich sagte in unserer Akademie: gebt ihm den Preis, wenn Ihr die Schrift für preiswürdig haltet, gebt ihm die hundert Dukaten, ich werde meine Stimme nicht verweigern! aber lesen werde ich das Buch nicht. Ich weiß schon, welches Verhältnis Schiller zur Wissenschaft hatte!

Als einmal das Thema Lessing angeklungen ward, da hielt Grillparzer seine Abneigung gegen den Kämpfer nicht zurück. Es versteht sich von selbst, daß ich ihn schätze und bewundere, fiel er gleichsam begütigend sich in's Wort, aber seine Raufluft war mir nicht sympathisch! Er hatte doch immer seine Freude am Streit!

Daß Grillparzer dem mit Lessing verglichen verwegeneren Kant sich williger anschloß, ist deshalb begreiflich, weil ihn an dem unerbittlichen Denker keine innere Unruhe störte und weil er, wie dies häufig geschieht, die Furcht-

barkeit der metaphysischen Ergebnisse Kants in ihrer bescheidenen Einkleidung weniger stark empfand als den hohen Ernst seiner ethischen Folgerungen ....

Seine Urteile über das Wiener Publikum und über die Norddeutschen sind unfrei, befangen. Er sieht das Gute, das Angenehme im Charakter des Wieners mit den Augen der Liebe, aber das Flüchtige des Wieners die Ungründlichkeit desselben kommt ihm nicht zum hellen Bewußtsein. In der parteiisch geblendeten Auffassung der anders gearteten Stammeseigentümlichkeit ist er dem kurzsichtigen Berliner ähnlich. Norddeutsch und Herzenskälte sind ihm gleichbedeutend, Dichtungen, welche in Norddeutschland hervorgebracht wurden, fließen nach seiner Ansicht aus dem berechnenden Verstande und die flaue Gemütlichkeit eines Wiener Poeten vom zehnten Rang ist ihm nicht selten ein Beweis süddeutscher Wärme. Die zusammengehaltene Kraft des nordischen Gemüts, die wortarme Innigkeit nordischer Poesie scheint er nicht zu erkennen; und daß in dieser Hinsicht Berlin kein Gradmesser für Norddeutschland ist, scheint er sich nicht deutlich machen zu wollen. Das Wiener Publikum, sagte einmal Grillparzer, ist mir weit lieber als das Norddeutsche. Dort ist alles uniform gebildet und jede Ursprünglichkeit ist verloren gegangen. Grillparzer erwägt in seiner Befangenheit nicht, daß die Naivität der Unreife und der Unbildung nichts mit dem gemein hat, was wir Naturlaute nennen.

Über seine Werke gibt er freundlich Aufschluß, wenn er merkt, daß man nicht aus Neugierde fragt. Das Gefühl dessen, was er ist und was er geleistet hat, tritt ohneweiters über die Schwelle, sobald er seine Dichtung berührt, wiewohl dann auch die beschwichtigenden Einschränkungen nicht ausbleiben.

Wenn man das ganze Jahr hindurch dichte, eigentlich schreibe, sagte er einmal, das letztere Wort besonders betonend, so gehe die notwendige Sammlung verloren, welche namentlich beim Drama unerläßlich sei. Man müsse die Poesie betrachten wie eine Oase in der Wüste, es müsse lange recht öde und leer im Dichter sein, dann trete der grüne Fleck doppelt erquickend aus der Wüste hervor. Wenn es aber immerzu poetisch weitergehe (und dabei nannte er einen zierlichen Novellendichter der Gegenwart), dann fehle die Keuschheit, der Reiz, die Konzentration. Ich frug Grillparzer, ob er heftig erregt und rasch, wie im Rausch, seine Werke geschrieben? Ja, erwiderte er, ähnlich sind sie allerdings entstanden; meine Ahnfrau dichtete ich in sechzehn Tagen. Mit seinen letzten Arbeiten rückte er deshalb nicht heraus, weil er über sie zu viel nachgedacht, zu sehr an ihnen gemodelt habe. Wenn etwas den Beweis liefert, setzte er lebhaft hinzu, daß Lessing nicht eigentlich ein Dichter gewesen, ungeachtet seiner eigenartigen Anlage zum Poeten, so war es sein Ausspruch: Die ersten Gedanken des Dichters kommen immer vom Teufel. Gerade umgekehrt! Die ersten Gedanken kommen immer von Gott! Sogar die Mängel, die Unebenheiten des ersten Entwurfs und der raschen Ausführung gehören mit zum dichterischen Werk. Will man diese Mängel und Unebenheiten erst wegbringen, bevor man ans Produzieren geht, wendet man den Stoff erst lange nach allen Seiten hin und her, dann wird er freilich gescheiter, aber er wird dann zugleich schlechter.

Grillparzer steht in Wien im Rufe des bescheidensten der Sterblichen, weil die meisten Menschen in diesem Betracht den glatt anliegenden Handschuh mit der nackten Hand verwechseln und was Grillparzer insbesondere betrifft, weil er

mit Almosen an lobbedürftige junge Poeten immer freigebig gewesen. In einzelnen Fällen beurkundete er allerdings jene falsche Bescheidenheit, welche Chamfort le plus décent de tous les mensonges nennt; aber seine aufrichtige Natur duldet solchen Demutsflitter nicht lange. Ich tippte einst an diesen Punkt, indem ich meinte, der Dichter wolle mir als einer der stolzesten erscheinen. Darauf erwiderte Grillparzer schmunzelnd: er fühle sich wahrlich recht klein, wenn er an die Größen der Literatur denke, er komme sich jedoch nicht eben geringe vor, wenn er die Dichter der jüngsten Jahrzehnte sich ansehe. Als ich, den Faden weiterspinnend, ihm mitteilte, daß ein ausgezeichneter Künstler einmal hervorgehoben, wie bequem der alte Grillparzer sich sein Leben einrichte, indem er das Mittelmäßige schone und das Erträgliche gern mit einem Worte der Anerkennung versehe, da versetzte er schelmisch: Wissen Sie wenn man jemand nur nicht gesagt hat: Du bist ein Esel! so geht er hin und erzählt, ich hab' ihn gelobt!

In so köstliche Epigramme kleidet Grillparzer am liebsten seine Herzensmeinung über das, was um ihn her vorgeht und was ihm persönlich widerfährt. Als in der Epoche des Schmerlingschen Liberalismus, den man Oben, wie die Wiener sich ausdrücken, nur widerwillig gelten ließ, jemand an Grillparzer sich wendete, um dessen Unterstützung bei einer erlauchten Person zu gewinnen, da lautete die kaustische Antwort des alten Herrn: Es ist das Gescheiteste Sie gehen mit Ihrer Bitte selbst dorthin; man erhitzt sich jetzt höheren Orts für alles, was man nicht ausstehen kann. Nachdem ihm der Titel, nicht auch der Gehalt eines Hofrats verliehen worden, mehrten sich die unbescheidenen Geldforderungen an ihn von Seite eines Verwandten. Dies entpreßte Grillparzern den launigen Stoßseufzer: Seit sie

mir diesen Spitznamen gegeben, halt' ich's gar nicht mehr aus! Allen Dichterversorgungsvereinen und Dichterdenkmalsbestrebungen feind, ließ er gelegentlich nicht ohne Bitterkeit seine Ansicht darüber merken. Der ihm Zuhörende versicherte darauf den Dichter, daß dieser dem Schicksal eines Denkmals dennoch nicht entgehen werde. Nun, dann bitte ich um eine sitzende Stellung, sagte Grillparzer, ich kann wirklich nicht so lange stehen! . . . . .

.....Grillparzer hatte einmal den Wunsch ausgesprochen: er verlange nichts als einen dreißigjährigen Urlaub und einen vierzigjährigen Gehaltsvorschuß.

VIII.

Wiener Abendpost, 9. Jänner 1873.

Seine rücksichtslosen Urteile über Platen, Lenau, Rückert, Anastasius Grün . . . . . könnten den Senat geprüfter Buchbinder und Rahmenvergolder, wie Gottfried Keller die Zunft der „Strebenden" nennt, in eine nachdenkliche Melancholie versetzen. Denn im persönlichen Verkehre war Grillparzer voll Urbanität gegen die Wollenden, deren Können nicht von der Stelle rückt. Als Nährvater der Mittelmäßigen galt er stets in Wien. Er war eben . . . . . Malkontent nach innen, wie dies Börne nach außen gewesen.

1149.

Aus Gesprächen mit Heinrich Bohrmann.
Nach Bohrmanns Mitteilung 1872.

Grillparzer ging überhaupt jeder Berührung mit dem Handwerk aus dem Wege. Ich kannte seinen Klavierstimmer, der bis in die letzte Zeit regelmäßig zu ihm kam. Dieser erzählte, daß er früher oft, wenn Grillparzer vor

der erwarteten Zeit nach Hause kam, plötzlich habe verschwinden müssen, da Grillparzer sein Zimmer nicht betreten wollte, solang' ein Fremder sich in demselben befand. Auch ließ er sich nie vorlesen, und war nicht dazu zu bringen, zu diktieren. Er mußte allein sein, wenn er arbeitete.

Bei der Wahl des Stoffes riet Grillparzer, vor allen Dingen auf den Ausgang zu achten. Es sei dies der entscheidendste Punkt und der Zweck, für den ja alles geschehe. Auch hielt er für unbedingt nötig, um nicht vom Stoff überrumpelt zu werden, nach einem festgesetzten Plan mit eiserner Konsequenz zu arbeiten; lieber gar nicht zu schreiben, als außer der Szene, mit der man nach Festsetzung des Planes eben beschäftigt sei. Der Mangel eines klar erfaßten Szenariums sei auch dem talentvollen Zedlitz verderblich gewesen. Dieser habe sich immer an die Arbeit gesetzt unter der Voraussetzung, daß ihm während derselben schon alles einfallen werde. So seien ihm gewöhnlich drei Akte tadellos gelungen, dann sei ihm der Stoff ausgegangen, und dann sei er zu allen Freunden gelaufen, damit sie ihm weiter helfen möchten.

Für erste Arbeiten empfahl Grillparzer die Erfindung des Stoffes. Man könne da dem tieferen Drange des Herzens, den jahrelang gehegten Phantasiegebilden gerechter werden und mehr genüge tun. Geschichtliche Stoffe seien schon deshalb schwierig, weil man sie doch nicht treu benützen könne und daher leicht gegen den Charakter des Stoffes oder gegen sein eigenes ursprüngliches Empfinden unklar und unwahr würde. Doch gab auch er unter allen Umständen dem Dichter volle Freiheit seinem Stoff gegenüber; der „Wallenstein" bleibe immer ein Meisterwerk, auch wenn einmal erwiesen werden sollte, daß er unschuldig

war. Auch den Gebrauch der Hexen und Geister gab er vollständig frei für die Zeit, da man an sie glaubte. Denn es sei falsch, wenn man in neuerer Zeit die Hexen im „Macbeth“ als den Ehrgeiz ꝛc. personifizieren wolle. Es seien eben spukhafte Gestalten, wie die Phantasie der damaligen Welt sie zu sehen glaubte.

Den Stoff zur „Ahnfrau“ hatte Grillparzer in zwei Zeitungsnotizen gefunden. Die eine, daß in Frankreich ein Straßenräuber bei seiner Geliebten überrascht worden, welch Letztere keine Ahnung von dem Treiben desselben hatte; die andere, daß ein junger Mann im Bilde die Ahnfrau angebetet, statt der Enkelin. Es ist bekannt, daß der Stoff zu „Sappho“ ihm genannt wurde, damit er einen Operntext daraus mache. Während er an diesem wie in einem Guß geformten Werke des Abends schrieb, hatte er am Tage im Hauptzollamt Schwärze zu verrechnen! Wenn ich mich recht erinnere, befürwortete auch Jean Paul für den Dichter eine praktische Nebenbeschäftigung. Grillparzer tat dies unausgesetzt. Die Poesie bleibe dem am längsten treu, der sie mit stets erneuter Glut als eine Geliebte behandle, zum Trost und zur Erquickung für die trüben, zur heitern Teilnahme an den frohen Stunden des Lebens. Eine ausschließliche Beschäftigung gleiche einer Verheiratung, die naturgemäß gleichgültiger mache und zuletzt in ein leeres schlaffes Formen- und Pflichtwesen ausarte. Ferner riet er eifrigst, sich den Einflüssen der Kritik und besonders der neuern Ästhetik zu entziehen. Die letztere sei halber Wahnsinn, gefährlich durch Ansteckung. Ein ruhiges Auffichwirkenlassen der Ereignisse mit Vermeidung fortwährender und bewußter theoretischer Zerlegung kläre, stärke und festige.

Nach den Erfolgen der „Ahnfrau“ und der „Sappho“

hatte man Grillparzer geraten, den Staatsdienst zu verlassen, und sich ganz der Literatur zu widmen. Der Gedanke lockte ihn; aber sein damaliger Chef, Graf Stadion, riet ihm dringend ab. So überlegte er sich's noch einmal, und blieb, wie er meinte, zu seinem Glück. Danke er es doch diesem Rat, daß er bis jetzt unabhängig und seinen Ansichten habe leben können, ja daß er überhaupt leben konnte. Denn all seine literarische Tätigkeit, von so großen Erfolgen begleitet, würde ihm nicht zu trockenem Brot verholfen haben. Er habe noch drei Stücke im Pulte liegen, doch halte er's nicht an der Zeit, sie jetzt zu veröffentlichen. Wie traurig wäre es, wenn er sie veröffentlichen müßte! Denn brauche man die Welt, so suche man sie, flache nach und nach ab, und tausche unvermerkt seine Grundsätze gegen die Ansichten des Tages und des Publikums aus.

Bei einer Besprechung über die literarische Bedeutung der Städte Deutschlands gab er, seinem einstigen „Capua der Geister" scheinbar widersprechend, unbedingt und besonders für einen jungen Mann Wien den Vorzug. Berlin sei zu spitz und München zu derb. Wenn auch in Wien leichter als irgendwo falsche Richtungen zeitweise die Oberhand gewännen, so schlage doch der gesunde Sinn des Volkes rasch wieder durch, und gerade dieser häufigere Wechsel gebe der Phantasie reichere Nahrung als die nüchterne Beständigkeit, die besonders in Berlin alles mit gleichmäßigem Staub bedecke.

Nach dem Erscheinen der „Sappho" besuchte Grillparzer Goethe in Weimar, der ihm Andeutungen und Ratschläge gab, die aber Grillparzer nur zeigten, daß sie beide auf verschiedenem Boden standen. Ein tiefer Verehrer Schillers, hat er immer eine gewisse Scheu Goethe gegen-

über behalten. Der habe sich das Produzieren sehr leicht gemacht; den „Clavigo“ habe er aus Beaumarchais' Memoiren abgeschrieben, und in die „Wahlverwandtschaften“ habe er einfach ein vorhandenes Tagebuch eingeschoben. Doch nannte er „Iphigenie“ den bis jetzt erreichten Gipfelpunkt unserer Poesie, aber nicht unseres Dramas. Das Drama, dessen Seele Handlung ist, liege überhaupt der beschaulichen Natur des Deutschen ferner als der anderer Nationen. (Auch die Ansicht Lenaus.) Wir haben deshalb Schiller doppelt zu danken. Shakespeare soll uns nur Gegenstand der Bewunderung, ein Muster sein; er bleibt doch immer ein fremdes, unserm Boden eingepflanztes Reis. Wer Schiller nachfolge, sei fast sicher etwas gutes zu bringen, während Shakespeare beirre und niederwerfe.

Ein häufiges Wort von Grillparzer, auch in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ schön betont, war „Sammlung“. Er äußerte einmal die feste Überzeugung, daß Begabungen wie die Goethes und Schillers auch heute noch vorhanden seien, nur sei die Tätigkeit der Gegenwart zu zerstreut, zu sehr ins allgemeine gehend, und daher im Besonderen nur zu minder tüchtigen Leistungen befähigt....

Grillparzer las die Alten, und las sie in ihrer Sprache. Er kannte sie, wie vielleicht keiner seiner Zeitgenossen. Aber auch die dramatische Literatur der Franzosen, Italiener und Spanier war ihm vollkommen geläufig. Er hatte blos zum Studium der letzteren, trotz seinem schlechten Gedächtnis, wie er meinte, Spanisch gelernt. Dennoch kam er, sobald es die Findung theatralischer Gesetze, die Belegung theoretischer Beweise galt, immer auf Schiller zurück.

Noch war es eigentümlich, wenn Grillparzer in Gesprächen auf irgendein Lieblingsbuch kam, und dabei

Namen nannte, die wir heute vergessen. So „Sallet“ — oder wenn er als den besten Ästhetiker und einzig verläßlichen Führer im Reiche der Theorie „Bouterweck“ bezeichnete. Ich sehe noch sein mildes, liebes Lächeln, wenn ich meine Unbekanntheit mit diesen Autoren aussprach. „Ja,“ meinte er dann, „ihr seid eben weiter gegangen. Auch den alten Herrgott habt ihr abgeschafft; wartet nur, ihr werdet doch wieder auf manches zurückkommen müssen.“ Dies erinnert mich auch an den Wahlspruch, den er unter das von Kriehuber 1858 gezeichnete und ihm ähnlichste Bild schrieb:

„Nur weiter geht das tolle Treiben,
Von ‚Vorwärts‘, ‚Vorwärts‘ erschallt das Land!
Ich möchte, wärs möglich, stehen bleiben
Wo Schiller und Goethe stand.“

Ihm wars möglich. Er blieb stehen und wird stehen bleiben, wo Schiller und Goethe stand.

1150.

Aus Gesprächen mit Heinrich Laube.

Nach Laubes Buch „Das Wiener Stadttheater“ 1875.

Es gehörte zu den unerwarteten Schwierigkeiten des neuen Stadttheaters, daß ihm auch die drei nachgelassenen Stücke Grillparzers streitig gemacht und in der Mehrzahl entzogen wurden. Das wäre nicht geschehn, wenn uns der alte Dichter nicht kurz vor Eröffnung des Theaters durch den Tod entrissen worden wäre. Grillparzer war in seiner zweiten Lebenshälfte überhaupt gegen Aufführung seiner neuen, noch ungedruckten Stücke. Er verbarg sie sogar nach Kräften. Er scheute den Lärm, welcher mit ersten Aufführungen verbunden ist, er scheute den kritischen Streit über sich, und er hielt die drei nachgelassenen Stücke

„Libussa“ — „Die Jüdin von Toledo“ — „Den Bruderzwist in Habsburg“ nicht für ganz fertig, also auch nicht für ganz gelungen. Melancholisch schüttelte er das Haupt, wenn man ihn danach fragte, positiv Nein sagte er, wenn man von einer Aufführung sprach. Nur allenfalls auf „Libussa“ ging er einmal näher ein, wenn ich ihm sagen könnte, daß eine gute Besetzung möglich und daß ein guter Erfolg wahrscheinlich sei. Das ist lange her, als er diese Möglichkeit einräumte. Ich selbst zögerte damals — ich leitete noch das Burgtheater — aus mehreren Gründen. Zunächst eben der Besetzung wegen. Alsdann fürchtete ich den Schluß des Stücks, die Prophezeiung slawischer Zukunft, solange die gereizte Stimmung zwischen Deutschen und Slawen im österreichischen Staate täglich scharf hervortrat. Endlich scheute ich mich, den empfindlichen Greis in die Aufregung solch eines Vorgangs zu versetzen. Diese Bedenken hielten mich ab, die unerwartete Einhändigung des Libussa-Manuskriptes zur Inszenesetzung des Stückes zu benutzen. Ich zögerte wenigstens — und plötzlich kam mein Rücktritt vom Burgtheater dazu. — Zur neuen Direktion des Burgtheaters hatte Grillparzer kein Zutrauen, weder zu Münch noch zu Dingelstedt; er ließ das Manuskript in meinen Händen. Noch weniger hätte er die zwei anderen Stücke diesen Direktoren des Burgtheaters überlassen .....

Als der Bau des Stadttheaters begann, lebte Grillparzer noch. Er nahm lebhaften Anteil an dem Wagnis, wie auch er es nannte, und wollte gern zum Gelingen beitragen. „Wenn ich tot bin“ — sagte er — „können Sie auch meine letzten Stücke versuchen, falls Sie Lust haben. Dann tuts mir nicht mehr weh, wenn sie durchfallen und von einem Verstorbenen läßt sich auch das Publikum eher etwas gefallen.“

Wir versuchten es denn mit dem „Bruderzwiste". Einen Revers für den Alleinbesitz dieses Stücks hatten wir nicht und mußten uns also beeilen, sonst kam uns das Burgtheater zuvor, welches jetzt auch gerade dies Stück von den nachgelassenen zuerst geben wollte. — Ein neues Theater und solch ein Stück und eilig! Auch das war ein Wagnis.

Dies historische Drama ist nämlich im gewöhnlichen Theatergange schwer zu verwerten. Die Charakterzeichnung ist ihm die Hauptsache, und der Gang der Handlung ist der Charakteristik dergestalt untergeordnet, daß Kaiser Rudolf, die Hauptperson des Stücks, alles Interesse in Anspruch nimmt für seinen Ideenkreis, und in diesem Ideenkreise herrscht die Scheu vor jeglicher Handlung. Mit dem vorletzten Akte sinkt der Kaiser bereits in den Tod, und nur zweiten Personen bleibt die schließliche Schilderung der Zeitverhältnisse überantwortet.

Letzteres geschieht wohl im Sinne der Komposition mit gutem Fuge, aber nicht im Sinne eines herkömmlichen Theaterpublikums.

Der Ausdruck „Charakteristik" ferner bezieht sich in diesem Stücke nicht blos auf die Personen des Stücks, er bezieht sich auf die Schilderung der ganzen Zeit. Wie sich die Zeit gestaltet auch *ohne* die Hauptperson des Stücks, das gehört zur Absicht des Stücks. Und so muß es passen, daß im letzten Akte nur die Todesanzeige der Hauptperson auftritt.

Es paßt in Wahrheit. Aber der gewöhnliche Theatergänger meint, es fehle ihm etwas an der Erfüllung.

Mancher denkt da wohl an Shakespeares „Historien" und glaubt, Grillparzer habe sie zum Vorbilde genommen. Das ist aber keineswegs der Fall. Grillparzer war ja kein Verehrer der Shakespeareschen „Historien"; er tadelte ihre

Kompositionslosigkeit nachdrücklich und nannte sie nur kräftiges Material, aus welchem erst Stücke zu machen wären. Chronikmäßig angehäufte Szenen ohne einheitlichen Kern waren ihm keine vollen dramatischen Kunstwerke, auch wenn darunter geniale Szenen. Und wenn man derlei Unfertiges auf die heutige Szene bringen wollte, so nannte er dies immer mit großem Nachdruck einen Mißbrauch des heutigen Theaters. Ein Theaterstück fordre zuerst und zuletzt eine volle Theaterform, eine Form wie zwei Jahrhunderte nach Shakespeare sie ausgebildet haben. Diese wertvolle Ausbildung wegwerfen und kompositionslose Arbeiten aufführen hieß für ihn, welcher einen strengen Kunstsinn besaß, dilettantische Barbarei.

Dieser strenge Kunstsinn nun ließ ihn bis zu seinem Tode in Unzufriedenheit beharren mit seinem „Bruderzwiste". Er hielt ihn nicht für fertig zur Aufführung, weil ihm für den vollen Mittelpunkt um Kaiser Rudolf noch etwas fehlte. „Ich hab's gewußt, was fehlt" — pflegte er zu sagen —, „ich hab's auch schon beim Zipfel gehabt, aber ich bin gestört worden, und jetzt bin ich ein alter Mann, der es vergessen hat."

Eine Ähnlichkeit seines „Bruderzwistes" mit den Historien Shakespeares wies er dabei ärgerlich weit ab. Er war im Gegenteile, ganz seiner Künstlerschaft gemäß, auf einheitliche Komposition bedacht gewesen. Er hatte nur den Rahmen sehr weit gespannt, und einige intime Mittelglieder der Handlung waren ihm nicht stark genug geraten. Den natürlichen Sohn Cäsar und die Erzherzöge hatte er der Entwicklung des Kaisers näher bringen wollen. Das hatte er sich erschwert durch ausführliche Charakteristik des Kaisers, welche den Raum wegnimmt für eingreifende Handlungsszenen.

So erscheinen alle andern Figuren mehr oder weniger nur episodisch hingestellt, nur zeitweise neben oder hinter dem Kaiser, weil dieser sein Geistesleben vorzugsweise monologisch entwickelt. Überschaut man am Ende das Ganze, so erscheint wohl alles wohlbedacht, und alle Beziehungen werden klar. Theoretisch fehlt also dem Kunstwerke nichts, aber für die Szene liegen die Fäden des Gewebes ein wenig zu weit auseinander.

So ungefähr hatte mich Grillparzer öfters abgefertigt, wenn ich nach dem Stücke fragte, und es für die Aufführung von ihm erbat.

Das alles mußte ich jetzt zugeben, als ich es nun doch zur Inszenesetzung in die Hand nahm. Denn da liest man mit theatralischem Auge.

1151.

Aus Gesprächen mit Josef Pollhammer.

Nach Pollhammers Aufzeichnungen.

Von Heinrich Heine, den er in Paris besuchte, äußerte er, „daß er noch keinen Deutschen so geistreich und angenehm sprechen gehört. Nachdem er ihn aber zweimal besucht, sei er nicht mehr zu ihm gegangen, weil ihm sein perfides Wesen unangenehm geworden. Kaum, daß ein Besuch zur Türe hinaus war, sei Heine mit den gröblichsten Anwürfen über denselben losgefallen, und das habe ihn vor ferneren Besuchen bei dem sonst so bedeutenden und anziehenden Dichter abgeschreckt." —

Für Josef Weilen und Otto Prechtler empfand er große Sympathie und verfolgte ihre poetische Laufbahn mit dem wärmsten Interesse. Zedlitz und die Baronin Binzer hielt er hoch in Ehren, desgleichen Adalbert Stifter; be-

züglich des letzteren bedauerte er nur, „daß er sich auf das Feld des Romans begeben, und sich so viele Plage auferlegt, die ihm so wenig Ruhm gebracht! Hätte er manche schöne Schilderung in seinem „Nachsommer“ einzeln verwertet, würde er besser getan haben. —

Heinrich Laube hielt er sehr hoch in Ehren und es war wohl auch nur Laube allein möglich, ihm von seinen vergrabenen Schätzen manches zu entreißen. Über das Fragment „Esther“ sagte er mir, er habe dies in frühen Jahren geschrieben, dann nach 30 Jahren wieder versucht, es zum Drama auszuarbeiten; er habe aber nicht mehr die früheren Anknüpfungspunkte gefunden und so sei es Fragment geblieben. —

Paul Heyse flößte ihm viel Sympathie ein, er nannte ihn einen sehr tüchtigen Literaten. Von Hermann Lingg sprach er mit großer Achtung; nur das Gedicht: ‚Die Völkerwanderung‘ [1865—1868] schien ihm zu eintönig. „Nächstens wird ein Dichter ein Epos: ‚Die Weltgeschichte‘ schreiben. Der Stoff der Poesie darf sich nicht zu sehr ausbreiten.“

1152.

Aus Gesprächen mit L. A. Frankl.

Nach dessen Bericht, 1883.

Grillparzer hatte, bereits im hohen Alter, durch den Sturz von einer Treppe im Römerbade an seiner Gesundheit gelitten, und, was ihn am empfindlichsten traf, das Gehör fast gänzlich eingebüßt. Der Umgang mit ihm war dadurch erschwert, man mußte sehr laut sprechen, und er empfing die ihn Besuchenden immer mit Klagen über seine zunehmende Gebrechlichkeit.

„Ich höre nichts. Mit mir geht es, wie mit dem Waldbauern: die Hälfte versteht man nicht, und die andere Hälfte muß man sich denken. Wie soll ich als Mitglied des Herrenhauses reden? Ich sitze ja unter lauter Pfaffen. Auch höre ich nichts, und das ist noch mein Glück, da müßte ich reden. Übrigens weiß ich genau, was ich zu tun habe: steht der Windischgrätz auf, bleibe ich sitzen; bleibt er sitzen, stehe ich auf."

Als ich ihm einmal sagte, daß mich meine Verehrung für ihn öfter zu ihm führen würde, um mich nach seinem Wohlsein zu erkundigen, wenn ich nicht fürchtete ihm beschwerlich zu werden, erwiderte er:

„Kommen Sie nur! Vielleicht treffen Sie's gut, manchen Tag höre ich fast gar nicht. Sie verstehe ich sehr genau, weil Sie scharf vokalisieren und mit mir langsamer sprechen. Aber meine Landsleute, und ich mit, haben eine schlaffe, verschluckende Aussprache. Seit Jahren ist mein Klavier nicht mehr gestimmt. Ich vermisse die Musik schwer. In ihr allein liegt das Geheimnis der Poesie, wiewohl ungelöst. Ich höre nur die Vokale klar. Es könnte mir passieren, wenn mir wer sagte: Sie sind ein Esel! daß ich mich dafür bedankte, weil ich zu hören meinte: Sie sind edel!"

Auch sein Augenlicht hatte begonnen sich zu trüben.

„Ich lese jetzt Calderon, weil mein Exemplar groß gedruckt ist. Freilich steht es jetzt schlimm damit, wenn ich zuweilen im Wörterbuch nachschlagen muß. Er ist mit seinen vielen Fehlern ein großer Dichter."

„„Sie selbst sind ein solcher für unsere Zeit und ohne deren Fehler vielleicht, wenigstens was die Wahl des trochäischen Versmaßes in zwei Ihrer Dramen und die Titel der meisten anderen betrifft, gewissermaßen

sein Nachahmer, indem Sie dieselben mit ganzen Sätzen überschrieben. „König Ottokars Glück und Ende“ — „Weh' dem, der lügt“ — „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg“ — „Traum ein Leben“, in welchem Sie das entgegengesetzte Thema von Calderons „Leben ein Traum“, mit dem Dichter wetteifernd, behandelten; endlich „Die Jüdin von Toledo“, wo Sie den Kampf mit dem anderen spanischen Dichter Lopez de Vega, den Sie zumeist lieben, aufnahmen.““

Grillparzer sah wie überrascht zu mir auf und lächelte.

1153.

Zu Adolf Foglar.

Wien, 12. Auguſt 1863.

Nach Foglars gleichzeitiger Aufzeichnung.

„Pollhammer iſt mir ein Vermächtnis Zedlitzs. Ein talentvoller junger Mann, nur mehr Schwung ſollte er haben. Man wollte, ich ſollte ihn beim Publikum einführen, wie Geibel — ich weiß nicht mit wem? — es getan. Aber ich halte das für eine Anmaßung.

(Über Napoleons: „Das Leben Cäſars“.)

Das war die ärgſte Unverſchämtheit! Aber endlich werden die Leute doch erkennen, daß die Napoleons eine korſiſche Banditenfamilie ſind.“

1154.

Zu Auguſte von Littrow-Biſchoff.

Nach deren Mitteilung, 1873.

Im Spätherbſt 1863 begleitete ich eine Freundin Freiin Sephine von Knorr zu Grillparzer und wurde gütig und mit dem Gruß aufgenommen, daß mein Name ihm durch meinen verſtorbenen Schwiegervater [Joſeph Johann v. Littrow] ſo wie durch meinen Gatten [Karl

Ludwig v. Littrow] bekannt und in gutem Andenken stehe, daß er daher doppelt bedaure, sich in so trauriger Gestalt vor mir zeigen und durch seine Schwerhörigkeit mir die Notwendigkeit zu schreien auferlegen zu müssen. Er erzählte wie er durch einen unglücklichen Sturz in der Umgebung von Tüffer sein Gehör fast ganz verloren und es seitdem nur wenig wieder erhalten habe.

Eine alte Inschrift, die ihn sowohl durch ihren Inhalt als durch einen antiken Frauennamen, den sie enthielt — ich glaube Mucilla — interessiert und zu einer kleinen Erzählung angeregt hatte, veranlaßte ihn, einen im Jahre vorher gemachten Spaziergang zu wiederholen und die Felswand, an welcher sich die Inschrift befand, aufzusuchen. Man hatte aber indessen an jener Stelle Bierlokalitäten begründet, eine in den Keller führende Treppe frei gelegt, sinnigerweise kein Geländer angebracht, und im Augenblick, da der alte Herr arglos der Inschrift ansichtig werdend herantrat, stürzte er hinab. Kontusionen, Beulen, Schmerzen, vor allen Übeln aber ein fortwährendes Rauschen im Ohr waren die Folgen dieses unglücklichen Falles gewesen, von welchen ganz zu genesen er in seinen Jahren keine Hoffnung hegen durfte.

„Wenn ich einmal meiner Taubheit gewiß sein werde, werde ich sie, wie sonderbar das auch klingt, leichter ertragen als jetzt," sagte er, „wo die Gewohnheit zu hören und die Begier alles zu verstehen, mich zu Anstrengungen veranlaßt, die über meine Kräfte gehen, mich gänzlich ermatten und mir Kopfweh verursachen."

1155.

Zu W. v. Wartenegg.

Wien, 6. Dezember 1863.

Nach Warteneggs gleichzeitiger Aufzeichnung.

Als ich im Dezember 1863 Franz Grillparzer wieder aufsuchte, war das Wiedersehen nach der langen Sommerpause für mich ein sehr trauriges. Den schönen, noch so frischen Geist des großen Poeten in einem schon halb erstorbenen Körper zu sehen, war tief schmerzlich. Hatte er gleich immer und mit Grund über seine Gesundheit und seine sinkenden Kräfte geklagt, so schien mir leider, als hätte er gerade in diesem Sommer einen großen Schritt bergab gemacht. Er schien es selbst zu fühlen und war sehr verstimmt.

Ein anderer älterer Herr war bei ihm. Grillparzer erkannte mich bei diesem Besuche zunächst nicht; er glaubte, es käme Baron Reden, ein gemeinschaftlicher Bekannter, der, so glaube ich, mir nicht im geringsten ähnlich sieht. Nachdem er die Verwechslung eingesehen, begann er das Gespräch mit bitteren Bemerkungen über den unglücklichen Sturz, den er im verflossenen Sommer am 15. Juni in Bad Tüffer über eine Stiege gemacht. Die Folge davon war, daß es mit seinem Gehör jetzt viel schlimmer stand.

„Ich bedaure," sagte Grillparzer, „nicht etwas besser gefallen zu sein, daß es endlich einmal ganz aus ist!

„Geseh'n hab' ich schon früher fast nichts, jetzt hör' ich auch nichts, auf dem einen Ohr 'ganz taub, auf dem andern beinahe — na — wie Gott will.

„Aber merken Sie sich: Vor zwei Dingen muß sich der Mensch in acht nehmen, an etwas zu denken und über eine Stiege zu fallen. Ich habe eine alte Römerschrift gesucht,

und weil man mir nicht gesagt hat, daß sie jetzt neben der Küche eingemauert ist, hab' ich sie auf der Stiege gesucht und bin, mit dem Kopf voraus, ein ganzes Stockwerk hinuntergefallen."

Nun folgten Details der Krankheit. Dann schloß er mit den Worten: „Ja, ja, das ist schlimm. Man muß nicht über die Stiege fallen und man muß — nicht alt werden."

Bei diesem Thema: „Man muß nicht alt werden," verweilte er; kein Einwurf konnte ihn abbringen.

„Wenn man sich aber nicht mehr beschäftigen kann!" rief er. „Wenn man nichts mehr wirken kann! Die Leut' in meinem Alter, die nicht von selber sterben, die sollt' man immer todschlagen — und nur den dort ausnehmen, weil er noch so gut aussieht." Er wies auf den anderen alten Herrn und fügte hinzu: „Er ist schon vierundsiebzig Jahr' alt, aber das hört er nicht gern."

Nach diesem Scherz kamen wieder bittere Bemerkungen. „Die Wilden sind viel weiser in dieser Beziehung als wir; sie schlagen ihre Eltern selber tod, wenn sie ihnen zu alt werden . . . . .

„Ich sehe nirgends mehr eine Freude. Die Ereignisse in der Welt sind so trüb, und auch die in meiner Familie — — in meinem hohen Alter, wo mir die Ruhe schon so nötig wär'. Ich weiß ohnehin nicht, wie lange ich noch so impertinent sein werde, am Leben zu bleiben!"

1156.

Die Presse.

Wien, Freitag den 15. Jänner 1864. Abendblatt.

[Ovation für Grillparzer.] Heute um 11 Uhr begaben sich der Bürgermeister Dr. Andreas Zelinka, die beiden

Vize-Präsidenten Dr. Felder und Dr. Mayrhofer, die beiden Gemeinderäte W. Frankl und Dr. Karl Helm (als Antragsteller), endlich Gemeinderat v. Stubenrauch, als Verfasser der Adresse, zu Franz Grillparzer, um ihm das prachtvoll ausgestattete Diplom als Ehrenbürger der Stadt Wien zu überreichen. Grillparzer wohnt im Hause Nr. 22 in der Spiegelgasse, 4. Stock. Der Bürgermeister las die Widmung. Grillparzer, das Ohr zum Sprecher sehr nahe anlegend, hörte aufmerksam zu. Bei der Stelle, wo von seiner Vaterlandsliebe gesprochen wurde, schnellte er auf und sagte laut: Das ist eine Wahrheit! Als der Bürgermeister zu Ende gelesen, dankte Grillparzer mit Rührung für die ihm zuteil gewordene Auszeichnung und bemerkte schließlich: „Was meine literarischen Leistungen betrifft, mein Gott! — wir leben in einer so geistig revolutionären Zeit, daß man kaum von zehn zu zehn Jahren den Wert eines literarischen Wirkens zu beurteilen imstande ist. Deutschland ist uns an Bildung gewiß voran. Eines jedoch hat der Österreicher voraus, die Natürlichkeit, und daß man in Österreich keine Überzeugung macht! In diesem Sinne bin ich ein wahrer Wiener, ein wahrer Österreicher, und bin stolz darauf, es zu sein und deshalb freut mich die Auszeichnung, das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien erhalten zu haben." Nachdem er an jedes Mitglied der Deputation einige Worte gerichtet, dankte er den Antragstellern Helm und Frankl für die von ihnen gemachte Motion. Über seinen physischen Zustand klagte er sehr; durch einen Fall auf den Kopf höre er auf einem Ohr gar nicht und auf dem andern sehr schwach. Der einzige Trost für ihn sei der, daß er erst im 73. Lebensjahr und nicht im 30., um sich wienerisch auszudrücken, auf den Kopf gefallen war.

1157.

Auguste von Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, 15. Jänner 1864.

Nach ihrem Berichte, 1873.

Ungeachtet es bei diesem Gespräch zu dreien [Nr. 1154] mit dem Hindernis der Schwerhörigkeit zu keinem Moment kam, der über den Rahmen eines gewöhnlichen Besuches hinausragte, hatte doch die einfach schlichte Erscheinung des Greises, sein lebhaftes Wesen, sein melancholisches Lächeln einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, als ich mir dessen bewußt war und der Wunsch, ihn wiederzusehen, wurde so mächtig, daß ich an seinem Geburtsfeste (15. Jänner 64), an welchem Tage, wie ich wohl wußte, manche Fernerstehende zu kommen sich erlaubten, es wagte, mich den Glückwünschenden beizugesellen.

Solch ein Wiederkehren aber nahm der alte Herr, und wohl mit Recht, erst als ein Zeichen wahrer Teilnahme, während er einen ersten und einzigen Besuch nur als Befriedigung einer gewissen Neugierde ansah, die sich im Publikum, das ihn zwar, wie er meinte, vergessen, doch da und dort für seine Person erhalten habe. Der freundliche Abschied bei diesem zweiten Besuche, das von einem Händedruck begleitete Wort, „Also, auf Wiedersehen", gab mir den Mut, mich öfter einzufinden, später Zeitschriften und Bücher, von denen im Gespräch die Rede war, zu bringen und zu schicken. Diese andauernde Teilnahme schien ihn zu erfreuen und er stellte mein Verfahren in gütiger Weise oft als Gegensatz zu dem Benehmen anderer auf, mit denen er seit langen Jahren bekannt war, und die sich Freunde und Freundinnen nannten. Sie, meinte er, die ihn gekannt, da er noch Herr seiner fünf Sinne und ein Dichter

war, dessen Umgang vielleicht Interesse haben konnte — obschon er nie liebenswürdig gewesen — kümmerten sich nun nicht mehr um ihn, während ich sein gedächte, jetzt, da er ein alter hinfälliger Mann geworden, mit welchem zu verkehren ein Opfer sei.

1158.

Familie Lieben bei Grillparzer.

Wien, etwa 23. Jänner 1864.

Aufzeichnung von Rosa Lieben, 6. April 1864.

Im Sommer [1861] hörte ich nichts besonderes von ihm. Adolf besuchte ihn einmal im Herbst [1861], er beneidete die sel. Rosa fast und meinte, so ein armes Frauenzimmer verlöre nichts am Leben. Er war verstimmt, unwohl und klagte wie immer über seine Verwandten. Er ging im Sommer [1862] wieder nach Tüffer. Im Herst erschien, glaub' ich, seine Libussa [Gemeint ist: „Esther"] im Druck. — Adolf besuchte ihn vor seiner Abreise nach Italien und fand ihn unverändert. In Kissingen 1863 las ich zu meinem Schrecken, daß er in Tüffer die Treppen heruntergefallen und gefährlich verletzt darnieder liege. Ich war sehr betrübt, besonders, da ich gar nichts näheres erfahren konnte und das Ganze sehr schlimm zu stehen schien. Er erholte sich jedoch, nachdem er anfangs bewußtlos, dann auf einer Seite gelähmt, wochenlang hatte liegen müssen. Wir wollten ihn gleich nach unserer Rückkehr von der Reise besuchen, kamen aber durch Adolfs Anwesenheit ebensowenig dazu, wie dieser selbst. — Bei Gelegenheit seines 73. Geburtstages wurde ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien überreicht, auch erschienen einige Feuilletons in Biographienform über ihn, die recht

hübsch waren. Acht Tage nach seinem Geburtstag gingen wir zu ihm und wurden zu meiner Freude und Überraschung angenommen. Er bedankte sich, glaub' ich, gleich anfangs für das Fell und freute sich besonders, Ida zu sehen, die er sehr groß und hübsch geworden fand. Er erzählte uns seinen „Fall" ziemlich umständlich, beklagte sich, daß sein Arzt ihn in der letzten Zeit vernachlässige, daß er im Kopfe noch immer nicht in Ordnung sei: „Die Doktoren sagen freilich, es wird mit der Zeit besser werden — ich hab halt leider nicht mehr viel Zeit — ich sage leider, obwohl, wenn man nichts als Verdrießlichkeiten hat, es wirklich besser ist, abzufahren ꝛc. ꝛc. ꝛc." Die alte Klage über seine Verwandten ꝛc. ꝛc. Besonders genieren ihn aber jetzt seine Schwerhörigkeit und das Summen im Kopfe dabei, welches jedes Geräusch, jedes fortgesetzte Gespräch für ihn zu einer Qual mache, er habe seit $^3/_4$ Jahren sein Klavier nicht benutzen können. „Selbst jetzt, wo ich einen bessern Tag habe, höre ich nur ungefähr, was Sie sagen, so wie wenn man mit einem Waldbauern spricht (entschuldigen Sie den Vergleich), man versteht auch nur das vierte bis fünfte Wort und muß erraten, was er eigentlich meint." Er erkundigte sich angelegentlich nach Adolf, den er als vortrefflichen, tüchtigen, jungen Menschen lobte und vielmals grüßen ließ ꝛc. ꝛc. Ich frug nach dem Diplom. Er habe es dem Verfertiger zu Gefallen in den Kunstverein geben müssen, „obwohl es traurig ist, wenn das schon ein Kunstwerk sein soll", so wenig er dergleichen liebe, „sonst ist's immer da auf dem Klavier gelegen, ich bin dabei g'standen, wie ein Invalid und hab's gezeigt". Ich fand ihn diesmal wesentlich verändert und gealtert im Aussehen, namentlich das Haar von grauweiß weißgelb geworden und weniger dicht.

1159.

Josephine Baronin Knorr bei Grillparzer.

Wien, 1. Februar 1864.

I.

Nach gleichzeitiger Aufzeichnung der Baronin.

Ich war heute nach langer Zeit mit Marie Ebner bei Grillparzer. Der arme greise Dichter empfing uns mit gewohnter Güte. Er klagte sehr über Schwerhörigkeit; Mangel an Gedächtnis, Kopfschwäche seit seinem Sturz von einer Treppe herab in Römerbad, wo er rücklings einen Stock hoch hinab fiel, und nur durch eine glückliche Wendung so fiel, daß er dem Anprall an einen eisernen Knauf entging und so am Leben blieb. Marie sagte: „Sie haben uns einen Streich gespielt!" Keinen Geniestreich war die Antwort. Wir setzten uns dann. Grillparzer klagte mit Ruhe sein Leiden. „In Gottes Namen," fügte er wiederholt in den Absätzen zu, griff aber dann wieder das Thema, mehr oder minder dazu aufgefordert, wieder auf. Er sagte, daß ihm die Hinterbliebenen seines Bruders, leichtsinniges, herabgekommenes Volk, durch ihre Ansprüche und ihr Elend sein Alter verbitterten, seine Genesung hintanhielten. Güte, sagte er, ist das Höchste, aber Gutmütigkeit, vor der muß man sich in acht nehmen — man kann den Ansprüchen, die man dann anzuerkennen anfing, nicht mehr gebieten und zitierte die Wahrheit des Wiener Spruchs: „besser der erste Verdruß!" Er sagte, er habe für seinen Neffen die Protektion des Banus gehabt, den die eigenen Jugendstreiche mild gestimmt hatten und belobte sich dann die Juden — er sagte beinah komisch, daß die ihm am meisten behilflich gewesen. Rothschild und seine zwei

Amanuenses. Es kam dann die Sprache auf Viktor Hugo, dessen Talent er anerkannte, z. B. in „Marion de Lormes", die Dichtung von dessen „Misérables" er aber tadelte. Es war die Rede vom Duell, er bemerkte, da handle man immer schlecht — wenn man sich weigert, handelt man schlecht, und wenn man annimmt, handelt man schlecht, und verwarf ganz das Duell, meinend, um die Leute, die im Duell fielen, sei fast nie schade. Als man von öffentlichen Dingen sprach, zitierte er das bon mot, ... und tadelte die Besetzung der ersten Stellen des Militärs durch ..... nachgeborene Söhne des hohen Adels. Er sagte auch: „ein Militär sei nur wieder im Militär zu brauchen." Über den Zehnmillionenkredit, sagte er, es falle ihm das Wort Nestroys in „Einen Jux will er sich machen" ein, der, als er von den Damen Fasanen begehren hörte, auch noch wälschen Salat für sich forderte, da er das frühere nicht zahlen konnte, ginge es schon in einem. Von Schmerling sagte er, er habe gerade so viel Leichtsinn und Ehrgeiz, als es seine Stellung fordere und sei gerade das, was man brauche. Er meinte, Rechberg, obwohl er ihm nicht eben vertraue, müsse doch mehr diplomatische Einsicht und Kenntnis der Kabinette haben, als die Redner der Opposition und äußerte seine Zufriedenheit darüber, durch seinen Zustand nicht im Herrenhaus erscheinen zu müssen: „Ich verstehe nichts, die anderen verstehen zwar auch nichts, aber sie glauben, es zu verstehen, ich glaube das nicht." An seinen Worten merkte man nicht die Abnahme seiner Geisteskräfte, alles, was er sprach, war bedeutend. Er machte mir den Eindruck eines guten, weisen Mannes.

II.

Nach dem Tagebuche der Baronin.

Interessanter Besuch bei Grillparzer mit Marie Ebner, wir trafen ihn in seinem Zimmer, einen Apfel essend. Sein Zimmer ist sehr einfach, ein Klavier, ein gestickter Stuhl; das Porträt der Jenny Lind über dem Klavier; eine Ansicht der Villa Binzer (von Zedlitz vermacht oder Andenken nach seinem Tode) waren Gegenstände, die ich bemerkte. Er war herzlich; gütig; aufrichtig in seinen Gesprächen — seine Güte berührt wohltuend, aber sein Leiden erregt Mitleid. Armer Mann!

1160.

Josephine Baronin Knorr bei Grillparzer.

Wien, 26. April 1864.

I.

Nach ihrem Tagebuche.

Ich war bei Grillparzer mit Frau von Littrow, das Gespräch mit diesem bedeutenden Mann verriet wenig von dem gebrechlichen Zustand, in den ihn sein Unfall versetzt hat, er ist vom Hauche eines seltenen Geistes durchweht und man könnte auf ihn die Worte des Dichters des Bertran de Born anwenden: „Deines Geistes hab' ich einen Hauch verspürt."

Dies gab mir folgende Verse ein:

„An Franz Grillparzer."

Wenn Du sagst, wie arg gefesselt
Jetzt Dein Geist des Leidens Haft,
Mahnt es mich an jenen Sänger,
An de Borns gebrochne Kraft,

Von dem Uhland uns gesungen,
Daß er vor dem Fürsten stand,
Und der trübe Ton der Trauer,
Sich der Dichterbrust entwand.

Aber prüfend horcht der König,
In das tiefste Herz gerührt,
Bis er ausruft: „Deines Geistes,
Hab' ich einen Hauch verspürt!"

II.

Nach gleichzeitiger Aufzeichnung der Baronin.

Wieder ein Besuch bei Grillparzer mit Frau von Littrow. Er war sehr freundlich, sprach Anfangs von seiner Gesundheit, wie er voriges Jahr in Römerbad von der Treppe herabstürzte, als er eine römische Inschrift ansehen wollte, von einem Mädchen (Plantilla?), über die er eine fiktive Geschichte schreiben wollte, und von den Folgen seines Falles. Es war dann die Rede von dem Garibaldi-Jubel in England. Als ich ihn mit Washington vergleichen wollte, sagte er, es sei ein Unglück, daß die republikanische Sache in England einen Vorkämpfer gefunden habe, wie Washington, meistens seien die Freiheitshelden Narren oder Schurken. Er habe die Freiheit satt, und in 60—80 Jahren würden die Völker, wieder wohl mit Unrecht, um absolute Regierungen beten. Er sagte, für Österreich sei die gute Zeit nicht unter Kaiser Franz gewesen, der sei zu wenig gutmütig dazu gewesen, sondern unter Kaiser Ferdinand. Er sprach mit Anhänglichkeit von diesem und erzählte, wie er Zedlitz, seinem (Grillparzers) Freunde, gesagt habe, das Amt im Ministerium des Auswärtigen müsse schwer sein: „Ich," sagte er, „danke es meinem Vater noch im Grabe, daß er mir regieren lernte!" Ferner, sprach er, Gottes

Zorn habe ihn in den Reichsrat gestellt und es ärgere ihn, wie man dort über geringfügige Dinge debattiere und die wichtigen Hauptsachen unerörtert bleiben. Die Finanzsache, sagte er, ich weiß nicht, ob es eine kleine Frage ist? Seine Art am Schluße eines Satzes: „In Gottes Namen" zu sagen, gefiel mir; denn es lag Innigkeit und fromme Resignation darin. Er hat vor, wenn es seine Kraft zuläßt, allein zu reisen, im Juni nach Crapina in Kroatien zu gehen, wo nicht, will er nach Baden, da er Begleitung nicht liebt. Er sprach sehr anerkennend über Eötvös und als er verstand, Frau von Littrow kenne ihn, wollte er ihn grüßen lassen. Er lobte seinen „Dorfnotär" sehr, sonst sagte er, lese er nicht gern Romane. Über den Schwindel der Shakespeare-Feier, den Schleswig-Holstein-Enthusiasmus äußerte er sich, wie über das Garibaldi-Fieber lächelnd so zu sagen. Mich freute der Besuch; ich hatte wieder den im Leben nicht häufigen Eindruck empfangen, mit einem guten und bedeutenden Mann zu tun zu haben.

1161.

Zu Wilhelm v. Wartenegg.

Wien, 1. Mai 1864.

Nach Warteneggs gleichzeitiger Aufzeichnung.

Von jener Zeit (1864) angefangen, ging ich nur selten zu Franz Grillparzer und blieb nur sehr kurz, denn das anhaltende Reden schien ihn immer mehr anzustrengen und doch wars noch weniger möglich, ihn am Sprechen oder dem mühsamen, noch anstrengenderem Lesen wie sonst dadurch zu hindern, daß man ihm etwas vorplauderte. Immer gleich blieb seine Güte gegen mich, und wenn ich es mir auch versagte, von meinen Dichtungen zu reden,

er fing immer wieder davon an. — Wie früher erwähnt [Nr. 1155], wurde ihm seit dem unglücklichen Sturz vom Sommer 1863 das Hören sehr erschwert, denn sprach man leise, so hörte er's gar nicht, und sprach man laut, so schmerzte es ihn, schien von allen Seiten laut wiederzuhallen (so erklärte er es mir) und wurde daher unverständlich. Ich fand als die relativ am wenigsten anstrengende Weise, wenn man zwar nur mäßig laut sprach, aber langsam und alles sehr deutlich akzentuierend. Doch auch so wagte ichs nicht oft und nicht lang.

„Ich höre zwar," sagte er, „aber es ist wie ein gelinder Donner — mein Gehirn und Denkvermögen ist gestört, ich kann mich auf nichts recht erinnern." Dabei aber erinnerte er sich sehr wohl der früheren, von mir gelesenen Stücke und der letzten Komödie „Zu viel und zu wenig".

Er fuhr fort zu klagen: „Mein Kopf ist ein wüster leerer Saal, in dem nur das Echo haust. Ich kann zwar aus drei Worten, die ich versteh', auf vier unverstandene schließen, würde aber ein neues Wort nicht erfassen. Ich höre, wie ein Tier hört, nicht wie ein Mensch — na, wie Gott will."

1162.

Zu Friedrich Halm.

Frühjahr oder Sommer 1864.

Nach Emil Kuhs Erzählung 1872.

Bedeutsamer ist eine andere Äußerung Grillparzers, welche seine Beziehung zur religiösen Frage humoristisch aufdeckt. Der Freiherr von Münch, der mir die Äußerung mitteilte, hatte Grillparzer vom Grafen Moritz Dietrichstein gesprochen, daß dieser nämlich, schon seit Monaten der

Auflösung nahe, nicht sterben könne [gest. 27. August 1864]. Grillparzer erwiderte: Ich bitte alle Tage den Himmel, daß er es mit mir einmal rasch mache, daß er mir einen Schlagfluß schicken möge, damit es plötzlich vorbei sei. Da müssen Sie ja, versetzte Baron Münch, sich sehr gut mit unserem Herrgott stehen! Na, wissens, erläuterte Grillparzer, wie halt zwei miteinander stehen können, wo einer vom andern nichts weiß!

1163.

Grillparzer in Baden seit 1864.

Bericht von E. Ehn, Baden, im Jänner 1871.

Seit vielen Jahren wohnt Grillparzer hier,[1]) in dem „ihm liebgewordenen Baden", gewöhnlich in der Zeit vom Juni bis August. Wer kennt ihn nicht, den in abgelegenen Alleen unseres Parkes, den Kopf sinnend nach vorwärts gerichtet, dahinschreitenden Mann! Begrüßt ihn ein Bekannter — welchen er aber erst erkennt, wenn er schon vorüber, — so gleitet über sein ernstes Gesicht milde Freundlichkeit und eine weichklingende Stimme erwidert dankend den Gruß. Grillparzer macht an schönen Tagen häufig Kommotionen im Freien und ist fast regelmäßig nach Tische in der Seitenallee des Parkes (links vom Musikpavillon) auf einer Bank sitzend anzutreffen, bei schlechtem Wetter weilt er gerne in der „Trinkhalle", ohne jedoch Gesellschaft zu suchen; entweder sitzt er da einsam auf der Bank am oberen Ende der Halle, in einem Buche lesend (Zeitungslektüre liebt er nicht), wo er auch manchmal in sein Notizbuch Aufzeichnungen macht, oder er unterhält sich eine

[1]) Im „Herzoghof" (in der Theresiengasse), wo den Dichter sehr oft Mitglieder des kaiserlichen Hofes mit Besuchen beehrten. (Anm. d. Verfassers).

Weile mit Fräulein Seidl, Verschleißerin der Mineral-Wässer. Er macht dabei kleine schalkhafte Bemerkungen und spricht von seiner Gesundheit (die in vorjähriger Saison keine gute war). Einmal sagte er scherzend zu dem genannten Fräulein: „Nach meinem Tode werden Sie etwas von mir hören — alle Glocken werden geläutet werden!" — Besondere Abneigung hat Grillparzer gegen die „Parkfeste"; an dem Tage, an welchem ein solches abgehalten wird, zieht er sich in sein Zimmer zurück und verbringt den Nachmittag in stiller Einsamkeit. Überhaupt ist er gegen die Außenwelt verschlossen, — hat sie ihm ja so viel des Betrübenden geboten!

1164.

Pollhammers Verkehr seit 1864.

Nach Pollhammers späterer Mitteilung.

Als ich im Jahre 1864 zum Notar in Gföhl ernannt wurde, nahm ich von Grillparzer und den Fräulein Fröhlich herzlichen Abschied. Grillparzer umarmte und küßte mich, so daß ich zu Tränen gerührt wurde. Er bat mich, ihm bald zu schreiben. Das tat ich denn auch, und so entwickelte sich eine übrigens streng familiäre Korrespondenz; ich erhielt von Grillparzer 12 Briefe nach Gföhl. Die Eröffnung der Eisenbahn nach Krems im Jahre 1868 machte der schriftlichen Verbindung ein Ende, da ich nach diesem Zeitpunkte oft Gelegenheit hatte, in Familien- oder Geschäftsangelegenheiten nach Wien zu fahren und jedesmal einen Besuch bei Grillparzer machte.

1165.

Sistierte Köpfe.

(Vornehme.)

Die Lords von Österreich.

Michael Klapp, Wiener Bilder und Büsten, 1867.

Wir sind im Jahre 1865. [Schilderung des Herrenhauses] . . . . . Suchen wir uns nun die interessantesten Männer auf. Links geschaut! Eine Reihe leerer Bänke. Hier sitzen eigentlich die Protestanten des Hauses, will sagen, die Opposition, aus dem Adel der Kunst und Wissenschaft und des Geldes hervorgegangen: drei deutsche Poeten, ein czechischer Historiograph, ein slavischer Philolog und ein — Rothschild. Dort auf der äußersten Ecke der Linken sitzt Grillparzer, ein von der Last der Jahre und manchem poetischen Trübsal gebeugter alter Herr, dem man die Kraft des Geistes, die in seinen Dramen herrscht, nicht ansehen könnte. Es ist eine einwärts gekrümmte Figur, wie sie ein langer Dienst in finsteren Archiven und unter alten Pergamenten mit sich zu bringen pflegt. Der Dichter der „Sappho“ und „Medea“ würde Dir ganz wie ein pensionierter, kleiner Beamter vorkommen, sagte ich Dir nicht, wer er ist. Nur das Auge blickt in manchen Momenten noch äußerst lebhaft; man muß eben diese Momente treffen. Wie soll man Grillparzers Loos eigentlich nennen? Dreißig Jahre hindurch ist er der erste Dichter des Landes, um im einunddreißigsten — Hofrat zu werden. Aber er zeigt ihn nicht, den „Hofrat“. Dagegen tut dies die behäbige, volle Mannesgestalt hinter Grillparzer mit Ostentation. Das ist auch ein Poet, Friedrich Halm, in der Politik kein „Sohn der Wildnis“ und auch kein „Fechter“, ein gutgenährtes Bibliothekarius-Gesicht mit ganz

undichterischer Kinnfülle. Man sieht's: die Epigonen der Romantik haben eben auf deutschen Theatern bessere Geschäfte gemacht, als die ersten Romantiker, und „Griseldis" und der „Sohn der Wildnis" mehr Tantiemen getragen, als „Medea" und „Der Traum ein Leben". Der Mann, der hier im Gespräch mit Grillparzer begriffen, ist Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) der Dritte der Poeten des Herrenhauses . . . . .

Ich weiß nicht, wie Du Dir, lieber Leser, den böhmischen Historiographen Dr. Franz Palacky vorgestellt; dort siehst Du ihn, neben Grillparzer sitzen . . . . . Professor Miklosich . . . . . Was soll ich vom Freiherrn von Rothschild sagen, der hinter der böhmischen Krone und der „Ahnfrau" und neben „Griseldis" sitzt? . . . . .

1166.

Zu Wilhelm v. Wartenegg.

Wien, 1865.

Nach Warteneggs gleichzeitiger Aufzeichnung.

Einmal noch, es war im Jahre 1865, hatte ich die große Freude, daß er mit der immer gleichen Teilnahme, die er mir und meinem dichterischen Wirken erhielt, das jüngst vollendete vaterländische Trauerspiel „Andreas Paumkirchner" als eines erklärte, bei dem auch gegen den Stoff nichts einzuwenden sei, und ich schien endlich das getroffen zu haben, worauf er mich bisher oft gewiesen.

Die Art, wie er dieses Stück kennen lernte, war allerdings unvollkommener, als dies bei früheren Dichtungen, die ich ihm gebracht, der Fall war. Lesen konnte

er natürlich das Manuskript nicht, und vorlesen durfte weder ich es ihm, noch Andere, ohne daß er dadurch angestrengt worden wäre, da er es aber doch kennen wollte, so blieb nichts übrig, als ihm Szene für Szene kurz dem Inhalte nach mit möglichster Vorsicht zu erzählen. Grillparzer war sehr befriedigt. Er meinte, Laube müsse das Stück annehmen, ebensosehr darum, weil es gut, als weil es vaterländisch sei.

„Ich bin nicht geneigt, seinen Lobredner zu machen," sagte er von Laube, „aber er lechzt nach vaterländischen Stücken, um vergessen zu machen, daß er kein Österreicher ist. Von einem sehr talentierten Dichter [Karl Immermann] hat er ja vor Kurzem [18. Oktober 1863] das Trauerspiel in Tirol aufgeführt, in der Hoffnung, das Publikum würde an den Reminiszenzen Gefallen finden. Den verstorbenen Hebbel soll er nicht haben leiden können und hat die ‚Nibelungen' doch aufgeführt, drum glaube ich, er wird Ihr Stück nehmen." Er reichte mir wie beglückwünschend die Hand.

Darin hatte er sich nun allerdings getäuscht, denn das Stück wurde erst unter Dingelstedt, etwa ein Dutzend Jahre später, auf dem Burgtheater gegeben. Was mich bei seinen Äußerungen über meinen „Andreas Paumkircher" noch sehr überraschte, war, daß er eines Stückes erwähnte, welches er einmal vor Zeiten begonnen und nicht vollendet hatte, das beiläufig in derselben Zeit wie meines spielte und in dem auch wohl zum Teile die gleichen Personen vorkommen konnten.

„Ich habe auch einmal ein Stück angefangen, das die Zeit schildert und das da beginnt, wo Ihrs aufhört."

Er erzählte die Exposition. Die steirischen Ritter, die Unzufriedenen, erhalten im Beginn des Stückes die Nach-

richt von der Hinrichtung des Andreas Baumkircher. Dieser war bekanntlich ihr Haupt, und auf die Nachricht von seinem gewaltsamen Ende empören sie sich.

Es scheint, daß von diesem Stücke keine Spur geblieben ist.

1167.

Zu Adolf Foglar.

Wien, 8. Jänner 1865.

Nach Foglars gleichzeitiger Aufzeichnung.

„Schmerling (ich bin überzeugt) hat die besten Absichten, sein Programm durchzuführen; aber er kann nicht, wie er will. Er ist — faul, und besitzt einen gewissen Leichtsinn. Ich glaube, wenn man ihn fragte, wie die ungarische Angelegenheit zu Ende zu führen? er wüßte es nicht."

1168.

Hermann Josef Landau bei Grillparzer.

Wien, 4. Mai 1865.

Landau, Stammbuchblätter, 1875.

Lange konnte mir der sehnliche Wunsch, Grillparzer persönlich kennen zu lernen, trotz meines öfteren und mehrmals längeren Aufenthaltes in Wien nicht erfüllt werden. Im Sommer besuchte der Dichter stets einen Kurort oder bezog eine Landwohnung, um die Sommerfrische zu genießen und im Winter war er häufig leidend, so daß er selten oder fast nie Besuche empfing. Erst im Mai des Jahres 1865, als ich von Prechtler das obige Stammblatt [vom 3. Mai datiert] erhielt und von ihm befragt wurde, ob ich schon ein Blatt von Grillparzer besitze, und dieses mit

den Worten verneinte: „Sie wissen, lieber Freund! ich bin alles gerne, nur nicht aufdringlich; und so mir nichts dir nichts hinlaufen und sagen: Ich bin der Schriftsteller Landau und will die Ehre haben, den berühmten Grillparzer persönlich kennen zu lernen ꝛc. ꝛc., das ist mir nicht gegeben; Gelegenheit ohne Pression, das liebe ich, das freut, das gibt der Sache eine Weihe!" — Da sagte Prechtler: „Nun warten Sie, ich werde Sie bei Grillparzer einführen." Und schon tags darauf löste Prechtler sein Wort und zwar in ebenso liebenswürdiger, als für mich schmeichelhafter Weise.

Der damals schon 76jährige greise Dichter wohnte im vierten Stockwerke und empfing mich, ich möchte sagen, mit anmutiger Herzlichkeit. Der Diskurs war mir sehr peinlich — ja schmerzlich, nicht weil ich meine Brust sehr anstrengen mußte, um von dem schon zu jener Zeit fast gehörlosen Dichter verstanden zu werden, sondern durch das Mitleidsgefühl, daß einer unserer edelsten charaktervollsten Männer von einem so höchst störenden Übel heimgesucht werden mußte. Trotzdem hatte ich doch die Freude, eine halbe Stunde lang mit ihm zu sprechen. Das Hauptthema war das „Deutschtum", wobei natürlich die „leidige Politik" nicht aus dem Spiele bleiben konnte.

Und ich habe aus der ganzen Konversation entnommen, daß Grillparzer ein deutsches Herz und deutsche Gesinnung hatte, bei dem allen aber, um mich einer, namentlich in neuerer Zeit populär gewordenen Bezeichnung zu bedienen, sich auch als ein „Deutsch-Österreicher" im weitesten Sinne des Wortes gerierte. Ich habe ferner daraus die schöne Lehre gewonnen, man kann ein Deutscher von echtem Schrot und Korn sein, ohne auch nur ein Haar breit von seinem österreichischen Patriotismus,

ja selbst nicht von der Anhänglichkeit an die österreichische Dynastie abzuweichen. Ja fest gewurzelt ist in meinem Innern der Gedanke, und selbst das allerstärkste vereinigte große Deutschland mit seinem großen und aller Verehrung und Hochachtung würdigen Bismarck an der Spitze, können meine Idee nicht schwankend machen, noch weniger entwurzeln.

Mein lieber Leser! Wer Du auch bist, lege die Hand aufs Herz und gestehe und sage mir, gibt es noch ein Reich wie Österreich, ein Land wie dieses, welches ein Volk in sich schließt, das so ohne Falsch und Trug, voll des Herzens und Gemütes, fähig zu aller Ausbildung in jeder Richtung ist? Ein Volk, das keine Mühe und keinen Fleißaufwand scheut, wo es gilt, sich und seinem Nebenmenschen Ehre zu verschaffen oder ihm wohl zu tun; ein Volk, daß einen natürlichen, daher auch richtigen Sinn für die erhabene Dreieinigkeit: Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit! betätigt hat und noch bis heute bewahrt, fern von allem eitlen, nur sich selbst liebenden aristokratischen National-Stolz, fern von aller nichtssagenden, aber sich selbst verzerrenden Hochnäsigkeit und Einbildung, eine „Grande-Nation" zu sein? — Darum nochmals: Bäuerle hat recht, daß er sagte: „Es gibt nur ein Österreich!" —

Aber auch der große deutsche Dichter Grillparzer mußte seine deutschen Stammesgenossen im allgemeinen genau gekannt und auch richtig zu beurteilen gewußt haben; wie er selber aber diese treffend nach einer Richtung zu charakterisieren verstand, legt am deutlichsten nachstehender Spruch dar, den mir der hochverehrte Dichter als Andenken an die mir unvergeßliche Stunde, auf einem Blatte Papier mit kräftiger und deutlicher und auch den einstmaligen

k. k. Kanzleibeamten nicht verleugnender Hand schrieb [Werke[5] III, 183]:

Der Deutsche allzuhöchst in Kunst und Wissen stellt,
Hier was er nicht versteht, dort was ihm nicht gefällt.

Wien, den 4. Mai 1865.

F. Grillparzer.

1169.

Auguste von Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, Mai 1865.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Das Wetter war schlecht und Grillparzer klagte über die — wie er wohl wisse nur scheinbare — Verschlimmerung des Klimas, über seine Gesundheit, seine Schwerhörigkeit.

— „Jetzt will ich noch Teplitz versuchen," sagte er, „wenn das aber nicht hilft, dann ergebe ich mich in das Unabänderliche und höre auf, mich selbst zu peinigen. Ich tue es auch jetzt nur meiner Hausfrauen oder Hausfräulein wegen, die, wenn ich mich im Winter unwohler fühlen sollte — und es ist ja bei dem zunehmenden Alter, wenn ich überhaupt noch lebe, gar nicht anders möglich — gewiß sagen würden: Sehen Sie, warum sind Sie nicht in ein Bad gegangen! Gut also, es geschieht, ich gehe, ich habe das Meinige getan, aber dann will ich Ruhe haben. Es ist ja auch nicht blos die Taubheit, die mich plagt."

Ich meinte, die Schwerhörigkeit sei doch leichter zu ertragen, als manches andere Übel; man könne lesen, arbeiten . . . . .

— „Arbeiten," spottete Grillparzer, „vielleicht, wenn ich nicht so faul wäre — und lesen? Ich habe es natür-

lich aufgegeben, mich noch mit Kenntnissen für das Jenseits zu bereichern; aber ich nehme gern etwas her von dem was ich kenne, und so bin ich gerade wieder über die spanischen Dichter gekommen, die ich in meiner Jugend so gern gehabt, und die ich immer mit neuem Interesse durchgehe. Aber in einigen Monaten ist alles so vergessen, daß ich nicht einmal mehr den Inhalt der Handlung weiß."

„Das geht uns Jüngeren ebenso", versetzte ich.

— „Sie denken, ich sei niemals jung gewesen; es ist wohl lange her, allein es war doch einmal, und ich weiß, was die Jugend vergißt, schnell, leicht, gleich vergißt — das, was sie nicht reizt, nicht interessiert. Aber der Gedanke, es ist gleich ob und was Du liest, in drei Wochen ist alles wieder verwischt — das ist schrecklich, das ist ein vernichtendes Bewußtsein, ein Bewußtsein, von dem man keinen Begriff hat in früheren Jahren."

„Man wünscht sich immer," erwiderte ich, „ein Alter mit voller Klarheit des Geistes; ich sehe, daß man Unrecht hat, daß man glücklicher ist, wenn ein weniger klares Denkvermögen die Übel, welche das Alter mit sich bringt, nicht so herb empfinden läßt, eine zweite Kindheit sie überschattet. Sie sind zu klar! Hätte man in früherer Jugend solch volles kritisches Betrachten seiner selbst, man wäre ebensowenig glücklich, als Sie es jetzt sein können. Man würde in dieser Durchsichtigkeit die Menschen nicht verstehen und ebensowenig von ihnen verstanden werden können."

— „Darin haben Sie vollkommen recht. Ich verstehe die Menschen nicht mehr und weiß nicht einmal, ob der Fehler an ihnen, an mir oder an meinem Alter liegt. Die jetzigen Menschen verstehen alles, was ich nicht verstehe und auch in meiner Jugend nicht zu verstehen glaubte, und ich weiß nicht, ob sie so klug und ich nur zu dumm

bin, und so sehe ich alles um mich schwanken und in Frage gestellt."

Ich meinte, es sei eine Epoche der Gärung und Klärung, des Überganges. Die Menschen zur Zeit der französischen Revolution hätten ebenso empfunden — Alles aber würde sich von den Schlacken reinigen, wenn auch erst nach uns.

— „Wenn ich das wüßte, mit solcher Bestimmtheit zu sagen mir getraute wie Sie, weil Sie jünger sind, mir wäre besser zu Mute. Schon mehrmals hat die Welt eine vieltausendjährige Kultur zugrunde gehen sehen und immer, wie schon die heilige Schrift es andeutet mit dem Turm von Babel, unter den Symptomen der Verwirrung. Dann sage ich mir freilich wieder: Ein Mann, Ein Gedanke, den wir heute nicht ahnen, kann schon morgen der Welt neue Bahnen weisen. Wie war es doch in den Jahren Fünf und Neun. Welch eine Unterdrückung, welch ein Abgrund und keine Aussicht auf die Möglichkeit eines veränderten Zustandes, auf eine Erhebung Deutschlands, Österreichs oder Preußens — der Anderen gar nicht zu gedenken. Da plötzlich kommt dem Manne in Frankreich der Gedanke, sich selbst zu liefern. Keine denkbare Macht konnte ihn stürzen. Er mußte sich einen Gegner *suchen*, er mußte es mit der *Natur* aufnehmen und seine glänzenden, unüberwindlichen Armeen aufs Eis und in die Schneefelder Rußlands führen. Und mit einem Ruck war das Angesicht der Welt verändert und Alles kam in die alten Fugen in einer Art und Weise, wie kein vernünftiger Mensch es für möglich oder wünschenswert halten konnte."

Ich bemerkte, daß jene Epoche eine wunderbare Zeit sich grell widersprechender Momente gewesen sei, in welcher ein Ereignis immer das andere Lügen strafte.

— „Die Statue des Kaiser Joseph ist mir da immer

ein Monument solcher Momente. Zur Zeit, da es so schlimm stand, daß sich Allen die Überzeugung aufdrängte, so könne es nicht fortgehen, es müsse etwas geschehen die Menschen zu bilden, zu heben, dem Phäakentum zu entziehen, kam man auf die Josephinischen Traditionen zurück. Der Gemeingeist sollte erwachen und Kaiser Franz errichtete seinem Oheim, nicht seinem Vater, ein Denkmal. Man wollte das Volk ermutigen, begeistern; in diesem Sinne wurde auch der Leopoldsorden gestiftet, der eine Art légion d'honneur sein sollte, für den man aber damals gleich wie er gegründet war niemanden wußte, dem man ihn geben konnte. Für die Aristokraten war er nicht und andere wußte man nicht zu finden. Da kam anno Zwölf der russische Feldzug, dann das Jahr Fünfzehn, und man hätte am liebsten auch diese Dinge ungeschehen gemacht. Kaiser Franz wollte von keiner Erinnerung an Kaiser Joseph mehr hören und sagte: „Jetzt bringen mir wiederum alles aufs Alte z'ruck." Das Schlimme war, daß er zur Schreckenszeit der französischen Revolution auf den Thron kam, daß dieser Eindruck ihn nie verließ und auch von anderen Seiten immer wach in ihm erhalten wurde, so daß er nur suchte hintan zu halten, was eine freie Entwicklung fördern oder was selbst mächtig werden konnte; deshalb wollte er auch das geistliche Element nicht zu sehr empor kommen lassen und in dieser Beziehung wünschte ich wohl, manches wäre so geblieben wie es damals war. Staat und Religion zu vereinigen, das hat er als Kaiser sehr gut verstanden, und eine solche Zeit der Eintracht kommt nicht wieder. Seine Brüder haben nach der Reihe, wie sie Lust hatten, Protestantinnen geheiratet, ohne daß das mehr Umstände gemacht hätte, als daß ein eigener Sitz in dem protestantischen Bethaus für sie eingerichtet wurde."

Ich sagte, daß ich das selbst aus eigener Erfahrung wisse. Vater und Mutter hätten in gemischter Ehe gelebt, wir wußten es kaum. Niemand sprach davon und das Wort konfessionell sei mir erst, als ich erwachsen war, zu Ohren gekommen.

— „Und so war es überall; man interessierte sich gar nicht für konfessionelle Unterschiede. Man hätte vielleicht ganz darauf vergessen, wenn nicht der Pfarrer Hausknecht und ein Superintendent Wächter vorzügliche Redner gewesen wären, so daß es unter den Katholiken Mode wurde, ihre Predigten zu hören. Von sogenannten religiösen Konflikten war nicht die Rede und wehe dem Geistlichen, der dem Kaiser Franz — welcher sehr gewissenhaft in seine Messe ging und seinen Beichtvater hatte — mit solchen Beschwerden gekommen wäre."

Das Gespräch kam auf nationale und individuelle Bedürfnisse, Anlagen, Fehler, und Grillparzer klagte sich der Arbeitsscheu an, „aber", schloß er, „wer arbeitet gern? Wer arbeitet, wenn er nicht muß?"

„Wer?" fiel ich ein, „der Dichter, den die innere Nötigung treibt und welcher in diesem Drange sich mehr anstrengt, als äußerer Zwang ihn nötigen könnte. Sie denken doch nicht, ich gehöre zu den Leuten, die da sagen, was macht der Mensch? Höchstens alle Jahre ein Trauerspiel! nach der Art eines alten Hofrates, den mein Vater kannte und der sich ärgerte, daß die Hofschauspieler, die doch nur Abends beschäftigt wären, so viel Gehalt bekämen wie er, der den ganzen Tag und bis in die Nacht arbeitete."

— Grillparzer lachte herzlich. „Das ist so recht aus der Zeit vom Kaiser Franz, der wohl auch so gedacht hat. Ich habe selbst solche Leute gekannt und meine Jugend war

zum Teil umgeben von Menschen dieses Schlages, so daß es ein Glück für mich gewesen ist, ein k. k. Beamter zu sein, dem man nebenbei seine poetischen Ausartungen hingehen lassen konnte."

Ich sagte, ich sähe nur wie recht ich hätte, niemandem zu glauben, was er selbst von sich sage. Denn nicht nur was positiv an eigenen Werken vorliege, sondern die neben einem Beamtenberufe mit solch eingehendem Eifer betriebenen Geschichts-, Sprach- und Literaturstudien wiesen ja auf ein in jedem Moment von Geistesarbeit ausgefülltes Leben hin.

— „O Gott! ich hätte viel mehr tun können als ich tat!" rief Grillparzer, „viel mehr — aber da waren, wie gesagt, meine Arbeitsscheu und dann die Verhältnisse unter Kaiser Franz daran Schuld. Es sieht vielleicht nicht gut aus, wenn man auf solche Weise seine Faulheit beschönigen will, aber Sie glauben nicht, wie das lähmt, wenn jeder Stoff, den man ergreift, etwas enthält, über dessen Zulässigkeit der Kopf geschüttelt wird. Wie oft ist es mir passiert, daß ich über einer Arbeit zwei, drei Tage in größtem Eifer saß. Da kommt ein Freund daher. Was machst du? Das und Das. Bist du nicht klug geworden? für wen und wann schreibst du? Da wird dir die Polizei schön auf den Hals kommen. Es ist unglaublich, wie so etwas, mehrmals wiederholt, entmutigt, und in der Tat ist es mir ein paar Mal geschehen, daß die Polizei wie bei einem Taschendieb in meiner Wohnung Untersuchung hielt."

„Unmöglich!" rief ich, „und das geschah unter der Regierung des Mannes, der da selbstbewußt von sich sagte: „Regieren, das kan i", und dessen Sohn sich noch Ihnen gegenüber rühmte, diese Kunst von seinem Vater erlernt zu haben — da muß man doch lernen, jeder Regung des Selbstvertrauens mißtrauen."

— „Wenn man ihr überhaupt mißtraut, kann man ihr schon vertrauen. Übrigens hat der Kaiser Ferdinand jene Äußerung nicht gegen mich, sondern gegen den Baron Zedlitz, einen damals sehr beliebten Dichter und ehemaligen Offizier, getan. Dieser war durch die Vermittelung der Herzogin von Acerenza in die Staatskanzlei gekommen, wo er als literarisch journalistischer Zeitungskämpe — er hat auch damals die vielen bekannten Artikel in die ‚Allgemeine Zeitung' geschrieben — seine Stelle finden sollte. Die Leute, die nach Österreich kommen, katholisch werden, in die Staatskanzlei eintreten oder sonst wie ihr Glück bei uns suchen, das ist, nebenbei gesagt, gerade dieselbe Gattung Menschen, die von uns aus nach der Türkei gehen, ihren Glauben abschwören, Paschas werden oder Geschäfte machen, die den Juden dort zu schlecht sind, eine Rolle im Staat, oder wenn sie zu Reichtümern kommen, in Pera oder Smyrna spielen."

Ich trat hier Grillparzer entgegen, indem ich bemerkte, daß es auch solche gebe, die für eine religiöse oder politische Idee einträten und der Staatskanzlei ihre Dienste widmeten, wie ich selbst unbeugsame Ehrenmänner dieser Art kennte, und er gab dies vollständig zu, nur Zedlitz, den „gefräßigen Lebemann", wollte er ihnen nicht beigezählt wissen.

— „Als Letzterer sich dem Kaiser Ferdinand vorstellte, mochte dieser wohl von dem Hange des edlen Freiherrn, so wenig als möglich zu tun, gehört haben und er ermahnte ihn daher dringend, fleißig zu sein und etwas zu lernen. ‚Schauens nur, daß 's was lernen', sagte der gutmütige Kaiser, ‚denn sehn's, i dank's mein' Vater noch im Grab, daß er mi's Regieren hat lernen lassen'."

„Aber unter diesem Schüler seines Vaters ist Ihnen Ähnliches nicht mehr widerfahren?" frug ich.

— „Nein, diese Vorgänge in früheren Jahren erklären jedoch vieles und Sedlnitzkys Zensur wirkte fort. Freilich hätte man denken sollen, daß die Dinge für eine spätere Zeit aufbewahrt werden könnten, aber dies Schreiben für die Zukunft, ins Ungewisse, das Bewußtsein, kein lebendes Echo zu finden — denn am Ende, wer sagt Einem die Wahrheit und an wen soll man sich, um dieselbe zu erfahren, wenden als an das Publikum — das hat mich immer entmutigt, mir alle Lust geraubt."

Die letzteren Worte, deren tiefwiegende Bedeutung für Grillparzer ich später kennen zu lernen Gelegenheit hatte, haben mir im weiteren Verkehr gezeigt, daß er wirklich in der Stimme des Publikums die Stimme der Götter anerkannte. Sein unerschütterliches Festhalten an diesem Gottesurteil, das ihn bewog, niemals wieder mit etwas Neuem vor das Publikum zu treten, als er einmal dessen Beifall nicht errungen hatte, war nicht beleidigter Stolz — wenigstens nicht dieser allein — sondern die Überzeugung, daß es ihm nicht mehr gegeben sei, das Richtige zu treffen. Denn er hielt gerade das Stück, mit welchem er keinen Erfolg gehabt [1]), für eines der besten und so lange sein Urteil sich darin nicht ohne sein Zutun ändere, so lange er bei Durchlesung des mißliebigen Stückes nicht dahin komme, die Richtigkeit jener öffentlichen Urteile einzusehen, so lange könne er nicht hoffen, etwas zu schaffen, das einer ihm unverständlich gebliebenen Kritik entspräche .....

Die Erwähnung jenes mißliebig aufgenommenen Stückes blieb auch für mich immer ein schwieriger Gegenstand, da ich gleichfalls zu der Schar Derer gehörte, denen es an

[1]) „Weh' dem, der lügt."

Verständnis für dasselbe fehlte. Ich mußte daher im Gegensatze zu meiner sonstigen Freimütigkeit ihm gegenüber vorsichtig sein und so suchte ich denn auch dieses Mal das Gespräch auf andere Wege zu bringen, indem ich derjenigen gedachte, welche, unabhängig vom Erfolg, ihre schöpferische Tätigkeit bewährten und namentlich österreichischer Künstler und Dichter dieser Art erwähnte.

— „Sehen Sie," sagte Grillparzer, „Bauernfeld ist da gerade das Gegenteil von mir. Ein Stück von ihm mißfällt oder es hat nicht den erwünschten Erfolg — und darin ist er mir wieder gleich, daß er nicht Zukunftsdichter, Zukunftsmusiker sein will — was tut er? Er gibt nicht wie ich gleich Glauben und Hoffnung auf, es künftig besser zu treffen. Nein! Er schreibt nicht nur auf der Stelle ein Stück, das dem ihm bekannt gewordenen Geschmack des Publikums mehr entspricht, sondern nach einiger Zeit geht er auch noch auf das Abgelehnte zurück, formt es um nach den Bedürfnissen der Zuschauer und erkennt durch sein bis ins Greisenalter rührig fortgesetztes Schaffen das Urteil dieses Publikums ebenso als Richterstuhl an wie ich. Nur mit dem Unterschiede, daß ich durchaus nicht die Fähigkeit habe, in eine durch die Kritik vorgeschriebene Form etwas hinein zu zwängen, weil ich nur sagen kann: da ist es — nur so wie es ist, konnte ich es schaffen. Habe ich Fehler begangen, habe ich Unbrauchbares produziert, so kann ich es so wenig ändern wie mich selbst, meine Denkweise, oder, wie der Baum seine Frucht, — zum Okulieren bin ich mit einem Wort nicht geeignet."

1170.

Baden, 15. Juli 1865.

Wiener Abendpost 1865, Nr. 165. Freitag 21. Juli.

Sommerbriefe III. Baden 19. Juli. */* Eine andere Begegnung war mir in diesen Tagen beschieden, die stets zu meinen angenehmsten gehört. Zufällig durchschritt ich am frühen Nachmittag den Park, der um solche Zeit wenig besucht wird. Einsam auf einer Bank saß ein ältlicher Herr mit etwas vorgebeugtem Haupte. Ich erkannte ihn sogleich und, überrascht ihn hier zu sehen, näherte ich mich auf die Gefahr unwillkommener Störung. Freundlich wie immer erwiderte er meinen Gruß und erzählte, daß er vor wenigen Stunden aus Teplitz angekommen sei, wo er Linderung des Leidens suchte, das ihn seit seinem unglücklichen Fall plagt. Jetzt wolle er hier als Nachkur einige kalte Bäder nehmen.

Die Produktivität, meinte er, höre von selbst mit dem Alter auf, allein sein Kopf sei auch nicht mehr klar, seine Gedanken verwirren sich, er suche nur Ruhe in der jetzigen unruhigen Welt. Dabei sprach er über die verschiedensten Dinge mit einer Geistesfrische, mit dem nur ihm eigenen attischen Salz, daß ich nicht umhin konnte zu bemerken, wie wir anderen froh sein müßten, einen so „verworrenen" Gedankengang zu besitzen. Auf meine Frage, ob er viel lese, antwortete er: „Den ganzen Tag, meist ernstes, oh, mit dem Augenlicht geht es noch ganz gut, doch ich vergesse leicht." „Nun", fügte er mit elegischem Humor hinzu, „für eine Ewigkeit bin ich ja nicht mehr."

Die Badereise unternahm er allein, ohne Diener. „Ich lasse mich nicht gerne bedienen; ja, wenn es mit mir so weit gekommen ist, daß ich fremde Hilfe brauche, dann

bleibe ich unter allen Umständen zu Hause", sagte der einfache Mann mit den milden blauen Augen, die nichts von ihrem geistvollen Blick verloren hatten.

Mit der freudigen Überzeugung, daß er geistig und körperlich so rüstig sei, um noch recht lange unter uns zu weilen, verließ ich unsern Dichterfürsten — Grillparzer.

1171.

Franz Raab an Heinrich Laube.

Wien, 2. September 1865.

Hofrat Grillparzer erklärte mir, beiliegendes Dante-Gedicht habe ihm sehr günstiges Vorurteil für meine vorliegende Tragödie [„Ein Wendenfürst"] erweckt, die er handschriftlich wegen seiner Augen- und Ohrenschwäche nicht selbst zur Kenntnis nehmen könne.

1172.

Zu Josef Pollhammer.

Herbst 1865.

Pollhammer an Michael Maria Rabenlechner, 9. Februar 1894.

Es war nicht lange Zeit nach dem Erscheinen „Ahasvers" [von Robert Hamerling], als ich das Buch zu Grillparzer brachte, mit dem Ersuchen, er möge es doch lesen, da ich sehr neugierig auf sein Urteil wäre. Nur nach langem Zögern versprach er mir, das Buch zu lesen; aber erst nach einigen Monaten gab er mir dasselbe mit den Worten zurück: „Ich habe es gelesen und sollten Sie mit Hamerling einmal zusammentreffen, so sagen Sie ihm, ich lasse ihm sagen, er habe das Zeug zu einem wahren Dichter, er

möge sich nur vor Abwegen hüten!" Im Einzelnen war ihm der transzendentale Schluß nicht angenehm, aber auf den Wortlaut seiner Äußerung hierüber erinnere ich mich nicht mehr. Endlich fällt mir noch ein, daß er das Ganze lieber „Nero" genannt hätte; aber auch hierüber kann ich die Begründung nicht mehr ihrem Wortlaute nach anführen.

1173.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, Herbst 1865.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Wir waren in Teplitz aneinander vorübergefahren, Grillparzer hatte im Herrenhause gewohnt und am Morgen nach unserer Ankunft [6. Juli] seine Zelte abgebrochen. Nach Wien zurückgekehrt, fand er seinen Zustand nicht gebessert und klagte, daß sein Arzt, Herr Medizinalrat Dr. Preyß, der vieljährige und getreue Hausarzt und Freund, ihm immer Hoffnung auf Wiederherstellung seines Gehörs gebe, während seine Hausfräulein ihn versicherten, es stände gar nicht so übel damit. „Alles das aber," sagte er mit trübem Lächeln, „ist illusorisch, da nur ich allein weiß, wie schlimm es steht, welche Anstrengung es mich kostet, einzelne Worte aufzufangen und daraus den Inhalt des zu führenden Gesprächs zu konstruieren. Dafür kenne ich aber auch das Opfer, das man mir bringt, indem man mich besucht, denn ich erinnere mich noch obendrein von Beethoven her, wie peinigend und anstrengend das ist und wie ich später selbst nicht mehr zu ihm gehen mochte; nicht nur, weil er gar nicht mehr hörte, sondern weil er auch wild und wütend darüber wurde — was hoffentlich bei mir nicht der Fall sein wird — aber wer weiß es."

Ich versetzte, daß man das wohl wisse, denn es herrsche doch ein großer Unterschied zwischen des Dichters billig humanem und jenes Tondichters bekannten cholerisch hartnäckigem Charakter.

— „O," erwiderte Grillparzer, „Beethoven war der gutmütigste und beste Mensch — wenn auch heftig und aufbrausend, doch seiner Natur nach heiter und wohlwollend. Die Taubheit brachte ihn zur Verzweiflung, ja zuweilen bis zur Tobsucht, und ich begreife diese nach meinem eigenen Zustand. Und doch war Musik für mich nie Lebensberuf, nie Tätigkeit jedes Augenblicks, sondern nur Erheiterung, Studium und Freude meiner freien Stunden. Wie mußte ihm, der in Tönen dachte, zu Mute sein, welche Qual mußte er empfinden, wenn ihm, wie dies bei mir jetzt der Fall ist, die Musik als ein widriges Geräusch erschien — so widrig, daß ich aufgeben muß mich damit zu beschäftigen."

„Und macht es Ihnen keine Freude Notenpartituren zu lesen?" frug ich.

— „Noten lesen, ohne das Gelesene zugleich für mich zu reproduzieren, ist mir auf die Dauer kein Vergnügen. Es ist mit der Musik, die man kennt, wie mit einem Gedicht, das man auswendig weiß und das man gern wieder für sich *hersagen*, aber nicht *lesen* mag. Aber ich habe schon daran gedacht, mir eine Tastatur, ein stummes Klavier, anzuschaffen, auf welchem ich, indem ich meine Finger in gewohnter Weise hingleiten ließe, meiner Phantasie die Illusion der Aufführung des Musikstücks geben könnte. Das kommt Ihnen gewiß recht närrisch vor und Sie können sich das nicht vorstellen, aber ich denke immer, das wäre etwas, so ein Surrogat für die Wirklichkeit, wie man im Alter häufig damit vorlieb zu nehmen gezwungen ist. Immer bliebe es besser, als das widrige Geräusch, das mir Musik

verursacht, und, wie gesagt, ich denke da immer an Beethoven und entschuldige das tobende Wesen, in das sich seine sonst so gutmütig heitere Natur umgewandelt hatte."

Ich bemerkte, daß mich diese Äußerung Wunder nähme, da sich darin gerade das Gegenteil der mißtrauisch trübsinnigen und menschenfeindlichen Gemütsart, die Beethoven beigelegt werde, ausspräche.

— „Weil die Leute, die über ihn schrieben und noch schreiben, ihn nur vom Hörensagen und aus seiner letzten Zeit kannten, da er in sich verschlossen und durch seine Taubheit von der übrigen Welt getrennt wurde. Er war ein guter, zum Scherz geneigter, darin, ich möchte fast sagen, taktloser, kindischer Mensch und ich erinnere mich da an eine Begegnung, die zwischen mir und ihm stattfand[1]). Ich besuchte ihn einstmals im Sommer, als er in Hetzendorf im Baron Pronayschen Hause wohnte. Es gab damals noch keine Gesellschaftswagen und so mußte ich einen Fiaker nehmen und ihn am Tore warten lassen. Beethoven freute sich, wie es schien, über meinen Besuch, bat mich, denselben gewiß zu wiederholen, und ließ es sich, nachdem ich ein paar Stunden bei ihm verweilt und gespeist hatte, nicht nehmen, mit mir in den offenen Wagen zu steigen, um, wie er sagte, noch länger mit mir zu sein. Ungeachtet meines Protestierens fuhr er immer weiter und weiter mit mir. Da ich wußte, daß er den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen mußte, wurde mir die Sache schon sehr peinlich, als er plötzlich einige Minuten vor dem jetzigen Burgtor, das damals gerade gebaut werden sollte, ausprang

[1]) Die seither allgemein bekannt gewordene Anekdote wird hier wiederholt, weil sich in der gesprächsweisen Erzählung Äußerungen des Dichters eingeflochten haben, welche für diesen bezeichnend sind.

und mit lautem Gelächter fortlief. Erstaunt über dies sonderbare Betragen, sah ich um mich und bemerkte an der Stelle, wo er gesessen, ein zusammengelegtes, weißes Papier, das er verloren haben mußte. Ich ließ halten, rief und winkte, allein er lief immer mehr lachend und mit der Hand abwehrend so schnell er konnte, seines Weges. Ich öffnete das Papier und fand darin einen Antizipationsschein von fünf Gulden, „ein Fünferl", wie man es damals nannte. Als der Kutscher mein Befremden merkte, sagte er, seine Hand nach dem Gelde ausstreckend: „Geben's nur her, dös g'hört für mi. Der Herr hat mi, derweil ich g'wart hab', g'fragt, was i für a Fuhrlohn z'kriegen hab', da hat er's Ihna halt hing'legt und dessentwegen hat er so g'lacht."

— „Ich war sehr unangenehm berührt, denn eigentlich wäre dieses Vorgehen als eine Beleidigung anzusehen gewesen. Ich war Beethoven gegenüber nicht ein so armer Teufel, daß ich den Wagen nicht bezahlen konnte, und wenn ich's gewesen wäre, hätte er um so weniger so verfahren dürfen, schon gar vor dem Kutscher. Ich überlegte jedoch, daß ja nur die reinste Herzensgüte und der Gedanke, ich würde, da mich der Wagen nichts gekostet, recht bald wiederkommen, ihn zu diesem Vorgehen bestimmte, das er, wie sein Lachen bewies, für außerordentlich witzig und fein hielt. Auch erwog ich, daß eine Auseinandersetzung seiner Taktlosigkeit — wenn er dieselbe überhaupt begriffen hätte — für ihn beleidigender war als die stillschweigende Annahme dieses „Fünferls" für mich; ich würde ihn nimmermehr zur Einsicht seines Fehlers gebracht, sondern nur seinen Zorn über die bodenlose Verkehrtheit der Menschen erregt haben. Vielleicht wäre es gar zu einem jener wilden Ausbrüche gekommen, die ihn vor den Leuten, die in sein kindliches Wesen einzugehen und ihn zu verstehen nicht ver-

mochten, in den Ruf der Verrücktheit brachten. Denn er war ein altes Kind und man durfte in allen dem praktischen Leben angehörenden Dingen nicht auf praktisches Verständnis bei ihm rechnen. Wo die gesunde Vernunft nicht genügte, wo Rücksicht und Klugheit erforderlich waren, da blieb er fremd sein Lebelang und bis an sein Ende ein Wildfang."

Ich freute mich dieser feinen und eingehenden Charakteristik des großen Tondichters und erzählte, daß ich soeben eine Novelle von Müller von Königswinter gelesen, welcher Alles, was sich von traditionellen Nachrichten über Beethovens Jugend in Bonn noch habe auftreiben lassen, zu einer Erzählung unter dem Titel „Furioso" — das war der Name, den ihm die Kollegen in seiner Vaterstadt beigelegt — zusammengefaßt habe, und frug, ob ich dieselbe als Lektüre anbieten dürfe.

— „Ich lese im allgemeinen nicht gern Dichtungen, die sich auf Personen der Gegenwart beziehen, schon gar nicht, wenn ich diese Personen selbst kannte. Ich möchte, und jeder wird das wollen, daß die Menschen so dargestellt würden, wie sie waren, oder besser, wie sie mir erschienen, und das Verziehen und Verzerren der Individualitäten, um sie unterhaltend für einen romanbegierigen Leserkreis zu machen, ist mir widrig. Das verleidet mir auch die Zeitungen, ja, ich könnte beinahe sagen, die Geschichte der Neuzeit. Wenn man, wie ich, sich noch an so viele Dinge erinnert und weiß, wie sie wirklich ausgesehen haben, und wie wenig wahr ist von dem was erzählt und geschrieben wird, bekommt man fast einen Abscheu vor solchen Büchern. Insbesondere wir Österreicher, die wir alles was Geschichte heißt, aus dem Ausland beziehen, werden mit einer Unwahrheit behandelt, die beinahe Widerwillen erregt. Da finden

Verwechselungen von Namen, Darstellungen gleichzeitiger Ereignisse, als wären sie auf einander gefolgt oder wohl gar auseinander hervorgegangen, statt, die mich wirklich ungeduldig machen."

„Das ist aber doch großenteils unsere eigene Schuld," erlaubte ich mir einzuwenden, „machen wir doch Archivgeheimnisse aus allen Dingen. Warum hat man den schönen Briefwechsel Maria Theresiens mit Marie Antoinette, der, nebenbei gesagt, nicht ein Wort enthält, das nicht vor fünfzig Jahren schon gedruckt werden konnte, erst jetzt veröffentlicht, da durch Schwindelei und Lüge schon verfälschtes Zeug aus Frankreich ins Publikum gelangte und uns nicht einmal die Ehre blieb, die wirklichen Originale zu rechter Zeit und ohne Anstoß von außen der Öffentlichkeit übergeben zu haben. Ja, wir danken wohl auch jetzt die Veröffentlichung dieser interessanten Briefe nur dem persönlichen Antrieb Alfreds von Arneth."

— „Man hatte bei uns vor der Öffentlichkeit eine solche Angst, daß man auch mit Dingen, die uns zur Ehre hätten gereichen können, zurückhielt. Da nun aber alle anderen das Gegenteil taten, kamen wir natürlich in den Schatten und schließlich traute man uns nicht allein nichts zu, sondern wir verloren selbst das Vertrauen in unsere Sache — ja, wir haben es schon so gründlich verloren, daß wir selbst belachen, was wir an unseren Zuständen nicht billigen können, um uns vor dem spöttischen Urteil der Ausländer zu schützen, die dann wieder nicht wissen, was sie aus uns machen sollen, und uns entweder blinder Parteilichkeit für nicht zu rechtfertigende Vorgänge, oder andernfalls des Mangels an Vaterlandsliebe und Selbstgefühl beschuldigen. Wie wir denn in der Tat trotz unserm viel zu weit gehenden Kosmopolitismus und nachdem wir

die Niederlande, die Vorlande, Schlesien, die Lombardei verloren haben und Venedig noch auf dem Sprunge steht, wenig angetan sind, uns mit den uns verbleibenden Landsleuten, den Magyaren, Kroaten, Tschechen, Ruthenen und anderen identisch zu fühlen oder wohl gar patriotisch mit ihnen zu schwärmen."

Nach allerlei Wendungen, die das Gespräch nahm, über die Regungen berechtigten Selbstgefühls der Österreicher, kam es auf die großen Musiker Mozart, Haydn, Gluck und wieder zurück auf Beethoven, welche alle, wie Grillparzer meinte, in Österreich nicht nach Gebühr geehrt wurden und zu deren Erinnerung, wenn sie geborene Preußen, in ihrem Vaterland gewiß schon alle möglichen Institute und Monumente veranstaltet worden wären, während man deren Werke bei uns oft jahrelang nicht zu hören bekommen habe. Schließlich ersuchte er mich doch noch um Zusendung der Müller-Königswinterschen Novelle. Ich schickte dieselbe zugleich mit einigen Bänden der „österreichischen Revue", welche unter dem Titel: „Die dramatischen Dichter Österreichs", Aufsätze von Robert Zimmermann enthielten, die, wie ich glaubte, Grillparzer interessieren mußten, und bekam dieselben nach einiger Zeit in Begleitung des . . . . . Briefes [vom 30. Jänner 1866] zurück . . . . .

1174.

Zu Heinrich Bohrmann.

Wien, 14. Dezember 1865.

Nach Bohrmanns Mitteilung 1872.

Wie wohl tat dem damals [Herbst 1859] siebzigjährigen Greise die freiere Luft jener Tage, wie wohl die

allgemeiner werdende Anerkennung, die in dieser frühlingsfrohen Zeit auch seiner literarischen Bedeutung wurde. Ward er doch, dieser Bedeutung wegen, den ersten vom Kaiser ernannten Senatoren des Reiches beigesellt. Die größte Freude aber war ihm die Wiederaufnahme der „Sappho", welche Laube, dessen Verdienste um Grillparzer nie hoch genug gewürdigt werden können, mit größtem Beifall wieder dem Repertoire des Burgtheaters einverleibte, als er in Fräulein Wolter eine entsprechende Darstellerin der Titelrolle gefunden. Ich war den Tag nach der ersten Wiederaufführung [13. Dezember 1865] bei dem Dichter — und nie habe ich ihn so innig erfreut, nie so angeregt und befriedigt gesehen. „Das Einfache und Wahre bleibt doch allein das Dauernde," sagte er damals.

Aber zu einem Besuch der Vorstellung war er nicht zu bewegen. „Ich habe," meinte er, „seit dreißig Jahren kein Theater mehr betreten. Man suchte den Anlaß in einem äußern Umstand; aber ich war nach und nach zur Erkenntnis gekommen, daß der Besuch des Theaters in manchem Betracht kein Vorteil ist für den schaffenden Geist. Es ist nicht zu vermeiden, daß ein näheres Vertrautwerden mit den technischen Bedingungen der Bühne und ein häufiger Blick hinter die Kulissen einen schönen Teil der Illusion, die ja zum Gestalten so nötig ist, zerstöre, ja, die poetische Befangenheit und gläubige Hingebung aufhebe. So hatte es mich einmal verletzend berührt, als ich bei einer Vorstellung der Oper ‚Vesta', hinter den Kulissen stehend, sah, wie beim vorgeschriebenen Anzünden der Opferflamme ein hinter dem Altar verborgener Arbeiter plötzlich mit roher, höhnender Miene eine Spirituslampe über den Altar in die Höhe hielt und mir meine Stimmung zerriß."

1175.

Emilie Binzer an Kaiser Maximilian von Mexiko.

22. Dezember 1865.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 20. Oktober 1867.

Während meines letzten Besuchs in Wien war ich natürlich auch bei Grillparzer, den Ew. Majestät eben mit einem Orden ausgezeichnet haben. Man steigt vier Stöcke in einem alten, nicht eben saubern Hause hinauf, klingelt und wird von einer Magd in ein schmales Zimmerchen geführt, das mit Bücherschränken ausgefüllt ist, und worin Schuberts und Beethovens Büsten stehen. Ich trat zu ihm in sein gewiß seit zwanzig Jahren nicht verändertes Zimmer mit altem grauem Anstrich, einem Flügel, einem Bett, einem Schreibtisch am Fenster, an dem der Bewohner gewöhnlich sitzt, und einem kleinen Sopha. An der Wand hängt ein Aquarell von Zedlitz' Haus in Aussee, und darunter die Baier-Bürck, die seine Sappho und seine Hero einst so wundervoll gespielt hat. Grillparzer selbst ist sehr zusammengefallen und halb taub, doch kann er lesen und auf seinem Schreibtisch lag aufgeschlagen Lope de Vega, in spanischer Sprache, die er gut versteht. Er war erfreut mich zu sehen, aber er klagte sehr. Einmal sagt er in einem Gedicht: „Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen". Ich möchte es umdrehen und sagen: „was ihr für Klagen haltet, es sind Lieder", so edel gestaltet sich jedes Wort in seinem Munde. Er sah trüb in die Zukunft und segnete die Toten, aber auf Sie blickte er freudig hin. Er fragte mich, ob ich Ew. Majestät schreibe, ich erwiderte, daß ich es gleich nach meiner Rückkehr tun werde — „dann sagen Sie ihm," fuhr er fort, „was ich von ihm denke; sagen Sie ihm, daß ich ihn bewundere und verehre; und wenn

er sein Unternehmen nicht durchführen kann — denn er ist kein Gott und kann die Begebenheiten nicht lenken — so hat er sich dennoch einen Namen in der Geschichte gemacht, denn er hat das Zweckmäßigste getan und die weisesten Maßregeln ergriffen, die zu ergreifen waren. Muß er zurückkehren, so werden viele niedrig gesinnte Menschen ihn verspotten, schon weil er ein österreichischer Prinz ist, und weil sie einem solchen keinen Erfolg gönnen, aber alle Menschen von Einsicht werden eingestehen, daß er würdig war, einen geordneten Staat zu verwalten; sagen Sie ihm das alles von einem alten Manne, der am Rande des Grabes steht." Ich tue es hiemit, und weiß, daß Ew. Majestät diese Worte von ihm ein Schatz sein werden. Stifter war eben bei mir, von einer schweren Krankheit befallen, und ich erzählte ihm, was Grillparzer von Ihnen gesagt hatte; ein Freudenstrahl leuchtete aus seinen guten Augen und er erwiderte: „Ich kenne die dortigen Verhältnisse zu wenig und war zu krank, um mich darüber zu unterrichten, aber was Grillparzer sagt, ist von einem Gewicht, als wenn es tausend Zungen sprächen."

1176.

Zu Professor Dr. Robert Zimmermann.

Wien, 6. Januar 1866.

Nach Zimmermanns gleichzeitiger Aufzeichnung.

— — Ich freue mich, Sie zu sehen; ich habe Ihre Artikel in der Revue, die ich früher gar nicht zu sehen bekam, mit vollkommener Billigung gelesen. Es freut mich immer, wenn ich eine Anerkennung finde. Die jetzigen Herren Literaturhistoriker, sehr gescheidte Herren der Gervinus und Julian Schmidt, sehr gescheidt, sehr gescheidt, auch mit

rechtem, gutem Willen, aber sie haben lauter Schachteln fertig, da stecken sie Einen hinein. Sie lesen den Goethe, den Schiller, in dem Anderen blättern sie nur, so zwischen Schlaf und Wachen, da sind sie gleich fertig. Und vollends über die Österreicher!

— — Die Esther? ja die Esther! Was gedruckt ist, sind nicht ganz zwei Akte. Die letzte Szene des zweiten fehlt. Geschrieben ist sie, aber ich wollte sie nicht mit abdrucken lassen, weil sie schon zu sehr ins Weitere eingreift. Es ist die Szene, wo Mardochai an der Tür des Palastes sitzt. Weiter ist nichts fertig. Ich pflege mir meine Sachen nicht ins Detail zu notieren; nicht wie Lessing, der seine Oden erst in Prosa schrieb und dann versifizierte; ich will doch auch beim Arbeiten eine Freude haben, ich will mich überraschen lassen. Der König sollte sich als ein schwacher, aber sehr edelmütiger Mann zeigen; die Esther und der Mardochai ganz nach der Bibel. Der Haman sollte durch seine Frau verleitet werden, auf die Partei der Königin Vasthi zu treten. Zuletzt sollte sich Alles ganz gut lösen, mehr wie im Schauspiel. Niemand sollte umkommen, außer dem Haman. Die Szene zwischen Esther und dem König? Ja, ja, die ist gut so; das glaube ich auch. Und der Haman? Ja, ja, Sie haben Recht, das wäre so ein rechter versatiler Staatsmann, so eine Art Polonius. Das ist Alles, was ich weiß, ich könnte es jetzt nicht mehr weiterführen, wenn ich auch wollte.

— — Die Ahnfrau? ja, die Ahnfrau! die ist mir noch immer lieb, ich halte sie für ein gutes Stück: Was da vom Schicksal drinnen steht, das ist nicht von mir; ich verstand nichts vom Theater. Der damalige Theatersekretär Schreyvogel, der war ein großer Freund von Müllner, von der Schuld usw., der hat darauf gedrungen, daß es betont

werden soll, der hat die Schuld vom Geschlecht her hineingebracht. Ich möchte es wohl einmal drucken lassen, wie es ursprünglich war. Aber so, jetzt bin ich nun einmal der Schicksalsdichter! Als ob es kein Schicksal gäbe? Sie, ich, Jeder hat sein Schicksal. Ist denn die Vorsehung was Andres? Ist's denn nicht ein Beweis, daß Alles aufs Beste eingerichtet sein muß, weils überhaupt noch aushält! Und hat die Sappho etwa kein Schicksal? Aber das Gespenst in der Ahnfrau, das hat man mir nicht verziehn? Glaub' ich etwa an Gespenster, weil die Personen im Stück daran glauben? In der Zeit, in der das Stück spielt, hat man aber an Gespenster geglaubt. Und der Geist im Hamlet, und der Schatten des Darius beim Aeschylus? Mit dem Stück, das sie jetzt wieder aufs Theater bringen, mit dem „treuen Diener seines Herrn", ists auch so. Mich hat man's entgelten lassen, was der Bankbanus spricht und tut! Und wenn's wäre, was ist es denn? Der Bankbanus ist ein alter gutmütiger Kerl, der an seinem gegebenen Worte festhält. Draußen hat man's geschimpft wegen seiner Loyalität und drinnen hat mirs der Kaiser Franz abkaufen wollen, damit's nicht aufgeführt wird. Ich sollte fordern, was ich wollte. Aber es war zu spät, es war schon an fünf Bühnen verschickt.

— — Der Kaiser Franz, den haben Sie zu gut gemacht! Das ist das Einzige, was ich an Ihren Aufsätzen auszusetzen habe. Alles, was Sie von dem Zusammenhang der Entwicklung des Dramas in Österreich mit der österreichischen Staatsidee sagen, das ist mir ganz recht und vom Kaiser Josef ist's auch wahr. Aber der Kaiser Franz, der hat nie eine solche großartige Idee gehabt, und der Kaiser Ferdinand auch nicht. Hätte er sie gehabt, wir ständen nicht da, wo wir jetzt stehn. Mein

Ottokar ist zwei Jahre bei der Theaterzensur gelegen und es ist ein reiner Zufall, daß er zuletzt zur Aufführung kam. Der Matthäus Collin, der Erzieher des Reichstadt, der kam einmal zur Kaiserin Mutter, wie sie unwohl war, und sie verlangte von ihm, er solle ihr Bücher vorschlagen Die er ihr nannte, wollte sie nicht; die hatte sie sich schon alle vorlesen lassen; ob in der Theaterkanzlei keine neuen Stücke vorhanden seien; sie lese gerne die Stücke früher, ehe sie sie aufführen sehe. Er brachte ihr die Post, es seien nur französische Lustspiele da und ein Manuskript von mir, das schon zwei Jahre da liege. Das solle er ihr bringen, meinte sie. Diesmal fanden sie das Manuskript gleich auf der Zensur; wenn man es sonst verlangt hatte, so war's immer vergraben. Collin las ihr's vor. Als er fertig war, kam gerade der Kaiser Franz hinein zu ihr, um um ihr Befinden zu fragen. Du, sagte die Kaiserin, warum wird denn der Ottokar vom Grillparzer nicht aufgeführt? 's wird halt was Staatsschädliches drinnen sein? meinte der Kaiser. Im Gegenteil, schrie die Kaiserin, der größte Schmeichler des österreichischen Hauses hätte es nicht anders schreiben können! Nun, wenn's so ist, sagte der Kaiser zu Collin, so sagen's ihnen, sie sollen's erlauben.

— — Mir ist's lieb zu hören, daß die Sappho noch solche Wirkung macht. Als ich sie schrieb, war mir eigentlich nichts an der Sappho gelegen. Ich wollt' eben nur etwas machen, was ganz was anderes wäre als die Ahnfrau. Ich könnte nur Schauergeschichten schreiben, hieß es. Nun die Sappho ist keine Gespenstergeschichte. Ich geh' nicht mehr ins Theater, ich höre schlecht. Die Wolter ist eine Sappho fürs Auge, sagen Sie? Gut wär's; die Schröder war's auch, die Rettich, so vortrefflich sie sonst

ist, war als Sappho doch nur eine Declamatrice. Sonst wenn's eine neue Besetzung gab, schickte mir der Laube zwei Sperrsitze. Ich ging nicht hinein, aber ich schickte meine Hausleute hin; die wissen schon, wie ich es haben will, da ist's so gut, als ob ich es selbst gesehen hätte! Der Abstand soll zu klein sein zwischen der Sappho und der Melitta; den kann ich nicht groß genug haben. Die Leute wollen immer Ideen haben in meinen Stücken; nun, Ideen habe ich auch, freilich nur solche, wie sie die Fiaker auch haben. Sehen Sie, die Sappho, die ist so eine Fiakeridee, da heißt's: Gleich und Gleich gesellt sich gern! Der Phaon ist ein halb poetisch gestimmter, aber doch nur ein junger Mensch; die Melitta ist ein albernes Mädel. Das begreift sich, die Sappho muß um ein gut Stück älter aussehen und doch nicht übel sein. Nun 's freut mich, 's muß doch was dran sein, wenn's heute noch Effekt macht!

— — Ich habe Goethe gekannt. 's war im Jahre Sieben- oder Achtundzwanzig, wie ich ihn sah. Mit der Poesie war's damals bei ihm schon aus, aber die Poeten kommandieren, das wollt' er noch immer. Sie sollten dichten wie er wollte, aber nicht wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Ich hatte großen Respekt vor ihm, aber bei aller Verehrung, befehlen ließ ich mir nicht von ihm. Er nahm mich sehr freundlich auf, lobte besonders die Sappho; er mochte wohl merken, daß ich da mit seinem Kalbe gepflügt hatte. Auf Lord Byron hielt er große Stücke; möglich, weil er ein Engländer, ein Lord und weil er auch überdies wirklich ein großer Dichter war; da sollten nun die Deutschen ihm's nachmachen! Das war sein drittes Wort!

— — Der Ottokar, das war ein österreichisches Stück. Ich hätte wohl noch sechs solcher geschrieben, wenn

man mir Lust gemacht hätte! Das hätte gewirkt in Böhmen und Ungarn! Der Kaiser Franz hatte dafür keinen Sinn. Ja für das Radetzkylied, da hat man mich mit Ehren überhäuft. Der Kaiser Max hat mir gar den Cordon des Guadelupe-Ordens geschickt! Was soll ich alter Mann mit einem Stern auf der Brust? Aber gefreut hat mich's doch, daß er mich nicht ganz vergessen hat."

1177.

Zu Heinrich Bohrmann.

Wien, Mitte Januar 1866.

Nach Bohrmanns Mitteilung 1872.

Wie ich schon einmal erwähnt, war unser Dichter ein gläubiger Verehrer Schillers, den er unausgesetzt studierte — er hatte damals beispielsweise den „Tell" schon mehr als dreißigmal gelesen — und dessen Züge schimmern deutlich durch das Gewand seiner Gedanken. Eine Äußerung über Schiller gab mir auch die einzige Gelegenheit, Grillparzer in Aufregung zu sehen. Betty Paoli hatte in einem Feuilleton [„Neue Freie Presse", 10. und 11. Januar 1866] über einen Besuch bei Otto Ludwig erzählt, und über dessen Ausspruch, daß, je näher man hinzutrete, Shakespeare immer größer werde, Goethe sich stets gleich bleibe und Schiller immer tiefer und tiefer sinke. Auch Grillparzer kannte die Fehler und Schwächen seines idealen Meisters, er bedauerte oft, daß Schiller die Bahn lebenswahrer Charakteristik, die er so glücklich in „Kabale und Liebe" wie in „Fiesko" eingeschlagen, so rasch verlassen, und in seiner späteren Redseligkeit oft hart an phrasenhafter Hohlheit und charakteristischer Unwahrheit vorbeistreife. Nur sei es ungerecht, das in solcher Allge-

meinheit und so geradezu hinaus zu sagen, und der abfertigenden Oberflächlichkeit Handhaben zu bieten. Denn eine Lehre bleibe auch dieser Entwicklungsgang Schillers für uns. In den beiden genannten Dramen mache sich der Einfluß Lessings so entschieden geltend, daß der aufstrebende Dramatiker diesen deutschen Weiser auf den rechten Weg der Entwicklung des deutschen Dramas nicht übersehen könne. Und selbst in seinen spätern Dramen, denen sich das deklamatorische Pathos Racines und mehr noch die philosophische Abstraktion Kants zu deutlich aufgeprägt, bleibe Schiller ein vollendetes Muster für Form, Aufbau des Dramas und theatralische Führung der Fabel.

1178.

Lokalanzeiger der „Presse".

Wien, 14. Jänner 1866.

Beilage zu Nr. 13, Wien, Montag den 15. Jänner 1866.

[Übergabe der Adresse an Grillparzer.] Gestern Mittags überreichte eine Deputation des akademischen Lesevereines, bestehend aus den Herrren Slamička, Horwitz, Singer und Suppancic, dem Dichter Grillparzer eine Beglückwünschungsadresse zu seinem 75. Geburtstage. Der Wortlaut der Adresse war: „Hochverehrter Herr! Die Bedeutung und Weihe des Tages, der einen der größten und edelsten Dichter-Genien der Welt gegeben, wird weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus empfunden, von jeder Brust, die sich je an Dichterwort gelabt, am Dichterflug erhoben. Vor allem ist es die akademische Jugend, deren Herzen dem größten Sänger ihres Vaterlandes warm entgegenschlagen, die diesen Tag unter ihren schönsten Freudenfesten feiern möchte. Gestatten Sie, hochverehrter Herr, daß

wir den Gefühlen unserer Liebe, Verehrung und Bewunderung schwachen Ausdruck leihen, und den zahlreichen, begeisterten Grüßen, die von Tausenden Ihrer Verehrer aus Nah und Fern Ihnen zuströmen, auch unsere Huldigung schüchtern anreihen. Der Sie, wie nur wenige Erkorene, mit seinen schönsten Gaben geschmückt und beglückt, der gütige Himmel, er möge Sie noch lange im ungetrübten Genusse seiner Segnungen erhalten, und möge es uns noch lange gegönnt sein, auf diesen glänzenden Vertreter deutschen Denkens und deutschen Dichtens in unserem engeren, oft verkannten Vaterlande hinzuweisen. Heil dem größten Dichter Österreichs!" Bei den Stellen, die von des Dichters hoher Begabung und der Bewunderung sprachen, die ihm von allen Seiten werden, machte Grillparzer eine bescheiden ablehnende Bewegung. Als ihm aber der Passus vorgelesen wurde, in welchem von dem engeren, oft verkannten Vaterlande die Rede ist, schaute er schnell auf und fiel dem Leser in die Rede. „Wahrlich," sagte er, „diese Stelle ist mir aus der Seele gesprochen. Wir Österreicher können etwas aufweisen, was man in ganz Deutschland vergebens sucht — wir haben wahres Gefühl. Bei uns ist das Herz der Mittelpunkt, von dem die Radien ausgehen, und wir kennen keinen Kopf-Enthusiasmus, der anderswo zu Hause ist. Für die Freiheit," fuhr er fort, „bin ich auch mit Leib und Seele; aber der Schwindel ist mir verhaßt, und die leidigen Nationalitäten-Konflikte sollten nicht Sache der gebildeten Nationen sein. Mir steht der Mensch und sein Geist höher als Alles, und der kennt keine ausschließlich nationalen Richtungen. Die gegenwärtige Literatur-Periode Deutschlands ist eine traurige, weil sie keinen Mittelpunkt hat, und immer sind es nur die Klassiker aus dem letzten Jahrhundert, zu denen wir mit Bewunderung aufschauen.

Wenn ich Einiges wert bin," fuhr er fort, „so bin ich es nur darum, weil ich aus jenen Zeiten stamme, in denen Männer von Herz und Geist gelebt. In diesem Augenblicke aber bin ich nichts mehr als eine Ruine, die von der Erinnerung lebt. Ich bin glücklich, daß mich die Studenten der hiesigen Universität ihrer Liebe in so schöner Weise versichern, und ich werde mir diese ihre Adresse unter meinen Schätzen aufbewahren." Der greise Dichter sprach dies alles mit gehobener, bewegter Stimme, und beim Abschiede drückte er jedem einzelnen der anwesenden Studenten gerührt die Hand.

1179.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, Januar 1866.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Mit dem Obst, dessen Sendung der alte Herr [im Briefe vom 30. Januar 1866] fast übel nehmen wollte hatte es die Bewandtnis, daß ich ihm zu seinem Geburtstag [Sonntag, 15. Januar] einen Korb mit Früchten, zum Berge gehäuft, geschickt, in dessen Mitte ich eine Hyazynthe als Baum gesetzt hatte. Einige scherzhafte Zeilen sagten, daß dem genäschigen Adam die Sache erleichtert und ihm gestattet sei, von allen Früchten mit Ausnahme derer des mittlern Baumes zu genießen. Als ich dann später kam, scherzte Grillparzer, dankte und sagte, ich hätte es mit dem Geburtstagsgeschenk ganz getroffen, da der Arzt ihm gerade empfohlen, täglich etwas Obst zu essen. Ich sandte demgemäß am folgenden Sonntag [22. Januar] wieder ein Körbchen Obst, erschrak nun nicht wenig, als er es

übel nehmen zu wollen schien und bat schriftlich, er möge mir diese einzige Ähnlichkeit, die ich mit dem großen Beethoven hätte — meine Sache ein bißchen ungeschickt anzufangen — nachsehen, mich für ebenso unverbesserlich halten, wie jenen, und mich mit gleicher Nachsicht behandeln. Ich würde mir das Vorrecht der Frauen, dem Dichter Blumen und Blüten zu spenden, nicht nehmen lassen, und wenn diese Blüten eben etwas verjährt und Früchte daraus geworden seien, so müsse das als eine Zufälligkeit angesehen werden.

Als ich das nächstemal kam, hob Grillparzer nach den ersten Begrüßungen drohend den Finger.

— „Ihr Brief! Ihr Brief!“ sagte er. „Ich habe ihn zwei Mal lesen müssen, um die Hinterlist und Bosheit zu verstehen, die ja aus jedem Wort wie Pfeile auf mich gerichtet waren.“

„Ja,“ versetzte ich, „aber wie Pfeile, die statt der Spitze Tiroler Äpfel auf Sie zückten.“

— „Gott beschütze mich alten, hinfälligen Mann vor einem solchen Bombardement!“ rief er lachend, die eine Hand abwehrend vor den Kopf haltend und mit der andern die meine schüttelnd.

Im Laufe des Gesprächs kam die Rede auf die Biographie von Anschütz, welche ich zur Lektüre anbieten wollte. Grillparzer entschuldigte sich beinah, daß er sie schon habe, was gewiß nicht der Fall wäre, wenn die Familie des Künstlers ihm das Buch nicht verehrt hätte; was wiederum nicht geschehen wäre, wenn man nicht bei ihm gewesen und die Erlaubnis zum Wiederabdruck seiner an Beethovens Grab von Anschütz gesprochenen Rede erbeten hätte. Weil er dadurch gewissermaßen als ein Mitarbeiter oder doch wenigstens als ein Beitrag

Liefernder angesehen wurde, habe man ihm das Buch, da es erschien, verehrt.

— „Obschon ich übrigens sagen muß," fuhr er fort, „daß diese Rede nichts weniger als ganz nach meinem Geschmack ist, wollte ich doch keine Einwendung gegen deren erneute Drucklegung erheben. Es ist mir bei deren Abfassung eigen ergangen. Schindler kam mich zu benachrichtigen, daß Beethoven gefährlich erkrankt sei und ich sollte Etwas aufsetzen, um im Falle seines Ablebens einige feierliche Worte bereit zu haben. Ich setzte mich sogleich hin und schrieb in der Erregung Etwas auf, das ganz gut war Als aber schon am nächsten Tage die Nachricht seines Todes mich traf, war ich so ergriffen, daß mir kein Gedanke mehr zu Gebot stand, und das Ende fiel deshalb schlecht genug aus. Doch ich dachte: sei's — ich konnte nicht weiter. Und so ist diese Rede an seinem Grabe von Anschütz gesprochen worden, hat sich bis heute erhalten und mag meinethalben von Anderen gelesen werden und Interesse haben, um Dessentwillen, dessen Andenken sie geweiht ist."

Das Gespräch kam hierauf auf Musik und Grillparzer bedauerte, daß gerade an Beethovens letzte Kompositionen, die schon ihm (Grillparzer) und vielen anderen gleich bei ihrem Erscheinen unverständlich gewesen und geblieben seien, sich die Nachtreter gehalten und die Zukunftsmusik daran ihren Ausgangspunkt genommen habe. Er wisse nicht, wie ich darüber dächte; er sei ja schon seit Jahren ein geschlagener Mann, der gar nichts höre, allein er habe sich in jene neue Musik nicht hineinfinden können.

Ich sagte, daß das Auftreten der neuen Richtung mir nicht so überraschend erschienen wäre; daß in Meyerbeers letztem Werke schon mehr das Rhapsodische, Abge-

rissene und Zerrissene sich geltend gemacht, mehr die beabsichtigte Wirkung des Rhythmischen und der Effekte als der unwillkürliche Eindruck des Harmonischen und der Melodie hervorgetreten sei, und daß unter diesen Nachfolgern doch Leute wären, die Großes und Eigenes geleistet, wie Schumann und andere.

— „Ich höre oder vielmehr: ich höre nicht, aber die Leute sagen mir, daß Schumanns Musik wirklich Musik sei und es ist mir angenehm es zu glauben — nur war ich gerade immer ungläubig gegen ihn. Mein Gott! es sei fern von mir, einem Unglücklichen sein Unglück als Tadel beizumessen — aber Schumann ist wahnsinnig geworden und ich meine immer, ein Künstler, der wahnsinnig wird, sei im Kampfe gegen seine Natur gelegen und das Resultat eines solchen Zwiespaltes zeige sich eben in dieser Zerrüttung."

„Ich dachte," erwiderte ich, „Sie würden sagen, ein Künstler, der wahnsinnig geworden, habe solchen Keim längst in sich getragen und das, was er hervorgebracht, müsse dessen Spuren an sich tragen."

— „Auch das, auch das! Ich sagte ihm einmal, da ich zu ihm kam, um seiner Frau, die mich aufgesucht hatte und die eine große Künstlerin und eine edle vortreffliche Frau ist, für ihren Besuch zu danken — Sie wissen vielleicht, daß sie als Mädchen schon mich interessierte und daß ich auch ein Gedicht an sie gerichtet habe, das sogar irgendwo abgedruckt worden ist — also ich sagte ihm einmal manches über das Wiener Publikum und daß ich glaubte, es habe einen sehr guten musikalischen Geschmack. Er widersprach nicht, allein er meinte, es sei doch gar zu sehr gegen alles Neue eingenommen und erkläre sich dagegen so lange als möglich."

„Das ist aber wahr," fiel ich ein, denn was habe ich in meiner Jugend alles gegen Mendelssohn vorbringen hören, und wie lange wurde er in Wien abgelehnt, nachdem er überall schon Anerkennung gefunden hatte."

— „Schumann gedachte offenbar des für ihn nicht sehr erfreulichen Umstandes, daß seine Musik hier nicht Anklang fand. Wenn er lebte, würde es ihn jetzt doppelt freuen, denn seine Musik ist ja hier zur Geltung gekommen und das richtige Urteil hat sich also ihm gegenüber ebenso bewährt wie er sich als Meister vor diesem Richterstuhle."

„Und wenn Sie Gelegenheit hätten, diesen Aufführungen beizuwohnen, würden Sie dem Geschmack Ihrer Landsleute auch jetzt beistimmen?" sagte ich dazwischen.

— „Nein, das doch nicht," versetzte Grillparzer lebhaft, „das doch nicht — denn jene Musik der älteren Zeit, das ist für mich nicht Musik — nein, in ihr liegt mein Leben, es rauscht darin meine Jugend! Alles, was ich gedacht und empfunden in meinen besten Jahren! Ich gehöre jedoch keineswegs zu denen, die da meinen, man könne mit Tönen Ideen darstellen oder Tatsachen schildern, wie es jetzt Musiker gibt, die derartiges versuchen."

„Wie z. B. Berlioz, welcher Szenen aus dem Leben eines Künstlers in einer Symphonie auszudrücken sucht," fiel ich ein.

— „Was geradezu ein Unsinn ist. Ich meine mit dem, was ich hier erwähne, nur, daß gewisse Gedanken und Empfindungen, welche gleichzeitig mit einem gewissen Tonstück uns beschäftigt haben, sich mit diesem so verbinden und von diesem so umhüllt werden können, daß sie, lange vergessen, bei Reproduktion dieses Stückes in das sie sich gleichsam eingerollt haben, unvermutet wieder

hervortreten. In die Musik jener Zeit aber ist meine ganze Jugend mit all ihren Träumen und Illusionen verwebt und schon deshalb könnte keine spätere ihr für mich gleichkommen. Wie sehr sie in diesem Sinne zu reproduzieren vermag und wie in ihrem Hauch die vergangenen Dinge zur Auferstehung bereit enthalten sind — das ist vielleicht nicht Jedem so klar geworden wie mir, der — aber ich komme ins Schwätzen!

„Denken Sie doch nur," bat ich, „wie viele mich darum beneiden würden, Ihnen zuhören zu dürfen! Wie ist Ihnen das so absonderlich klar geworden?"

— „Ich schrieb gerade an dem „Goldenen Vließ," da starb plötzlich meine Mutter auf eine schreckliche Art — schrecklich durch die Erscheinungen, die sich in den letzten Zeiten ihres Lebens zeigten. Meine Mutter war sehr musikalisch, bis zu ihrem letzten Tagen wenigstens eine große Musikfreundin, und wenn ich schrieb und dichtete, hatte ich immer wie eine große Musik in mir."

„Schiller erzählt genau dasselbe von sich in seinen Briefen an Körner," schaltete ich ein. „Der lyrische Inhalt eines Gedichtes schwebte ihm immer gestaltlos melodienartig vor."

— „Ich erinnere mich dieses Ausspruches von Schiller nicht, allein in einer andern Form habe ich oft Gleiches empfunden. Der Tod meiner Mutter machte einen gewaltigen Riß in mein Leben und Denken. Ich ging nach Italien und die dortigen Eindrücke, das veränderte Leben ohne meine Mutter hatten mich der begonnenen Arbeit so entfremdet, daß ich, als ich heim- und zu derselben zurückkehrte, den Faden nicht mehr fand. Ich war noch zur Zeit, da die Mutter lebte, zu Karoline Pichler gekommen und hatte besonders oft mit ihrer Tochter vier-

händig gespielt. Als ich sie nach langer Unterbrechung wieder sah und sie mich aufforderte mich wieder einmal an das Klavier zu setzen, die zuletzt gespielten Stücke, namentlich Mozarts vierhändig eingerichtete G-Moll-Symphonie unter unseren Händen ertönte — da kamen mir plötzlich die vergangenen Zeiten mit all ihren Ideen und Empfindungen zurück und die Gedanken zur Medea entrollten sich vor mir in vollster Klarheit. Alles, wie ich es mir damals vor dem Tode der Mutter gedacht, stand wieder vor mir, und als ich nach Hause kam, setzte ich mich an die Arbeit und war imstande, sie zu vollenden."

Welche Qual, welche Entbehrung für den musikkundigen Mann in seiner Schwerhörigkeit lag, lernte ich erst später einsehen, da ich der für mich ganz unübersehbaren Kenntnisse des vielseitigen Greises auch auf diesen Gebieten gewahr wurde. Er hatte nicht nur durch die gründlichsten Studien des Kontrapunktes bei dem gründlichsten Mann dieses Faches, bei Simon Sechter, sich die Grammatik der Tonkunst ganz eigen gemacht, sondern seine bis in die älteste Musik hinanreichende Kenntnis aller Kompositionen und ein ungeheures Gedächtnis, das dieselben ihm immer nahe hielt, waren Ursache, daß er wenig moderne Tondichtungen als neu und original gelten ließ. Ja man mußte sich eingehender in diese Dinge vertiefen, um sich zu überzeugen, daß solche Äußerungen mit keiner Mißlaunigkeit zusammenhingen, daß vielmehr die Kenntnis jeder Passage, jedes ungewöhnlichen Überganges, die genauesten Daten, wo und bei welcher Gelegenheit diese schon in Anwendung gekommen seien, solch strengen Urteilen über moderne Musik zugrunde lagen. Ganze Stöße seiner fleißigen Ausarbeitungen und teilweise wohl auch eigener Kompositionen hatten sich angehäuft, welche, wie Grill-

parzer scherzhaft sagte, dank der Sorgfalt der Fräulein Fröhlich dem jüngsten Tage entgegenzusehen bestimmt schienen.

1180.

L. Speidel: Feuilleton über „Ein treuer Diener seines Herrn".

Neue Freie Presse, 1. Februar 1866, Nr. 511.

Das Erscheinen von Grillparzers Trauerspiel fiel in keinen günstigen Zeitpunkt. ..... „Das geht doch zu weit," soll Kaiser Franz von Grillparzers Dichtung gesagt haben, und daß er das Ziel überflogen, scheint der Dichter später selbst empfunden zu haben, als er, wie uns versichert wird, äußerte: „Ein angezündetes Feuer schafft sich seinen eigenen Zug, der es oft weiter führt, als es in der Absicht des Mannes gelegen, der den Brand angefacht." Aber an der ursprünglichen psychologischen und sittlichen Wahrheit seines Bank-Ban hält Grillparzer noch heutigen Tages fest; ja er kann wie ein Jüngling über die „freien Lumpen" und die „kalten Verstandesmenschen" zürnen, die ihm seinen Bank-Ban nicht wollen gelten lassen.

1181.

Kaiser Maximilian von Mexiko an Emilie Binzer.

Cuernavaca, 3. Februar 1866.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 20. Oktober 1867.

Ihre Mitteilungen über unseren Freund Grillparzer und seine schönen Worte [Nr. 1175] haben mich ungemein gefreut; solche Anerkennungen haben für mich einen tiefen Wert, und sind die einzigen die mir wirklich wohl tun; sie sind

mir zugleich ein Sporn für die Zukunft und geben mir neue Kraft zur Ausdauer. Grillparzer ahnt gewiß nicht die große Freude und den Trost, den er mir gegeben hat.

1182.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, Februar 1866.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Wir hatten durch des Hofschauspielers J. Lewinsky gütige Vermittlung der Probe von „Ein treuer Diener seines Herrn“ kurz vor der erneuten Aufführung [25. Januar] dieses eigentümlichen Stückes beigewohnt, das die Treue des Dieners, des Vasallen als eine abstrakte Tugend wie die des Weibes darstellt, welche von dem Gegenstande, dem sie sich widmet, nicht bedingt wird, die schön ist an sich durch ihre Unwandelbarkeit und ohne Rücksicht und Kritik des Gegenstandes, dem sie sich weiht. Ich sagte das Grillparzer, der mir erwiderte, daß es ihn freue, so verstanden zu werden, und wie er bedaure, daß den Kritikern und Rezensenten immer nur das dienstliche Verhältnis vorschwebe, während die Treue an sich als eine heilige Tugend unter den Menschen angesehen werde, der Pflicht, dem Schwur gegenüber eine ethische Geltung haben und behalten müsse, so lange überhaupt das gegebene Wort als bindend erscheine. Die Anfechtungen, welche eine solche Treue erfahre, seien in ihrer Art ebenso des Interesses würdig als die Gefahren, welche die Liebe zu bestehen hat.

— „Eine Treue zu bewähren, die nicht angefochten wird, das ist kein Verdienst,“ fuhr Grillparzer fort; „aber daran festhalten wie der Bancban trotz allem und allem,

nachdem sein Innerstes getroffen, sein Weib getötet, dieselbe Treue zu halten, die sie ihm hielt, und die eigene Rache für den Schimpf nicht zu vermengen mit der Treue, die er dem Manne gelobt, der Krone, Reich, Weib, Sohn ihm anvertraut — das ist eine hohe, wie mich dünkt, eine erhabene Tugend — während die Rezensenten sie eine hündische nennen. — Sei's."

Ich bemerkte hierbei, daß nicht nur im Leben der Bancbane und Könige solche Konflikte vorkämen, sondern daß wohl jeder einmal sich genötigt gesehen, übermäßige Großmut zu üben, weil ihm zwischen dieser und niedriger Gemeinheit kein Mittelweg geblieben, wie's auch beim Bacban der Fall sei. Wenn er sich nicht treu beweise bis auf das alleräußerste, sei er ein gemeiner, unritterlicher Rebell, der seines Herrn Vertrauen täuschte, wie berechtigt auch seine Rache sein mochte.

— „Darüber ist nicht zu streiten; zu streiten wäre wohl darüber, ob der Tod der Königin in dieser Weise gerechtfertigt ist, allein dieser ganze Stoff ist mir jetzt recht eigentlich zuwider und es ist schrecklich für mich, daß man dies Stück von mir — der ich die Ungarn nicht leiden mag, insbesondere seit sie den Nationalitätenschwindel in Österreich heraufbeschworen — nun wieder aufführt, ohne mich zu fragen. Freilich man fragt nicht, da hätte man viel zu tun und Laube weiß, daß ich immer Nein sage."

„Da hat er allerdings recht, nicht erst zu fragen," meinte ich.

— „Aber es ist ein Verhängnis, daß dies Stück, das ich auf besondere Veranlassung schrieb, ohne mich jemals für diese Leute zu interessieren, mir jetzt eine politische magyarenfreundliche Färbung gibt. Es wäre mir niemals

eingefallen, einen Vorwurf aus der ungarischen Geschichte zu wählen, wenn die gute, liebe und gescheite Frau, die Kaiserin Karolina Augusta, Kaiser Franzens letzte Gemahlin, die ja noch lebt, mich nicht, da sie zur Königin von Ungarn gekrönt wurde, hätte auffordern und fragen lassen, ob ich zu dieser Festlichkeit nicht ein Stück schreiben wollte. Ich durchlas die ungarischen Geschichtsbücher, deren es damals noch nicht eine solche Menge gab wie jetzt, fand aber außer diesem wenig, was mir zu dramatischer Bearbeitung geeignet schien. Ich brauche wohl auch nicht zu sagen, daß mir das Ungehörige dieses Gegenstandes zu dem beabsichtigten Gelegenheitsstücke sogleich ins Auge fiel, weil man nicht bei der Krönungsfeier einer Königin Aufruhr und den Mord einer Königin zur Darstellung bringen kann. Das Gelegenheitsstück unterblieb. Allein ich hatte den Stoff einmal im Kopfe und arbeitete ihn aus, unbedacht, ob Ungarn oder weiß Gott was für Leute dessen Träger wären."

„Was das Stück so magyarenfreundlich erscheinen läßt," versetzte ich, „ist dieser wilde Prinz von Meran, welcher als ein Fremder dargestellt wird und den Ungarn gegenüber wohl als ein deutscher, roher Wüstling erscheinen mag."

— „Dieser Prinz von Meran ist ein Graf von Meranien und Meranien war ein Teil von Dalmatien und Kroatien[1]. Es taugte mir eben, die Königin und ihren Bruder, diese beiden Höherstehenden, als Fremde zu bezeichnen, gleichviel, ob sie ihre Nationalität oder irgend eine auch vollwichtig verträten, denn solche nationale und

[1]) Aber auch von Tirol. Grillparzer selbst läßt den Prinzen nach „Deutschland" zurückkehren.

politische Hintergedanken hatten wir — wenigstens wir Österreicher — damals noch gar nicht. Übrigens hat das Stück auch schon seinerzeit beim Publikum kein rechtes Gefallen gefunden. Es wurde bald zurückgelegt aus allerlei Ursachen und es gab damals eine kompetente und bestimmte Kritik, welche seit dem Jahre 1848 aufgehört hat."

Ich frug, wie dies zuginge.

— „Einzelne, die richtig und unbefangen urteilen und deren Urteil in die Allgemeinheit zu bringen berechtigt wäre, hat es immer gegeben," versetzte Grillparzer, „und ich freue mich oft, freie, treffende und gesunde Urteile zu hören. Allein sie verhallen, denn es finden sich keine Wortführer mehr, als nur die in den Journalen, von denen man weiß, daß sie parteiisch sind. Damals aber war, was man sich jetzt gar nicht mehr denken kann, den Zeitungen ein mißfälliges Urteil über die Hoftheater abzugeben untersagt, und man hielt sich daher an das, was als traditionelle Kritik umher getragen wurde. Die Logen sind und waren meistenteils und schon gar bei den ersten maßgebenden Vorstellungen von Leuten besetzt, denen es in der Regel nur um Unterhaltung zu tun ist, und denen es ganz gleich gilt, auf welche Art dies bewerkstelligt wird, wenn nur der Abend vergeht. Die Sperrsitze sind in geringer Zahl vorhanden und das Publikum derselben steht untereinander in gar keinem Zusammenhange, während im Parterre eine feste Mauer von Offizieren gebildet wird, welche die Räume erfüllen, wobei die Majorität der Leutnants — wenn überhaupt eine Majorität vorhanden ist — den Erfolg eines Stückes entscheidet."

Auf meine Einwendung, daß diese Verhältnisse seit langem und vor 1848 schon so bestanden haben, erwiderte

Grillparzer, daß ein gewaltiger Unterschied dadurch stattfinde, daß die Offiziere damals nur im Dienste Uniformen trugen und daß sie daher, um des ihnen zugestandenen Vorteils sich zu erfreuen, in ihre Vorstädte hinauslaufen und ihre Uniformen anziehen mußten, mit denen sie, wenn's ihnen im Theater nicht gefiel, wiederum nirgends anders erscheinen konnten! Das wäre jedem viel zu umständlich gewesen und darum wäre nur der wachehabende Oberleutnant oder irgendein fremder „Grenzer", der gar keine andere Art fand den Abend anzubringen, hier gesehen worden.

— „Im Parterre sammelten sich also die Schriftsteller, die wenigen Dichter, die damals in Wien waren, und die Leute, welche sich für solche Dinge interessierten. Da stand der riesige Schreyvogel — ich sehe ihn noch stehen — der mit einer Stentorstimme seine allezeit vortrefflichen Ansichten auseinandersetzte, und in dessen Nähe man zu kommen suchte; da war Bauernfeld, damals ein junger, lebhafter Mensch, Deinhardstein, ich und noch eine kleine Zahl anderer, die sich angelegentlich besprachen, und aus diesem Kreise ging dann die allgemeine Meinung — wenn man das so nennen konnte — hervor."

Das Gespräch kam hierauf auf die willkürlichen Begünstigungen, die sich in der heutigen Theaterkritik geltend machten, wie man namentlich Laube für den Verfasser oder Veranlasser gewisser Aufsätze halte, während er mit einer anderen Sterblichen geradezu unfaßbaren Unumwundenheit seine individuellen Ansichten in allen Fällen ausspreche, aber auch ehrenhaft und redlich dafür einstehe und anonyme Artikel u. dgl. Dinge niemals von ihm ausgingen.

— „Ich habe das von mehreren Seiten gehört," versetzte Grillparzer, „und bin von vorn herein ihrer Meinung. Aber ganz abgesehen von der Art, wie Laube sich gegen mich benimmt — denn es ist gar nicht zu sagen, wie freundschaftlich, ja mehr als das, und mehr als ich je erwarten konnte, er gegen mich ist — was alles für seinen Charakter nichts beweist, sondern nur für sein Wohlwollen, oder wenn sie wollen seine Anerkennung für mich — spricht etwas bei mir für ihn, d. h. für seinen Charakter, und das ist sein Verhältnis zu seiner Frau, denn gegen die hat noch niemand etwas einzuwenden gehabt, über die hat jeder nur Gutes zu sagen und ich denke die Harmonie mit einer solchen Frau ist ein Zeugnis des moralischen Wertes für den Mann. Eine solche Frau könnte einen intriguanten Mann weder ertragen noch fesseln."

Wir ergingen uns im Lobe der Frau Iduna — wie Grillparzer sie nannte, der sie aus früherer Zeit, aber persönlich doch nur wenig kannte; er frug, ob ihr Urteil auch bei theatralischen Vorgängen seine Geltung finde und wie es komme, daß gewisse neue Schauspieler, sicherlich talentvolle Leute, aber schwache Künstler, die das Publikum nicht tragisch und nicht komisch finden könnte, angenommen würden.

Ich setzte auseinander, daß Laube allerdings die alten Künstler zum Schmerz von uns allen, die den anerkannten Größen anhingen, habe seltener spielen lassen als es vielleicht durch ihr Alter bedingt war, daß er jedoch, wenn diese fort und fort in Übung erhalten worden wären, die jüngeren nicht hätte voranschieben und heranbilden können und daß wir jetzt, da Anschütz, Lucas, Fichtner, sowie die Damen Neumann, Boßler, Rettich

u. a. fehlten, noch viel unzufriedener sein und dasselbe Schicksal zu beklagen haben würden, welches andere Bühnen traf, die keinen Nachwuchs hatten. Ich erzählte zu größter Erheiterung des alten Herrn wie wir Sonnenthal zuerst als Gast in der Rolle des Mortimer gesehen und wie wir die Hände über Laube gerungen hätten, als wir hörten, dieser Anfänger werde für die Burg angeworben, und wie wir heute noch viel mehr Hände ringen würden, wenn Laube damals nicht mehr Einsicht gehabt hätte als wir.

— „Er hatte trotz dem gerechten Tadel, welcher ihn wegen der Zurücksetzung unserer alten vortrefflichen Künstler traf, mit diesem Vorschieben der Jungen auch in gewisser Beziehung recht," sagte Grillparzer. „Ich selbst habe zu meiner Zeit ganz tüchtige Schauspieler, nicht von erster Größe, aber die unter einer Leitung wie jetzt hätten ganz brauchbare Künstler werden können, zugrunde gehen sehen, bloß weil sie als Anfänger in die Burg kamen und nie zu größeren Rollen als ihre ersten zugelassen wurden. Da war Wothe, ein äußerst talentvoller junger Mensch, der die heiteren Nebenrollen sehr drastisch spielte, den man jedoch niemals über diese hinaus ließ. Da war Schmidt, ein ganz brauchbares und fähiges Individuum, aber man gestattete ihm nie, über Bedientenrollen aufzusteigen, und nachdem er jahrelang nach Besserem gerungen, verlor er den Mut und gab sich selber auf. Übrigens ist eine Stellung wie die Laubes schon deshalb eine schwierige und fatale, weil sie es mit sich bringt, den Künstlern das, was ihnen das Empfindlichste, ihr größtes Malheur ist, daß sie altern, recht eindringlich zu machen, indem jüngere Leute, Anfänger, hervorgezogen und an ihre Stellen gesetzt werden müssen, während sie

dieselben oft noch behaupten zu können das Bewußtsein haben."

Das Gespräch wendete sich hierauf den Künstlern zu, welche zur Zeit, da Laube an das Burgtheater kam, hervorragten, wie Laroche, Löwe, Anschütz, Fichtner, Julie Rettich, und Grillparzer frug nach dem Befinden der letztern und gedachte ihrer mit höchster Anerkennung

— „Sie war eine hochbegabte Frau, in ihrer Jugend ein vortreffliches, über jeden Tadel erhabenes Mädchen und sie hat alles geleistet, was heller Verstand, hohes Talent, wahre Bildung und ein vortreffliches Gemüt zu leisten vermögen, was sehr viel ist; aber eben den Anlauf der Begeisterung — welcher oft dem ihrigen weit untergeordneten Charakteren zu Gebote steht — den Anlauf der Begeisterung zu nehmen, dazu fehlte ihr die Fähigkeit. Sie versetzte häufig auf den Boden der Reflexion, was der Phantasie angehören sollte, und wenn sie den Ausbruch der Leidenschaft mit mächtigen Mitteln auch darzustellen wußte, der Ausdruck der leidenschaftlichen Natur lag ihrem Wesen fern, wie auch ein gewisser Reiz der Anmut und Lieblichkeit, obschon sie eine interessante, bedeutende, ja eine schöne Erscheinung war."

Ich meinte, daß sie zur Darstellung der Römerin geschaffen, daß die strenge, selbst die schöne Form des heroischen Pathos der weltbesiegenden Nation ihr zu Gebot stand, nicht aber die Natürlichkeit, Grazie und Anmut der herzenbezwingenden Griechin, und Grillparzer stimmte bei.

Das Gespräch ging auf antike Rollen und deren Schwierigkeiten über und kam auf Mademoiselle Rachel und Fräulein Wolter, auf die Kunst das griechische Gewand zu tragen, auf die erhöhten Forderungen, welche das Publikum auf historische Treue erhebt, und wie

auch die Kostüme dem allgemeinen Zug nach historischer Wahrheit und reicherer Entfaltung folgen müssen. Ich erinnere mich, eine gefeierte Künstlerin auf dem Burgtheater als junge Priesterin in einem weißen Kleide mit bloßen Schultern gesehen zu haben, das einem Ballkleid auf ein Haar ähnlich sah, ohne daß das Publikum daran Anstoß nahm, während wir uns heute eine solche Gestalt nicht anders als im langwallenden Gewande mit schwerem Faltenwurf denken könnten.

— „Wenn das Publikum keine Griechin in einem modernen Ballkleide sehen will, hat es wohl recht, denn die Kleidung soll immer im Einklange mit der Zeit und der Rolle stehen. Am notwendigsten erscheint dies bei Darstellung antiker Gestalten, da wir das römische und griechische Gewand durch die Skulpturen und jetzt auch durch die aufgefundenen Malereien aufs genaueste kennen, ja man möchte fast sagen durch unsere Studien damit aufwachsen. Was aber im allgemeinen die allzu ängstliche Sorgfalt für Nebendinge betrifft, so fördert diese nicht die wahre Kunst. Je mehr sie sich abmühen, alles haarscharf naturgetreu vorzustellen — ich höre, daß schon die gewöhnlichen Burgtheatermöbel ihnen nicht mehr gut genug sind und daß sogar die Fußböden der Salons auf der Bühne mit Teppich bekleidet werden sollen, ‚um die Illusion zu vermehren' — desto mehr wird die Illusion gestört, ja sie wird zuletzt unmöglich, weil ja doch das Ganze auf Täuschungen beruht, deren Wirklichkeit man nicht herstellen kann. Indem man aber das Bedürfnis nach dieser fehlenden Wirklichkeit immer mehr zu befriedigen trachtet und dadurch immer steigert, indes man alle Nebendinge in Wahrheit umzuwandeln sucht, während man die Hauptsachen doch nicht in Wirklichkeit versetzen kann:

die Leute da oben sich doch nicht lieben, heiraten, töten, desto mehr untergräbt man die Wirkung des Ganzen zugunsten des Einzelnen. Und da man mit einem Wort das Spiel nicht zur Wahrheit zu machen vermag, soll man auch nicht suchen durch das Herbeiziehen realistischer Elemente und Nebensachen eine Täuschung zu erhöhen, die doch nur durch die Kunst der Darstellung, durch die Schauspieler, ihren Schwerpunkt findet. Wenn in einer Rolle ein Schauspieler durch ein Bild entzückt wird, braucht dies keineswegs auch auf uns einen Eindruck zu machen. Im Gegenteil ist es die Aufgabe des Schauspielers, uns eine Vorstellung von der Schönheit dieses Bildes durch den Eindruck, den es auf *ihn* macht, zu geben. Ob ein Fußboden so oder so aussieht, eine Sofitte so oder so angebracht ist, das fördert nicht die Wirkung einer Darstellung und es sind, vorausgesetzt, daß nicht Unsinn und Lächerlichkeiten durch Vernachlässigung der Nebendinge entstehen, ganz andere Sachen, die den Erfolg eines Stückes bestimmen."

Ich erwähnte bei dieser Gelegenheit der neuen Einrichtung des sogenannten *Zwischenvorhanges*, welchen wir bei einer Reise im Herbst an vielen deutschen Bühnen getroffen und eine Emilia Galotti auf solche Weise in vierzehn Akten gesehen hatten. Hierbei gedachte ich auch Laubes Ansicht, welcher ein ebenso entschiedener Gegner dieser Einrichtung sowie des Hinweglassens der Musik in den Zwischenakten ist. Um das Auge nicht durch Erscheinen der Theaterdiener zu stören, meinte er, störe man durch das wiederholte Herablassen eines Vorhanges den Verstand eines Stückes; die Musik aber sei zur Aufrechthaltung einer gewissen erhöhten Stimmung durchaus notwendig und ohne sie werde ein Theater gar bald zu einer „stillen Bude".

Grillparzer freute sich über diesen treffenden Ausdruck. — „Das ist die richtige Ansicht," sagte er, „und diese Bezeichnung ist vortrefflich! Darin bestehen die rechten Mittel und Wege, die Wirkungen der Kunst zu heben und zu erhalten. Nicht dadurch, daß man blendende Dekorationen aufzieht wie im Ballett — das ja bloß für das Auge da ist — und daß man in Wirklichkeit hinstellt, was gemalt sein kann, wird der Kunst gedient, sondern dadurch, daß man durch gewisse künstlerische Mittel, wie z. B. Musik, die Stimmungen befördert, in welchen sich das Publikum theatralischen Täuschungen hingeben mag. So wie ja auch die Künstler durch die Gesamtwirkung ihrer Kunst und ihrer Erscheinung, nicht aber durch die gewissenhafteste Richtigkeit ihrer Anzüge oder, wie ich höre, daß dies zuweilen der Fall ist, gar durch die Echtheit ihres Schmuckes die beabsichtigte Illusion zu steigern suchen sollen. Laube versteht das sehr gut, wie ich aus manchen Klagen gegen ihn entnehmen kann, und ich bedaure nur, daß er so viele Gegner hat."

Daß Gegnerschaften aller Art in der Natur solcher Stellungen lägen, kam hierbei zur Sprache, und da ich schon vor Jahren einmal einer Probe im Burgtheater beigewohnt, die mich in dieser Hinsicht über Vieles belehrt hatte, und ich dessen Erwähnung tat, frug Grillparzer welch ein Stück es war, wer die Schauspieler gewesen seien usw.

Ich erzählte hierauf, wie ich in einer Probe Dawisons gewesen, als er den Hamlet einstudierte. Dr. Boas, der sich eben in Wien aufhielt, führte uns in die am Tage pechfinsteren Räume des Burgtheaters; auf der damals noch mit Öllampen spärlich beleuchteten Bühne saß bequem den Rücken angelehnt, die Zigarre im Munde und

mit dem neben ihm sitzenden Regisseur halblaut sprechend Dr. Laube und rief dem wie man sah schon sehr gereizten Künstler zu: „Fangen Sie noch einmal an“ — „dort herein müssen Sie kommen, wenn Sie den König sehen sollen, sonst bleibt er Ihnen ja im Rücken“ — „gehen Sie noch einmal hinaus, und dort oben, damit das Publikum den Abgang besser im Auge behält“ — „das heißt gar nichts; ich habe schon gesagt, daß das kein Mensch versteht, wenn Sie das ironisch betonen wollen. Es muß einfach gesagt werden.“ So ging es fort. Daß Laube bei allem, was er sagte, recht hatte, daß wir es einsahen und daß sein Todfeind es ihm hätte zugestehen müssen, das machte die Sache nur um so einschneidender für den, den sie traf. Ich war durch diese Probe zur Erkenntnis der Schwierigkeit einer solchen Stellung, der Feindseligkeit, die sie notwendig hervorrufen muß, gekommen und sah ein, wie zwischen einem Direktor und lebenslänglich angestellten Hofschauspielern sich nur eine starke, begabte Natur behaupten könne, die elastisch wie Stahl, nach allen Richtungen wirkend, ganz Leben, Rührigkeit und Nerv sei.

— „Und das ist Laube, und ein Nerv, wenn er konvulsivisch wird, schlägt elektrisch um sich.“

Ich sagte, wie man dies Konvulsivische merke, wenn man mit dem „Direktor“ im Theater säße; wie er bei dem geringsten, uns anderen Menschenkindern nicht bemerkbaren Anlaß auf der Bühne, mit unglaublicher Behendigkeit hastig aus seiner Loge schlüpfe und wie das bloße Gerücht seines Nahens die säumigen Arbeiter an ihre Plätze rufe und den schläfrigen Statisten die schlenkernden Glieder einrenke.

— „Ich kann's mir denken, ich kann's mir denken,“ lachte Grillparzer.

Ich gedachte hierbei einer Erzählung von Fräulein Wolter und wie diese eines Abends bei Laube launig die Wirkung geschildert hatte, welche die unvermutete Erscheinung „des Direktors“ ausübe. Unzählige Male, erzählte die Künstlerin, war die Volksszene in „Struensee“ wiederholt worden, weil die Statisten nicht aufpaßten und die ganze Verständlichkeit des Folgenden darauf beruht, daß man die Rufe von außen her verstehe. „Glauben Sie denn, die Schauspieler haben ihre ‚Lungeln‘ gestohlen!“ rief der immer liebenswürdige und gutmütig scherzende Fichtner ärgerlich den Männern des Volkes zu — allein vergeblich, immer ging es wieder durcheinander. Da plötzlich heißt es „der Direktor“ — und im Augenblick, da der Zipfel seines semmelfarbenen Paletots gesehen wird, geht die Szene deutlich vor sich und bedarf keiner weitern Wiederholung.

Grillparzer bezeigte durch herzliches Lachen und durch einzelne Worte, die er dazwischen warf, daß er meine Erzählung mit Teilnahme begleitete. Ich hatte aber ungebührlich viel gesprochen und erhob mich ziemlich erhitzt, um zu gehen, was der alte Herr nur im Hinblick auf meinen Pelz gestatten zu können versicherte, den er, während er mir ihn umgab, streichelnd mit Lob überhäufte, meine Klugheit, solch ein warmes Kleid zu besitzen, die Gescheitheit, es heute zu nehmen, und die Vorsorge des Gatten, mir dasselbe verehrt zu haben, scherzend pries.

1183.

Wiener Skizzen.

Der Wanderer, Wien 28. Februar 1866.

Jemand hatte den Einfall, die schönen, tiefgedachten Worte, die der Dichter mit echtem Humanitätsgefühle den

deutschen Studenten zu Prag als Dankesausdruck für ihre Gratulationsadresse zu seinem 75. Geburtstage widmete, zu begeifern. Ein Freund erklärte in erster Aufwallung, er werde dagegen eine Abfertigung veröffentlichen. „Tun Sie das ja nicht," meine Grillparzer, „meine Gesinnung als Mensch, mein Wirken als Dichter sind seit 50 Jahren bekannt; wem es jetzt noch gefällt, mich zu verdächtigen, dem läßt man seine Freude. Eine Antwort wäre nicht der Mühe wert. Ich wiederhole, ein fanatischer Deutscher bin ich nicht, aber ein fanatischer Österreicher."

1184.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, März 1866.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Zufällig hatte ich zu gleicher Zeit mit Grillparzer Melchior Meyrs „Gespräche mit einem Grobian" gelesen und frug ihn um seine Meinung.

— „Dieser Grobian ist kein Grobian," sagte er, „er ist ein Pessimist; er verletzt nicht durch die Form, sondern durch den Inhalt, und dieser Edmund, der den Optimismus vertritt, ist so schwächlich angelegt und holt immer so weit aus, daß er allemal etwas daneben haut. Außerdem ist alles viel zu weitschweifig gehalten für einen Gegenstand, der eigentlich schon unzählige Male da war, da ja fast jede poetische Schöpfung das gegensätzliche Prinzip des Idealismus und Realismus enthält. Es ist wahr, der Egoismus beherrscht im großen und allgemeinen die Welt, allein es gibt auch hier eine sehr achtbare Minorität und es scheint mir mehr Witz als Wahrheit, wenn man behauptet, alle Menschen seien schlecht und nur von Egoismus geleitet. Freilich,

wenn man den Egoismus schließlich allenthalben findet, die hingebende Liebe, die Liebe der Eltern zu den Kindern, die aufopfernde Freundschaft auch nur als potenzierten Egoismus darstellt, dann freilich kann man alles auf Selbstsucht zurückführen. Aber es berühren sich ja überhaupt alle Gegensätze und es heißt die entgegengesetztesten Dinge vermengen, ja geradezu die Begriffe auf den Kopf stellen, wenn man Liebe, Freundschaft, Hingebung unter dieselbe Kategorie mit dem Egoismus bringen will. Wenigstens ist dieser Egoismus nicht mit dem zu verwechseln, was man darunter gewöhnlich versteht, sonst wäre ja auch die Humanität als ein aus selbstischen Gründen hervorgehendes Element zu verwerfen."

Ich drückte meine Freude über diese Ansicht aus, weil auch ich oft Ähnliches gedacht hatte, und so sagte ich, ich glaubte, daß jeder hier nach eigener individueller Empfindung urteile. Es sei dem Egoisten ebenso unmöglich, eine andere Triebfeder anzunehmen, und er glaube ebenso sehr diese überall wieder zu finden, als sein Antagonist den Trieb des Wohlwollens, dessen er sich bewußt ist, nicht außer Rechnung lassen könne.

Nach einigen Auseinandersetzungen über Eltern- und Kindesliebe sagte Grillparzer:

— „Ich habe die Menschen kennen gelernt — und sie haben sich nicht gut gegen mich gezeigt; Kränkungen, Rücksichtslosigkeiten, ungerechte Anfeindungen sind mir begegnet, wie jedem, der so alt wird, aber ich habe auch der guten, uneigennützigen, aufopfernden Menschen viele gefunden, und wer solche nicht findet, hat halt kein Auge sie zu sehen. Der Egoismus herrscht und beherrscht zwar die Massen; das lehrt uns ja schon die Weltgeschichte, und insbesondere die Heilige Schrift, das Alte Testament,

zeugen hinreichend dafür; aber es ist nicht wahr, daß bei den Einzelnen die Selbstsucht als einzige Triebfeder anzusehen sei; es ist nicht wahr, daß die Menschen nur dem Egoismus gehorchen, und selbst ich als Einsiedler habe noch Gelegenheit, solche Erfahrungen zu machen."

„Ich glaube," erlaubte ich mir zu bemerken, „die Menschen sind wie die Farben auf der Palette. Rührt man alle durcheinander, so entsteht nur eine schmutzige Masse. Einzeln aber bricht sich in jeder derselben doch ein Strahl des ewigen Sonnenlichts und richtig angeordnet, vermögen sie unter der Hand des Malers das Höchste darzustellen."

Grillparzer ließ meinen Vergleich gelten. „So lange es Menschen gibt," fuhr er fort, „wie meine Hausfräulein und andere, die ein Vergnügen darin finden, alten, hinfälligen Leuten Freude zu bereiten, wo sich auf Gegendienste irgendwelcher Art nicht rechnen läßt, so lange kann man dem Egoismus nicht die ausschließende Herrschaft zuerkennen."

Er erging sich hierauf in warmen Worten über die Damen Fröhlich, wie sie alle echte Künstlernaturen, leicht zu bestimmen, leicht zu verstimmen, durch und durch vom reinsten Gold wahren Wertes seien und ihm, dem zum Pessimismus Geneigten, ein stetes Beispiel der guten und edlen Seiten der menschlichen Natur vor's Auge hielten, wie er aber eben deswegen nicht umhin könne, sich ihren Wünschen zu fügen und sich abermals einer Badereise zu unterziehen. Damit hatte es aber seine besondere Bewandtnis. Je tiefer die Achtung und Freundschaft für die Schwestern Fröhlich in des Dichters Seele wurzelte, je höher er sie in seiner Meinung stellte, um so weniger konnte er seinem Wesen nach der Selbständigkeit ihnen

gegenüber entsagen, ja um so mehr hielt er darauf, dieselbe zu behaupten, und es wäre ihnen geradezu unmöglich gewesen, ihren Einfluß nach dieser seiner nervös-hypochondrischen Seite geltend zu machen.

Demungeachtet oder vielleicht eben deshalb fand er eine Art Befriedigung darin, sich entfernter Stehenden als in seinen Entschlüssen von den Damen Fröhlich abhängig darzustellen, und jeden Ausflug, jede Badereise brachte er mit ihren Wünschen in Zusammenhang. Er betonte auch diesmal, daß er ungeachtet seines Entschlusses, kein Attentat weiter auf sich selbst zu machen, nun doch ihnen zu Gefallen werde nach Hall gehen müssen, wohin der Arzt ihn schicke.

Ich meinte, es sei eine schlimme Sache um ein Bad, das man ohne Lust und Vertrauen besuche.

— „Es ist mit dem Vertrauen und dem Glauben an irdische Heilung und Genesung wie mit dem Glauben an himmlisches Heil und himmlische Freude. Wer den Glauben daran hat, der hat schon damit einen Teil derselben und das Wort Christi: „Dein Glaube hat dir geholfen!" sollte bei der Einfahrt — nein, bei der Ausfahrt jedes Badeortes stehen."

Das Gespräch drehte sich hierauf um ein paar Fälle von Heilungen, die sich in Baden ereignet und welche halb den Schwefelquellen, halb der heiligen Anna zugeschrieben wurden; wie solche Sagen auch ohne Anhaltspunkte sich im Volke erhielten, zum Beispiel der Aberglaube, daß die Könige von England und Frankreich durch Berührung den Kropf heilen könnten, welcher Wahn doch niemals eine Bestärkung durch Tatsachen erhalten haben konnte.

— „Der Mensch hat ein so großes Bedürfnis nach

solchen Dingen, daß er überall und unter allen Umständen sich über Möglichkeiten, die er wünscht, Täuschungen vorhält. Aberglaube ist eine Poesie, eine Art Volkspoesie, wohl der erste Ausdruck des Dichterischen im Menschen und wird daher, wie schädliche Einflüsse er auch mitunter haben mag, niemals ganz verschwinden. Wo seine groben Erfindungen nach einer Seite hin absterben, da tritt er in feineren Formen von der andern Seite sogleich wieder auf; der Spiritismus ist mir ein trauriges Beispiel dafür."

Er frug hierauf, ob es wahr wäre, daß Leute, die, er nannte, und die, wie ich glaubte, ihm persönlich bekannt, von diesem Schwindel ergriffen seien, und da ich schon seit einiger Zeit für eine Verehrerin des Dichters die Erlaubnis eines Besuches erbitten wollte, sprach ich, solchen Wunsch einleitend, meine Verwunderung aus, daß er nicht mit jenen Personen und überhaupt mit so wenigen verkehre.

Er wies auf sein Ohr.

„Ich weiß, ich weiß," erwiderte ich auf diese Geberde, „aber mit etwas weniger Überschätzung Ihres Gehörleidens könnten Sie manchen glücklich machen, dem Sie die Gunst einer Begegnung gönnten oder Zutritt gestatteten wie mir."

— „Zutritt gestatten? Ich? rief Grillparzer, indem er sich vorbeugte und scherzweise wie beschämt sich die Augen zuhielt, „gestatte ich Ihnen den Zutritt? Sie kommen halt!"

„Aber," erwiderte ich, „ich käme nicht, wenn Sie mir nicht dazu Mut gegeben, und wenn dieser mir zuweilen fehlte, nicht nach mir gefragt, sich wegen meines Wegbleibens nicht erkundigt hätten."

— „Das ist ja aber auch etwas ganz anderes als bei den Leuten — die kommen ja nicht wegen meiner Person. Aus Neugierde, damit sie etwas erzählen oder in die Zeitung setzen könnten, würde mancher mich besuchen."

Ich bemerkte, daß, wenn das Publikum nicht Interesse daran nähme, die Zeitungen keinen Wert auf solche Nachrichten legen würden. Jeder freue sich, etwas von dem Dichter zu erfahren, der, allen unsichtbar und unzugänglich, in unseren Mauern wohne und lebe. Ich selbst müsse mich hüten, von ihm zu sprechen, weil ich schon bemerkt hätte, daß es aussehe, als wollte ich damit Reklame machen, wie dies z. B. ein Geschäftsmann hier in Wien tue, welcher die Bestätigung einer ordentlich ausgeführten Reparatur, geschrieben von des Dichters Hand, in seinem Verkaufsladen unter Glas und Rahmen aufgehängt habe.

Grillparzer schlug lachend die Hände zusammen.

„Das beweist nur," fuhr ich fort, „welchen Wert solche Dinge für den einzelnen haben," und da ich sah, daß der alte Herr gut gelaunt war, erzählte ich, wie ich dies aus eigener Erfahrung wisse; wie ich einst glücklich gewesen, in einem Konzert neben ihm zu sitzen, mit einer Äußerung seiner Zufriedenheit über die Musik von ihm angeredet zu werden; wie ich freudig davon erzählt, wenige Tage darauf aber einen Brief erhalten habe, worin ich aufgefordert wurde, die Bekanntschaft fortzusetzen. Das Schreiben sei Grillparzer unterzeichnet, das ganze ein mutwilliger Aprilscherz eines jungen Vetters gewesen, den ich sogleich erriet. Mein Zuhörer aber war bei meiner Erzählung immer ernster geworden und sein finsterer Blick erheiterte sich erst wieder, als ich die Lösung des Scherzes durch

den jungen Vetter brachte. Offenbar war auch der kleinste Mißbrauch seines Namens ihm in solchen Dingen widerwärtig und diese Art gewagter Späße nicht nach seinem Geschmack.

Da ihn die Mitteilung jedoch unterhalten zu haben schien, rückte ich auf sein Begehren mit einer andern vor. Ich fuhr als sehr junge Frau einmal von Baden nach Wien und traf im Bahnwagen zu meiner größten Freude Grillparzer, und zwar im Gespräch mit einem damals allgemein bekannten Herrn M . . . ., einem sich wichtig machenden, eleganten, ältlichen Mann, von welchem Kaiser Franz das köstliche Wort gesagt: „Wan i nur am Sontag dös wär', was sich der M . . . . alle Tag einbildt!" M . . . . zeigte dem Dichter eine neue Erfindung, einen leichten, wasserdichten Rock, Codrington genannt, den man zum Schutz gegen schlechtes Wetter bei sich tragen konnte. Das war damals, wo nur Bediente und Schneider mit einem Rock über dem Arm auf der Straße gesehen wurden, etwas ganz unerhört Neues. Grillparzer lobte das zweckmäßige Kleidungsstück, nahm sich vor, sich sogleich ein solches anzuschaffen, und ließ sich die Adresse des Verkäufers angeben. Sogleich stand mein Entschluß fest, einen solchen „Überzieher" zu besorgen und ihn damit zu überraschen, ohne daß er je erführe, woher diese Aufmerksamkeit käme. Welches Glück, wenn ich ihm einmal begegnete mit diesem Rock auf dem Arm! Je näher ich aber dem Reithoferschen Magazin kam, desto mehr wurde mein Entschluß „von des Gedankens Bläße angekränkelt". War es passend, dem Dichter eine so erzprosaische Gabe, wie einen Regenrock, zu spenden? Durfte ich es überhaupt tun als junge Frau, ohne Frage und Einwilligung meines Mannes? Je mehr ich nachdachte, um so bedenklicher wurde ich und da ich den Laden betrat, kaufte ich — eine Kinderklapper!

— „Und das war recht gut“, lachte Grillparzer, „denn so sehr ich Ihnen Ihre wohlmeinende Absicht danke und so sehr sie mich jetzt hinterdrein erfreut, so froh bin ich, daß es nicht zur Ausführung kam. Es wäre mir eine wahre Qual und Verlegenheit gewesen, mich bei allen bedanken zu müssen, von denen ich eine solche Aufmerksamkeit vermuten konnte, was schon an sich nicht angenehm ist. Noch peinlicher aber wäre es für mich geworden, wenn ich schließlich nicht hätte herausbringen können, von wem ich diese Gabe erhalten. Es gibt viele Leute, von denen ich nichts annehmen mag, und der Gedanke, dies Geschenk könnte gerade von jemandem dieser Art kommen, würde mich abgehalten haben, davon Gebrauch zu machen.“

Ich wiederholte, es wäre daraus nur ersichtlich, welchen Wert jede solche Begegnung für treue Verehrer habe, und brachte meine Bitte wegen des Besuches von Frau Rosa Gerold vor.

— „O, du mein Gott, wenn's ihr ein Vergnügen macht, so möge sie doch ja kommen ..... Aber sehen Sie, da ist noch etwas, was mich menschenscheu erscheinen läßt. Ich erwähnte schon, daß es an und für sich nicht angenehm ist, in so abgelebter Gestalt, wie die meine, sich vor Menschen sehen zu lassen. Sie lächeln und meinen, das sei Eitelkeit, und meinethalben mögen Sie es so nennen — aber es ist doch gewiß, daß man in dem Zustand, in welchem ich bin, auf die Nachsicht derjenigen, die kommen, angewiesen ist. Wenn nun die Leute Einen aber als altersschwachen Mann treffen, sollten sie, indem sie dies konstatieren, doch auch die Rücksicht für das Alter in Betracht ziehen. Aber sie sind imstande herzukommen, mich sehr dekrepit zu finden, und doch jedes Wort, das ich spreche, drucken zu lassen, ohne zu bedenken, daß man im Gespräch,

besonders mit Fremden, wo man nicht in nähere Erörterungen eingehen will, manches kurz abweist, um mit ein paar Worten von einem delikaten Gegenstand abzukommen, die man oft selbst mit seiner Überzeugung nicht vertreten könnte. Sehen Sie nur, wie es mir wieder mit dieser Studentenadresse ging! Ich konnte sie füglich nicht abweisen und muß gestehen, daß ich ein bißchen verlegen war; denn die jungen Leute kommen daher, denken sich weiß Gott was und finden solch' einen armseligen, lebensüberdrüssigen Mann, wie ich bin, der ihnen das, was er ihnen sagen möchte, nicht einmal sagen kann. Die aber lassen das Gesagte drucken [Nr. 1178], entstellen es nach ihrer Weise, haben es vielleicht auch falsch verstanden — obschon ich nicht begreife, wie man glauben oder verstehen kann, daß ich allen Deutschen Gemüt absprechе und es nur uns Österreichern vindiziere. — Und nicht genug, die Zeitungsredaktion, welcher wiederum der Schluß dessen, was ich gesagt, nicht behagt, läßt es ganz weg. Diese Art und Weise, alles was man unüberdacht, leichthin vorbringt, als einen „Ausspruch" herumzutragen oder wohl gar als eine Meinung drucken und entstellt drucken zu lassen, hat wesentlich beigetragen, mich in der letzten Zeit so einsiedlerisch zu machen, obgleich, wie schon oft gesagt, meine unglückliche Taubheit mich ja dazu zwingt."

Was das letztere betrifft, erwiderte ich, so würde die Besuchmachende davon nicht so viel spüren, denn sie komme ja, um zu sehen und zu hören, nicht um selbst etwas zu erzählen oder vorzutragen.

— „Und weil es eine Bekannte von Ihnen ist," unterbrach er mich artig, „so wird es mich freuen, wenn sie meiner gedenken und mich besuchen will."

1185.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer

Wien, Frühling 1866.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Mehrere Wochen waren verflossen, als ich durch Fräulein Anna Fröhlich erfuhr, Grillparzer habe gefragt, weshalb der ihm schon lange angekündigte Besuch wegbleibe. Frau Gerold war aber abwesend gewesen und kam nun gleich nach ihrer Rückkehr in strömendem Regen, einen duftenden Dornbacher Blumenstrauß in der Hand, nach der Stadt, um mit mir zu dem Dichter zu eilen.

Er nahm uns, wie dies seine Gewohnheit, freundlich und gütig auf und da der Krieg vor den Türen alle Herzen erregt und das Ehepaar Gerold eben von einer Reise nach Deutschland, wo sie Verwandte und die Leipziger Messe besucht hatten, zurückgekehrt war, wandte sich das Gespräch natürlich sogleich diesen Dingen zu. Ich hatte auch kürzlich Briefe einer Freundin aus Sachsen erhalten und was sie über die furchtbare Aufregung, die Abneigung gegen diesen „Bruderkrieg" schrieb, stimmte vollkommen mit den Berichten der Reisenden. Alle Fabriken standen still und da man das Aufgebot der Vierzig- bis Fünfzigjährigen schon hatte ergehen lassen, waren alle arbeitsfähigen Männer unter den Waffen, alle Wege und Stege von Weibern und Kindern belagert, die den Krieg verwünschten und in verzweiflungsvollen Ausbrüchen ihrem Schmerz Luft machten. Man schrieb mir, daß den Männern auf den Bahnhöfen an entfernten Schenktischen Wein und Branntwein kredenzt wurde und daß manche in ihrer Trunkenheit die deutsche Republik hochleben ließen — die deutsche Republik, die sie jetzt eben zu machen in Begriff

ständen. Überall war nach den Äußerungen, die laut wurden die größte Abneigung gegen diesen Krieg anzutreffen und es gab nur zwei Stimmungen — die einen, welche mit Unwillen daran gingen, die andern, denen das Herz blutete.

Wie ganz verschieden war das bei uns! Unwillen und Schmerz erfüllten auch Österreich, aber in ganz verschiedener Weise. Es war der Unwille gegen die fremde Regierung, welche, in Schleswig-Holstein Hand in Hand mit uns gehend, plötzlich das Bajonett gegen uns gewendet hatte und uns zwang unsere polnischen, kroatischen, tschechischen, magyarischen, slowenischen, krainerischen, dalmatinischen, slowakischen Staatsgenossen auf unsere deutschen Brüder loszulassen. Daß wir siegen würden, daran war nicht zu zweifeln; aber welch ein Sieg gegen unsere Landsleute! Schon sahen wir sie im Geiste, die blonden handelsbeflissenen Kavalleristen gegen so ein altes, österreichisches Kürassierregiment anstürmen und zerstäuben; uns dauerte das arme, junge Blut, das noch dazu unwillig kämpfte, während unsere Armee, unser braves Volk, wie sehr man es gekränkt, wie sehr man die Deutschen zurückgesetzt gegen die weniger kultivierten Volksstämme, jetzt dennoch treu zu seinen Fahnen hielt und an Beschwerden, Unzufriedenheit in diesem Augenblick nicht dachte.

— „Solche Gedanken lernen sich aber bald," sagte Grillparzer, diese Darstellungen unterbrechend, „und unsere Landsleute sind leider immer bereit, das, was anderwärts infolge von mancherlei Ereignissen sich herausgebildet hat, schnell anzunehmen, gleichviel ob die Sache taugt oder nicht. Wie war das doch im Jahre achtundvierzig, wo sie vom parlamentarischen Leben überhaupt keine Vorstellung hatten und urplötzlich die Einsicht von der Vorzüglichkeit

des Einkammersystems über sie kam, so daß sie die berüchtigte Sturmpetition organisierten, während sie doch in der Tat nicht den geringsten Begriff von dem Wesen und dem Einfluß solcher politischer Einrichtungen und Formen hatten. Und deshalb, weil sie sich heute von Republik nichts träumen lassen und unser Volk im allgemeinen gar keine Vorstellung von Republik hat, ist damit gar nicht ausgemacht, daß nicht bei irgendeiner Gelegenheit eine solche Idee auftaucht und eine Weile hindurch die Gemüter beherrscht."

„In Preußen," sagte Rosa bescheiden, „ist es ihnen im allgemeinen wohl auch gar nicht um die Republik zu tun; sie halten ja so viel auf ihren König und auf Berlin und auf den Titel königlich, den sie überall hinsetzen, wo man in Österreich gar nicht daran denkt, daß es ihnen wohl auch mit der Republik nicht Ernst sein mag; sie denken nur, daß sie auf diese Art die deutsche Einheit zustande bringen."

— „Was die deutsche Einheit betrifft, so wäre diese gewiß ein hohes wünschenswertes Gut — ein Gut, ohne welches eine Nation unter den anderen Völkern als Staat gar nicht und unter keiner Bedingung zur Geltung kommen kann. Allein die Einheit beruht nicht auf Willen und Absicht, sondern auf der innern Beschaffenheit und den Eigenschaften eines Stammes. Nach alledem, was ich gesehen, erlebt, aus der Geschichte erkennen gelernt habe, fehlt den Deutschen die Gemeinschaftlichkeit des Volkes und Stammes; es fehlt an Staatsmännern, die auf durchgreifende Weise zu schaffen, zu organisieren verstehen und die Zerstückelung, die Deutschland im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, ist eben so sehr Folge dieses Kleinstaaten schaffenden und sich im einzelnen fortbildenden

Geistes als unsere überwiegende Bildung eine Folge und Wirkung der kleinen Staaten ist, welche gleichsam Herde der Kultur geworden sind. Damit sollten wir uns begnügen. Wir sollten zufrieden sein, daß wir in Wissenschaft, Literatur, Dichtung so groß und bedeutend sind, daß wir nie untergehen und in der Gliederung der Kultur nie übergangen werden können. Ein großes, politisch wichtiges Volk vorzustellen — das scheint uns nicht bestimmt."

Mir und meiner Gefährtin gefiel natürlich diese Diagnose und Prognose nicht sonderlich und ich sagte daher etwas kleinlaut: „Sie meinen also, wir seien die Griechen der modernen Welt, die unterjocht und unterdrückt ihren Siegern noch als die Lehrer der Kultur gälten. Wenn aber unter dem jetzigen Druck und Andrang fremder Nationalitäten, wo jedes Barbarenvolk obenauf kommen und obenan stehen will, das gebildete Volk, das sich auf seinen Geist statt auf seine Körperkraft, auf sein Haupt statt auf seine Faust verlassen will, nicht bald von den anderen unterdrückt werden und untergehen soll, würde es doch zusehen müssen, auf irgendeine Art stark und mächtig zu werden. Das ist ein Gedanke, der jedem gleich nahe liegt. Sie aber sind noch dazu ein deutscher Dichter. Es kann Ihnen nicht gleichgiltig sein, wenn Ihre Sprache bedroht oder gar dem Untergange geweiht ist."

— „Da ist keine Gefahr, wenn wir nur nicht in endlosen Kriegen unsere Kraft vergeuden und Kriege führen, bei denen wir immer nur zu verlieren, nie zu gewinnen haben. Die Ursachen unseres Zerfalls sind noch immer vorhanden; sie liegen in der eigenen Art und Weise, welche jeder als sein gutes Recht behaupten will und ich fürchte, wenn unsere deutschen Fürsten freiwillig zugunsten der Einigkeit abträten, sehr viele — alle die Besseren —

würden nach ihren Residenzen wieder zurückgeholt werden. Wäre nur erst, so weit die deutsche Sprache reicht, eine gemeinschaftliche Münze gangbar, wären Maße, Gewichte so geordnet, wie dies in Rücksicht auf Wagen und Wege bei den Eisenbahnen der Fall ist — wo man gar nicht weiß, durch wessen Land man fährt — so würde vorderhand das Mögliche erreicht werden."

„Das hat ja auch schon Goethe gesagt," fiel Frau Rosa ein. —

„Jawohl; ob ein Krieg von Allen gegen Alle, wo sich Deutschland nicht in zwei, sondern möglicherweise in viele Parteien spaltet, so viele Privatinteressen verletzt, so viele Parteileidenschaften erregt werden, zur Einheit führen würde, läßt sich schwer vorhersehen; er könnte, wenn unsere Nachbarn klug sind, eine noch größere Spaltung nach sich ziehen. Wie wir aber auch dann verteilt würden, die deutsche Provinz würde immer wieder die gebildetsten Einwohner haben und eine Majorität behaupten, wie dies in Österreich ja auch der Fall ist, wo wir doch in so großer Minorität der Anzahl leben. Daß eben darin die Stärke der Deutschen liegt, daß wir darin groß sind, sollte den Deutschen genügen. Aber es ist eben ihr Fehler, immer etwas anzustreben, was ihnen fern liegt, weshalb Napoleon sie nicht ganz mit Unrecht Ideologen nannte."

Das, was dagegen einzuwenden war, lag so nahe und war doch so schwer verständlich zu machen, daß wir beide nicht versuchten zu widersprechen. „Sie meinen," sagte ich, „es sei wahr, was der große Bacherl von den Deutschen sagt: ‚Was sie wollen, das haben sie nicht und was sie haben, das wollen sie nicht.'"

— „Ja, ja," lachte Grillparzer, „ich wollte eben dasselbe Zitat anbringen, aber mir altem Schwachkopf war

wieder der Name entfallen. Und dann, offen gestanden, mag ich an den Menschen nicht denken, der einerseits ein Dichter sein wollte und andererseits einen Erwerb daraus machte, sich auslachen zu lassen. Es hat mich immer empört."

„Man hat ihn doch längere Zeit für ein Talent gehalten," meinte Rosa.

— „Gewiß, solange die Leute meinten, er sei ein unterdrücktes Genie und habe einen Anteil an dem Halmschen Stück (was ich nie glaubte), bis sich, — da die Übereinstimmung doch allzu grell erschien — erwies, daß nicht Halm, sondern Bacherl von der Erfindung des andern profitiert hatte und daß der bayrische Schulmeister nach erfolgter Aufführung und Veröffentlichung des „Fechter von Ravenna" sein Stück nachgebessert habe. Die Übereinstimmung der szenischen Anordnung ist allerdings so groß, daß an einer Benutzung der fertigen Arbeit von der einen oder der andern Seite gar nicht gezweifelt werden konnte."

Ich setzte hinzu, daß die merkwürdigsten Dinge vorkämen, wenn Dichter zu gleichen Zwecken aus den gleichen Quellen schöpften und Halm und Bacherl hätten ja die gleiche Göttlingsche Abhandlung benutzt, welche zwei an einem Triumphbogen aufgefundene Statuen als Thusnelda und ihren Sohn bezeichne.

Da Grillparzer sich nicht mehr deutlich dieser Dinge erinnerte und mich aufforderte zu erzählen, sagte ich, was ich davon wußte; wie unglaublich Dichter, die denselben Stoff in derselben Form bearbeiteten, sich begegnen könnten, wäre bei einem auf der Utrechter Bibliothek gemachten Funde wieder aufs Neue zutage getreten. Es kam da ein lateinisches Manuskript des Dichters Vernuläus ans Licht, in welchem sich zwei im siebzehnten Jahrhundert,

ungefähr zehn Jahre nach dem westfälischen Frieden geschriebene Tragödien fänden, von denen die eine Wallensteins Tod, die andere Jeanne d'Arc behandelte. Gewisse Szenen, z. B. die zwischen Seni und Wallenstein, sowie auch beim Tode des letztern, und dann wieder der Monolog der Jungfrau von Orleans, wo sie als Hirtin Abschied von ihren Bergen, Wiesen und Schafen nimmt, seien in manchen Worten, Wendungen und Gedanken den Schillerschen so ähnlich, daß man, wenn das Manuskript irgendwo in Deutschland aufgefunden worden wäre, gewiß auch daran gedacht hätte, Schiller der Benutzung einer fremden Arbeit zu zeihen.

Ich hatte meine Weisheit aus einer vor Jahren in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Anzeige, welche Grillparzer zufällig entgangen war. Er interessierte sich jedoch für die Sache, erkundigte sich nach diesem Aufsatze und sagte schließlich:

— „Wenn zwei Dichter den gleichen historischen Stoff in der gleichen Form behandeln, werden sie gewiß dieselben dramatischen Momente auffinden und benutzen, ja ihren Personen wohl gar oft ähnliche Worte in den Mund legen. Je mehr beide den Nagel der richtigen Charakteristik auf den Kopf treffen, um so mehr werden ihre Gestalten sich ähnlich sein; ganz abgesehen davon, daß bei Vorführung historischer Personen gewisse anekdotische Züge und Äußerungen derselben nicht fehlen dürfen. Überhaupt aber kann bei solchen Stoffen von Priorität nicht die Rede sein, denn diese nimmt ja die Geschichte selbst in Anspruch und manche Situationen gehen sachgemäß eine aus der andern hervor. So hat man gemeint, ich hätte mich bei der Sappho an Corinna, die Heldin des Romans der Madame Staël gehalten, obschon keine Spur der Ähn-

lichkeit vorhanden ist. Aber Sappho springt ins Meer, weil Phaon ihr die Gegenliebe weigert; das konnte keinen triftigern Grund haben, als weil er eine andere liebte und damit ist alles gegeben. Auch kann man jede Liebesgeschichte auf eine andere zurückführen, namentlich jede antike. Da gibt es nur geringe Abwechselungen — ein Liebespaar, wo entweder zwei Helden ein Weib lieben, oder zwei Weiber, die einen Helden lieben wie in der Sappho. Das Liebespaar bleibt am Leben und wird glücklich, oder es stirbt, oder eines der beiden Liebenden stirbt und das andere bleibt am Leben."

Frau Gerold benutzte die Gelegenheit, einige freundliche Worte über Sappho anzuschließen und veranlaßte so ein Zwiegespräch mit Grillparzer, das damit endigte, daß er sie versicherte, es habe ihn gefreut, sie kennen zu lernen; sie aber habe gerade die rechte Zeit dazu gewählt, da er wohl kaum dies Jahr überleben werde.

Wir ließen das nicht gelten, fürchteten aber im stillen beide, er könne recht haben. Meine Begleiterin war sehr entzückt von dem alten Herrn und wir sprachen unterwegs noch viel darüber, wie eigentümlich es sei, daß Menschen von dieser Art und von solcher Bedeutung in späteren Jahren durch ihre ausnahmsweise Stellung dahin kämen von ihren Zeitgenossen als hochmütige Patrone oder menschenscheue Philosophen angesehen zu werden, weil es ihnen einerseits unmöglich sei, die Ehrerbietung und Teilnahme, die sie erweckten, in gleichem Maße zu erwidern, während sie andererseits als einfache Sterbliche sich den ihnen dargebrachten Ovationen und dem Herandrängen an sie zu entziehen suchen müßten, um überhaupt existieren zu können.

1186.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, Herbst 1866.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Der kurze aber furchtbare Krieg, der Österreich aus Deutschland hinauswies, war an uns vorüber gerauscht. In sieben Wochen hatten wir durchgemacht, was unsere Voreltern in den sieben Jahren des preußisch-österreichischen Krieges erfuhren und noch mehr! denn Wien, die Kaiserstadt, war vom Feinde bedroht gewesen, Ungarn ihm offen gestanden und das alte Österreich hatte sich abermals vor dem neuen Preußen beugen müssen.

Wie mochte dem Greise zu Mute sein, welcher nicht nur sein patriotisches, sondern noch mehr sein Rechtsgefühl aufs tiefste beleidigt sah, und der vom Beginn des Krieges, vom gemeinschaftlichen Kampf in Schleswig-Holstein bis zu dem Augenblicke, da die Bundesgenossen sich gegen den bisherigen Kriegskameraden wandten, von der ersten Schlacht bis zum Aufgeben Venedigs und dem Hinausschleudern Österreichs aus Deutschland nichts fand, was er mit seinen Ansichten von Recht und Pflicht, von Gesetz und Moral in Einklang bringen konnte.

Wie mochte ihm zu Mute sein? Fast scheute ich mich durch meinen Besuch schmerzliche Ereignisse und Begebenheiten in seine Erinnerung zurückzurufen.

Als ich mir ein Herz faßte und seine Stube betrat, fand ich ihn an der gewohnten Stelle mit seinen Büchern beschäftigt, die er nun noch weniger als früher entbehren zu können, ja, in die er sich ganz versenken zu müssen meinte, um die unleidliche Wirklichkeit vergessen, um sie ertragen zu können, und die politischen Ereignisse, die ja

vorherzusehen waren, nun sie eingetreten, als vollendete Tatsachen hinter sich liegen zu lassen. Daß es so kam, war in der Natur der Dinge, nur daß er es erlebt, das sei für ihn traurig.

— „Es ist ein altes Gesetz," sagte er, „daß Staaten, die in der Kultur zurückbleiben, ihren überlegenen Nachbarn weichen müssen. Die Römer haben nicht bloß durch ihre Tapferkeit — denn die wilden Völker, die sie angriffen, gingen ihnen ja an Mut und Todesverachtung voran — sondern durch die Gewalt höherer Kultur alle anderen Nationen besiegt und sich alle Länder unterworfen."

Ich erlaubte mir zu bemerken, daß dies nur solange der Fall gewesen sei, als diese Kultur nicht zur Weichlichkeit und Üppigkeit und schließlich dahin geführt, daß man die Kriegsdienste den Soldaten überlassen habe. Rom sei nur solange groß gewesen, als seine Bürger für ihr Vaterland einstanden, und diesen Gedanken nähme ja der moderne Kulturstaat durch die allgemeine Wehrpflicht wieder auf. Wir Österreicher hätten beide zu Feinden, die eigene Üppigkeit und die strenge Schulung unserer Gegner, und während die allgemeine Kultur zurückblieb und ein Teil des Volks der brutalen Tapferkeit allein alles anvertraue, kranke ein anderer Teil unserer Mitbürger an jener Überreizung, welche häufig dem Verfall der Staaten vorangeht, wo die Kunst dem Spotte dient, der Dichter zum Satyriker wird und eine höhnende Selbstironie jeden tatkräftigen Gedanken in ätzende Kritik auflöst.

— „So ist es leider," erwiderte Grillparzer, „und während der äußere Feind es auf die fast noch wilden und barbarischen Stämme abgesehen hat, mit deren geringerer Intelligenz er als Bundesstaat nicht Hand in

Hand gehen will, erhebt sich bei uns der innere Feind in Gestalt nationaler Bestrebungen gegen die Überlegenheit des deutschen Stammes, und es ist nicht abzusehen, wo der Kampf endigen soll. Ich aber bin froh, daß ich das Ende nicht werde sehen müssen; denn wem müßte nicht das Herz brechen, der ein österreichischer Patriot ist — nein war, muß ich sagen — denn Patrioten gibt es nicht ohne Vaterland, und wir haben ja keines mehr!"

So weit hatte sich der gekränkte Vaterlandsfreund in der Heftigkeit seiner verletzten Gefühle verirrt, daß er die Existenz dieses Österreichs, an welchem doch sein ganzes Herz hing, fast in Abrede stellte, ja, an dessen Zukunft verzweifelte. Seine Verstimmung war so groß, daß sie keine Einrede zuließ. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, sie zu beschwichtigen und unbedachtsam zitierte ich:

„Der Österreicher hat ein Vaterland und liebt's
Und hat auch Ursach' es zu lieben."

Aber indem diese Worte über meine Lippen glitten, fühlte ich, daß sie unschicklich waren, daß sie wie eine Zurechtweisung klangen, und ich war in Verlegenheit, wie ich von dem peinlichen Gegenstande abkommen sollte — als plötzlich und in dem Augenblick, da Grillparzer mit erhobener Stimme seine Antwort mit

— „Der Österreicher . . . . ."

beginnen wollte, die Tür aufging und Fräulein Anna (Netti) Fröhlich mit freundlicher Miene, im schneeweißen, unter dem Kinn gebundenen Häubchen, ein umgewendetes Bild in der Hand, als wollte sie durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit und herzliche Weise das lebendige Österreich symbolisch darstellen, ins Zimmer trat. Indem sie mich aufs freundschaftlichste begrüßte, übergab sie mir, was sie in der Hand hielt, das Bildnis des Dichters in seinem

Namen, und erzählte in scherzend lebhafter Weise, wie er mir dasselbe zugedacht, es aber unpassend und kindisch gefunden habe, es mir selbst zu geben. Es war eine Photographie in zierlichem goldenen Rahmen, die zu besitzen mir unter allen Umständen erwünscht gewesen wäre. Daß der Greis aber daran gedacht hatte, mir dies Andenken zu verehren, daß er zu schüchtern es selbst zu übergeben, die Sache in solcher Weise in Szene gesetzt und nun schon eine geraume Zeit meinen Besuch erwartet hatte, um mir diese Überraschung zu bereiten, das alles drängte sich mir auf und es kam wie Rührung über mich, was nun wieder ihn erfreute und überraschte, so daß, als ich ihm dankend und mit feuchten Augen die Hand drückte, er sich bewegt abwendete.

„Sehen Sie," rief Fräulein Netti vergnügt, „jetzt freut es ihn selbst, und was hab' ich für Streit darüber gehabt; denn er wollte Ihnen gern eine Freude mit etwas machen und hat nicht gewußt womit, und nicht geglaubt' daß sein Porträt Ihnen eine solche bereiten würde. Vergeblich stellte ich ihm vor, daß sein Bild doch einen besondern Wert habe, und daß bei ihm nicht gelte, was von anderen gilt. Es kann nicht jeder sein Bild schenken und gewiß sein, daß er dem Empfänger damit eine Freude macht. Aber ich habe gesagt, es würde Ihnen gewiß lieb sein, und um so mehr, als diese Photographie für das Album der Erzherzogin Sophie gemacht und nicht im Handel ist."

— „Es muß einen ja freuen," sagte Grillparzer, und man müßte aufhören, ein Mensch zu sein — was man freilich nur zum geringsten Teil mehr ist — wenn man gleichgiltig bliebe bei der Freundlichkeit, mit welcher solch armseliges Bild aufgenommen wird."

Fräulein Netti erging sich hierauf scherzweise in dem Widerspruch, welcher oft nicht nur zwischen Wort und Tat, sondern auch zwischen Wort und Gedanken derjenigen herrsche, die sich uns darin so überlegen fühlten und ihre kleinen Spöttereien über misanthrope Stimmungen und hypochondrische Launen, die sie in schalkhaft neckender Weise als etwas allgemeines vorbrachte, und die doch den Dichter ganz direkt trafen, von diesem aber in gleicher Weise humoristisch und scherzend aufgenommen und erwidert wurden, gaben ein erfreuendes Bild der gesunden Lebensluft, welche hier wehte, der Wahrheit und Offenheit, die bei aller Schonung im Kreise dieser bevorzugten Menschen herrschten. Es war ein wahres Vergnügen, dem muntern kleinen Scharmützel, wo der schlagfertige Mutterwitz dem treffenden Worte die Wage hielt, beizuwohnen.

Als Fräulein Netti wie eine kleine gute Fee verschwunden war, konnte ich, des drückenden Weihrauchduftes gedenkend, welcher so oft die Häuslichkeit großer Dichter unleidlich macht, nicht umhin, dem wohltuenden Eindruck freier und natürlicher Begegnung, den ich soeben empfangen, Grillparzer gegenüber Worte zu geben.

Er lächelte und sprach von dem rein erhaltenen Idealismus dieser Damen, wie alle drei Schwestern durchaus Künstlernaturen wären, an denen die Wirklichkeit und damit auch die Gemeinheit spurlos vorübergegangen sei. Alle hätten sie bei regem Interesse für Kunst und Poesie und seltener Bildung auf diesen Gebieten sich eine kindliche Reinheit des Charakters bewahrt, die denen, die sie nicht näher kennen, unglaublich erscheinen müsse, während denjenigen, die mit ihnen verkehrten, die schwere Aufgabe zufiele, sich, um sie zu verstehen, in eine andere Welt zu versetzen. Alles, was Grillparzer zu Ehren der drei

Schwestern vorbrachte, war einfach und ohne Absicht sie zu loben, gesagt, gelegentlich eher da und dort von einem kleinen kritischen Anflug begleitet und daher ein schwerer wiegender Beweis der Verehrung und Freundschaft, die er ihnen widmete, des unbedingt hohen Wertes, welchen er ihren Vorzügen beilegte, als irgend schwärmerische Lobeserhebungen, welche, nebenbei gesagt, nicht in des Dichters Natur lagen.

So oft das Gespräch sich später auch noch den drei Damen zuwendete, sprach sich immer dieselbe aufrichtige Anerkennung, dieselbe treue Anhänglichkeit und Verehrung, dieselbe ungeheuchelte Wahrheitsliebe aus, welche letztere ein bezeichnendes Merkmal alles dessen war, was Grillparzer umgab. Alles Gekünstelte, Gesuchte war ihm verhaßt, Affektation geradezu unleidlich — das Natürliche, Wahre sein eigentliches Lebenselement, und darin waren diese Schwestern ihm ebenbürtig.

Die Porträtphotographie, versehen mit des Dichters Unterschrift, die ich erbeten hatte, kam mir in der Zeit zu, da die Gedanken sich schon mit Weihnachtsvorbereitungen beschäftigen und der Wunsch in weiteren und engeren Kreisen Freude zu bereiten, das herrschende Gestirn jedes deutschen Hauses ist. Das liebe Andenken, das ich erhalten, die freundliche Überraschung, die mir bereitet worden war, gaben mir gleichsam ein Recht, ein Gleiches zu versuchen, und so sann ich hin und her, was sich dazu eignete, als mir das stumme Klavier einfiel, von welchem Grillparzer einst gesprochen und das er sich hatte anschaffen wollen, um sich eine musikalische Illusion zu gewähren. Allein, ein langes schmales Tastenkästchen, wie ich es mir gedacht, wollte mir niemand anfertigen, und eh' ich dem Mann, der jede Blume, jede Vase, jedes neue

Bildchen aus seiner Nähe wies, dem jede kleine Veränderung in seinen Stuben schon störte, mit einem großen Möbel belästigte, wie solch ein stummes Piano gewesen wäre, hielt ich es für nötig, die Damen Fröhlich um ihre Ansicht zu befragen. Anfänglich waren sie sehr befremdet über die sonderbare Idee; als ich ihnen aber die Sache auseinandersetzte und sagte, wie ich darauf gekommen, und daß das Ganze auf einer Idee des alten Herrn beruhe, lachten sie und ergötzten sich höchlich darüber.

„Das ist wieder einmal ganz der Grillparzer!" riefen sie: „er spricht oft von Dingen, die er sich vorstellt, in der Wirklichkeit aber nicht haben möchte, mit einer Begehrlichkeit, die einem, wenn man ihn nicht kennt, irre führen muß." — „Solch ein Tastenkasten," sagte Fräulein Kathi, „käme ihm gewiß erschrecklich ungelegen und ich glaube, daß er nicht ein einziges Mal dessen Klaviatur berühren würde."

Ich war froh, zuerst angefragt zu haben, und lernte später einsehen, daß dieser Mann, dem Wahrheitsliebe über alles ging, in Momenten lebhaften Gespräches sich von seiner Phantasie hinreißen ließ, Sehnsucht nach Dingen zu äußern, die er nie hätte besitzen mögen, während er oft, eines poetischen Gegensatzes wegen, das, was sein war und zu seiner Umgebung gehörte, ungerecht tadelte, was er hoch hielt herabsetzte, was ihm lieb war verkleinerte. So ging es z. B. mit seiner Wohnung; während er über seinen „vierten Stock" und „sein trauriges Zimmer" oft klagte, war ihm dasselbe doch so lieb, daß er nach jeder Abwesenheit gern dahin zurückkehrte und es so angenehm und bequem fand, daß eine fürstliche Wohnung ihm dasselbe nicht ersetzt haben würde. Wirkliche Wünsche und Bedürf

nisse von Eingebungen vorübergehender Launen zu unterscheiden vermochten daher nur die Damen Fröhlich, und sie erfüllten die Aufgabe, seinen leisesten Wünschen zuvorzukommen, in unnachahmlicher Weise. Wer Grillparzer nach seinen momentanen Äußerungen etwas hätte zu Gefallen tun wollen, wäre daher den größten Mißgriffen verfallen.

1187.

Die Presse, Wien, 18. November 1866.

Interessant ist ein Wort, das Grillparzer über „Wildfeuer" vor dessen Aufführung [im Burgtheater 18. Oktober] gesprochen haben soll. Er sagte: „Ich wünsche dem Dichter ein Publikum, das auf sein poetisches Gebilde einzugehen versteht, und dem Publikum viele Dichter, die solche Dramen zu schreiben imstande sind."

1188.

Neue Freie Presse, Wien, 24. Dezember 1866.

Eine andere Größe Wiens, wir haben wohl keine, von der sie überragt wird, lebt glücklicherweise in physischer und geistiger Gesundheit ....., Franz Grillparzer wurde kürzlich von jemandem um Protektion ersucht. Er sollte sich bei einem hohen Beamten für einen Bittsteller verwenden. „Lieber Freund," sagte er, „ich kenne wohl den Herrn, aber ich kann Ihnen wenig nützen. Sie müssen sich schon an einen Ungarn wenden. Man echauffiert sich heute für alles, was man nicht leiden kann." Ein unverbesserlicher Zentralist, unser Grillparzer.

1189.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, Ende Dezember 1866.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Was der Dichter darin [in dem Brief vom 25. Dezember 1866] über Astronomie sagte, war mir nicht neu, denn er hatte vor mehr als einem Vierteljahrhundert die Sternwarte besucht und die Unermeßlichkeit der Räume sowie der Gedanke, daß die Sonne ein lichtloser Körper sei, hatte ihn so angefröstelt, solch ein alle Poesie störendes, unheimliches Gefühl in ihm hervorgerufen, daß er Littrows freundliche Einladung wiederzukehren, den Grund seines Mißbehagens angebend, dankend ablehnte und niemals mehr kam.

Nach einigen Tagen ging ich zu Grillparzer, um ihn zu Neujahr zu begrüßen. Ich sagte, ich käme so spät, um der Jugend die Vorhand zu lassen, er kenne ja den Jägerglauben, der sich auf ältere Frauen beziehe usw. Er erwiderte scherzend, daß er kein Jäger sei, in dieser Hinsicht keinen Glauben habe, und dankte für meine kleine Aufmerksamkeit.

— „Das Frankfurter Backwerk," sagte er scherzend, „wo ich mich zum erstenmal in meinem Leben mit Goethe an demselben Gegenstande messen konnte — freilich nur im Beißen — hat mir auf's Neue gezeigt, wie dieser doch ein ganz anderer Kerl bis in sein hohes Alter war als ich. Jedenfalls hatte er bessere Zähne."

„Diese besseren Zähne erklären aber Vieles," bemerkte ich.

— „Das mag sein, aber jedenfalls hängt damit der ganze Mensch zusammen und wenn er auch in später

Zeit nicht mehr der Dichter war, als den wir ihn verehren, so ist er doch bis in seine späteste Zeit eine imponierende Erscheinung geblieben, deren Eindruck man sich nicht erwehren konnte, so daß ich ganz weg war und mich recht kindisch bei ihm benahm, da ich ihn sah und besuchte."

Ich äußerte meine Befriedigung darüber, daß auch Grillparzer derartige Empfindungen kennen gelernt, und das Gespräch bewegte sich um die Nebenumstände dieser Begegnung, welche in letzter Zeit in den Zeitungen wiederholt mitgeteilt worden war. Ich frug, ob es wahr sei, was Feuchtersleben mir einmal erzählte, daß er (Grillparzer) kurz nach seiner Rückkehr von Weimar geäußert habe: Goethe hat mich aufgenommen wie ein Vater, der zugleich ein alter König gewesen wäre.

Grillparzer bejahte dies und gedachte eines Aufsatzes von Emil Kuh, welchem er den ganzen Vorgang erzählt und der ihn natürlich auch gleich habe drucken lassen [Nr. 1148. II.]. Ich erwähnte des köstlichen Mißverständnisses in dieser Schilderung, in welcher berichtet wird, wie Goethe jeden Fremden, der ihn interessiert, *habe zeichnen lassen* und und wie diese Zeichnung solange unter Glas und Rahmen aufgehängt blieb, bis eine neue Erscheinung sie verdrängte.

— „Das ist wahr und richtig," versetzte Grillparzer.

„Ja," sagte ich, „nur daß Kuh die Sache falsch verstanden und das *Zeichnenlassen* nicht *passiv* sondern *aktiv* nahm. Er hat geglaubt, Goethe habe seine Gäste genötigt selbst zu zeichnen, ja er legt Ihnen Worte in den Mund, welche über dies Mißverständnis keinen Zweifel lassen, wie z. B. während 'ich *zeichnete*, saß jemand in meiner Nähe und noch anderes. Ich konnte es anfänglich

gar nicht glauben und las den Aufsatz in dem Jahresbericht der Handelsakademie nach, wo er ursprünglich erschienen war."

— Grillparzer lachte sehr. „Welch ein Einfall, Goethe zum Schulmeister und Pedanten zu machen, der seine Gäste eine Zeichenprobe ablegen läßt, eh' er ihnen etwas zu essen gibt. Und ich wäre gerade der Rechte gewesen für eine solche Kunstleistung; ich habe auch nicht die geringste Anlage dazu! Es ist ganz unglaublich, wie so etwas jemandem einfallen kann. Übrigens sind mir solche nachweisbare Ungereimtheiten ganz lieb; das ist einmal ein rechtes Beispiel, wie man mißverstanden wird. — Freilich ein Beispiel, wie sie alle sind, nur für die vorhanden, die deren nicht bedürfen; denn ich bin überzeugt, daß dies außer Ihnen niemandem auffallend war, obschon das ein Unsinn ist, von dem man denken sollte, er müßte gleich dem Ersten, der den Aufsatz in einer Zeitung nachdruckt, oder dem ersten Rezensenten, der ihn liest, und jemals von Goethe hat sprechen hören oder der doch weiß, daß man wohl jeden Menschen zum Essen, aber nicht zum Zeichnen einladen kann, in die Augen gesprungen sein. Wenn ich nicht solch ein alter Schwachkopf wäre, so könnte ich mich dieser Stelle als eines Exempels bedienen, um zu beweisen, wie sehr man mißverstanden wird und wie auch gescheite Leute in ihrer Schreibelust nicht merken, daß sie Unmögliches berichten und an dem Möglichen und Vernünftigen vorbei schießen."

„Oder Zufälliges als charakteristisch ansehen," setzte ich ergänzend fort. „So ist mir z. B. die Geschichte von den faulen Äpfeln Schillers immer zweifelhaft gewesen. Mich dünkt, Frau Lotte hat in Abwesenheit des Gemahls beim Aufräumen die Äpfel, die vors Fenster kommen

sollten, in seine Schublade gelegt und sie vergessen. Als nun Goethe sich an den Schreibtisch setzte, sie wegen des Fäulnisgeruches interpellierte, hat sie in der Verlegenheit und nicht ahnend, daß sie unsterbliche Worte spreche, die in die ferne Nachwelt gehen sollten, eine ungeschickte Ausrede vorgebracht."

— „Meinen Sie?" sagte Grillparzer frappiert. „Möglich wär' es wohl, aber ich möchte dieser Frau keine Unwahrheit beimessen — schon gar nicht eine solche, die, bei aller Ungeschicklichkeit, doch auf eine gewisse Fertigkeit, auf ein Beiderhandhaben von Lüge hinweisen würde. Dafür sind keine Anhaltspunkte vorhanden; eher möchte ich an irgendein Mißverständnis glauben, aber auch da scheint es mir viel wahrscheinlicher, daß der kränklich und abstrus organisierte Schiller den Geruch fauler Äpfel geliebt, als daß der weltmännische Goethe seine Gäste mit einer Zeichenaufgabe belästigt habe."

„Denkbar oder nicht denkbar, möglich oder unmöglich," sagte ich, „mir ist diese flagrante Unrichtigkeit in der Erzählung Ihrer Begegnung mit Goethe sehr erwünscht, denn sie schwächt die ganze Schilderung dieses Vorganges ab; eine Schilderung, die mir immer unangenehm war, weil sie durch die, wie ich glaube, allzu weitgehende Darstellung Ihrer weichen und elegischen Stimmung Goethe gegenüber, Ihnen ein wenig zu nahe tritt."

— „Ich habe von dem allen nichts bemerkt, oder vielleicht habe ich es gar nicht gelesen. Wenn Kuh aber von meiner Rührung etwas sagte — das ist wahr und ich schäme mich dessen nicht. Ich war so enthusiastisch gestimmt, daß, als wir zu Tisch gingen und Goethe mir wohlwollend und mit einem wirklich herzerfreuenden Ausdruck seines Gesichtes die Hand reichte und ich gedachte,

welch ein Mann das sei, mir vor Rührung die Tränen in die Augen traten. Das konnte er nicht leiden und er hatte recht."

„Er hatte recht," erwiderte ich, „aber Sie hatten Jugend. Heute würden Sie bei einer solchen Begegnung ebensowenig eine Träne vergießen, als Goethe damals."

— „Freilich heute würde ich nur weinen, wenn man mir meine Pension nicht bezahlte; damals aber war ich so erregt, daß meine Rührung erklärlich scheint. — Falsch aber, ganz falsch ist es, daß ich Goethes Macht fürchtete; ich fand es nur unschicklich, solch einem Manne zu widersprechen, meine Meinung der seinen entgegenzusetzen. Er sprach nur von der Ruhe und Ausgleichung, welche die Poesie bringen müsse; er wollte nur „Tasso"- und „Natürliche Tochter"-Dramen. Er als Greis mochte recht haben, aber ich als junger Mann mit fünfundzwanzig Jahren hatte auch recht und Schiller, welcher in dieser Beziehung im Gegensatz zu ihm stand, hatte auch recht. Die Dichtung ist nicht ausschließend für die Jugend, sie ist aber ebenso wenig nur für das Alter. Er wollte, daß ich schreiben sollte. „Wenn Sie uns schreiben, wird es uns freuen." Was sollte ich schreiben? Es war nicht meine Art, über meine Arbeiten gleichsam Abhandlungen zu liefern und hätte ichs getan, so hätte ich vielleicht eine Antwort und Ratschläge bekommen, auf die ich nicht eingehen konnte. Ich war mir dieser Dinge übrigens nicht klar bewußt, aber ich schrieb nicht, sondern ich wollte ihm mein nächstes Werk widmen. Das war „Ein treuer Diener" und paßte nicht; darüber verging die Zeit und es fügte sich nicht mehr. Meine „Ahnfrau" war ihm ein Greuel. Mir tut es doch nicht leid, daß ich sie schrieb — wohl aber, daß ich sie verdarb durch eine Umarbeitung, zu welcher ich

mich durch Schreyvogel bestimmen ließ und durch welche die Konsequenz des Stückes brach und es verdorben wurde. Ich habe es Laube ausführlich erzählt — und er hat es auch gleich drucken lassen — der Teufelskerl. — So sind sie Alle — gleich drucken — nur gleich drucken!"

„Was Laube über Sie und von Ihnen drucken läßt, über das werden sie wohl nie zu klagen haben —," bemerkte ich.

— „Ja, das ist wahr — er ist gegen mich außerordentlich gut — er handelt als wahrer Freund an mir und ich verdanke ihm viel — sehr viel — ohne ihn war ich vergessen —"

„Vergessen?" rief ich dazwischen.

— „Wenigstens solange ich lebte. — Später vielleicht — aber wer kann das wissen? — Zufälligkeiten, Privatansichten, Antipathien eines einzelnen geben da oft den Ausschlag. Auch im persönlichen Verkehr ist er immer freundschaftlich gegen mich gewesen und mir mit einer Aufrichtigkeit entgegengekommen, an die man mich nicht verwöhnt hat."

„Weil Sie auch gar nicht zu verwöhnen sind," erwiderte ich.

— „Das mag wahr sein."

„Wie steht es aber mit einer anderen Wahrheit," frug ich, indem ich mich zum Aufbruch wandte, „mit der Wahrheit Ihres Geburtsjahres. Die Einen behaupten dasselbe sei **1790**, während ich doch gewiß zu sein glaube, daß es **1791** und daß Sie am letzten Geburtstage erst das fünfundsiebzigste, nicht das sechsundsiebzigste Jahr erreicht haben."

— „Wie," sagte Grillparzer mit scherzhafter Entrüstung, „die Leute halten mich für so alt? — sagen

Sie's ihnen nur, sagen Sie's, daß ich viel jünger, daß ich erst fünfundsiebzig Jahre alt bin! — sechsundsiebzig Jahre! gar keine Rede!"

1190.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Winter 1866/67.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Ich fand Grillparzer Lope de Vega lesend und ganz begeistert von dem Gedankenreichtum dieses Dichters, welcher, wie er mir erzählte, siebenhundert Stücke geschrieben, kaum eines vorher ganz durchgedacht hatte, bei den meisten selbst nicht wußte, wie er es wenden und enden würde, und doch in den ungeordnetsten und vergriffensten Momenten eine Wahrheit der Auffassung und einen Reichtum der Darstellung an den Tag lege, hinter welcher jeder andere Dichter zurückstünde.

„Auch Shakespeare?" erlaubte ich mir zu fragen.

— „An Reichtum und Fülle der Gedanken und wahrhaft großen, dramatischen Momenten übertrifft er auch Shakespeare, mit welchem er sich übrigens nicht vergleichen läßt, obschon mir aus beider Werken die Gleichzeitigkeit fühlbar ist, ja ich denke, sie mögen wohl voneinander gewußt haben. Die spanische Sprache war damals eine Weltsprache."

„Und eine Verbindung beider Länder durch ihre Monarchen angebahnt," nahm ich sein Wort auf, „was in einer Zeit, da man am Hofe sich mit Literatur beschäftigte, von größerer Bedeutung war, als in der Gegenwart, wo literarische Erscheinungen nicht zu den Tagesgesprächen höfischer Kreise gehören."

— „Man darf aber auch nicht übersehen, daß das Übermaß der Produktion wesentlich beiträgt, abzustumpfen. Man muß sich wehren gegen die Masse und so geschieht es, daß das Gute oft nicht beachtet wird, weil man das Beste verlangt. Ein Dichter wie Lope de Vega, welcher bei seinen massenhaften Produktionen natürlicherweise manches Schwache, Nichtmotivierte zutage brachte, würde bei der heutigen Art und Weise nicht mehr zur Geltung gelangen."

Ich sagte, daß ich im Stillen die Überzeugung hege, daß weder Schiller noch Goethe — und Shakespeare noch weniger — wenn sie heute unter uns auftauchten, anerkannt würden.

— „Nachdem sie nämlich schon da waren — aber im Grunde haben Sie recht."

„Wenn in dieser blasierten Zeit einer dieser größten Dichter unter uns aufs Neue hervorträte," sagte ich eifrig, „er würde nimmermehr Anerkennung finden. Keinem jugendlichen Poeten würden seine ‚Räuber' mehr verziehen, ja solch ein Jugendwerk diente dem tadelsüchtigen Publikum immer wieder als willkommener Vorwand, alles Weitere unbeachtet zu lassen."

— „Da bin ich ja selbst das beste Beispiel dafür," erwiderte Grillparzer lebhaft, „denn es ist mir ja mit der ‚Ahnfrau' so gegangen; es war die erste Jugendarbeit, die dem Publikum zwar gefiel, doch aber die Mängel eines solchen ersten Anlaufes ebenso an sich trägt, wie das Gepräge einer Epoche, in welcher die sogenannte Schicksalstragödie noch an der Tagesordnung war. Wenn auch dieser Hintergrund nicht ganz von mir ausging, so lag doch jene Richtung im Gange der Zeit. Ein ungeheurer Umschwung aller Verhältnisse durch die französische Revo-

lution und was darauf folgte, hatte das Unmögliche möglich gemacht. Eine Art Glaube an Fatalismus, an Vorherbestimmung, welcher ja auch den ersten Napoleon beseelte, waltete in Leben und Dichtung, sich an die Poesie, an den Glauben der Alten, an das Fatum anlehnend. Hat doch auch Schiller, wohl früher, aber doch unter dem gleichen Eindruck, seine ‚Braut von Messina' gedichtet, welche man immerhin gleichfalls unter die Schicksalstragödien rechnen könnte. In dieser Stimmung, ich möchte sagen Zeitströmung, entstand ‚die Ahnfrau' — zwar in anderer Art, als das Publikum sie kennen lernte — doch brachte sie mir in der Form, wie sie nun einmal war und vor das Publikum trat, den Ruf eines Schicksalstragödienschreibers. Ja, Wolfgang Menzel setzte mich in seiner Geschichte der deutschen Literatur in die gleiche Kategorie mit Houwald, Müllner, Werner — Leute von unleugbaren Talenten, mit denen ich aber gar keine geistige Verwandtschaft hatte."

Ich bemerkte, daß Menzel gegen Goethe noch viel absprechender, sogar als die Moral des Mannes und Poeten verwerfend aufgetreten sei, daß er bei Gelegenheit der „Ahnfrau" ausdrücklich — freilich ohne der anderen Stücke weiter Erwähnung zu tun — sage, daß der Dichter dieses Stückes die angenommene Manier später wieder verlassen und sich der Tendenz Schillers zugewendet habe.

— „Ja, aber während man meine ‚Ahnfrau' anerkannte, sie überall aufführte, verwarf man mich mit meinen späteren besseren Dichtungen."

„Um wieder klüger zu werden und danach zurückzugreifen," erwiderte ich; denn Sie sind nicht aus der Zeit der vernichtenden Kritik, die eine spätere war als die, von welcher ich vorhin sprach. Im Gegenteil, Sie treten noch

mit dem Nimbus der Autorität, die den anerkannten Dichter umgibt, vor das hyperkritische, nein, sagen wir es nur rund heraus: vor das schmähsüchtige Publikum von heute."

— „Glauben Sie das nicht, das ändert sich nicht so rasch, und wenn man jetzt zurückgreift nach meinen Werken, so geschieht es nur, weil man sich überzeugt hat, daß nichts Besseres nachkam; insbesondere weil Laube, weil das Publikum etwas Neues will und es ist schon solange her, daß sie mich vergessen haben, daß ich ihnen etwas Neues geworden bin."

Dagegen erhob ich Protest und führte an, wie ich seit meiner Kindheit Zeugin des Bedauerns gewesen sei, mit welchem Grillparzers Stücke auf dem Burgtheater vermißt wurden. „Hätten Sie," setzte ich hinzu, „neulich Ihre ‚Sappho' wieder mit angesehen, Sie würden anders von sich denken lernen."

— „Kein Mensch und schon gar kein Dichter lernt von anderen über sich selbst denken. Den Dichter trägt entweder sein berechtigtes Selbstgefühl oder, wenn dieses ihn täuscht, seine Eitelkeit."

„Und sie machen ihn zum Mann oder zum Narren," sagte ich dazwischen.

— „Boshaft und wahr," versetzte Grillparzer. „Wer aber von der Rechtmäßigkeit des Dranges, der ihn zur Gestaltung treibt, nicht innerlich überzeugt ist, dichtet nicht, überwindet nicht die Anstrengung, die Arbeit, die das Dichten kostet. Die Versemacher, die nur um äußerlich zu glänzen solche Dinge versuchen, kann man nicht Dichter nennen. Aber um wieder auf die Sappho zu kommen: ich habe dieses Stück, das, wie es scheint, erst jetzt und durch Fräulein Wolter zu seinen rechten Ehren kommt, in sechs

Wochen niedergeschrieben, an deren erstem Tage ich selbst noch keine Ahnung davon hatte. Sie soll wirklich ausgezeichnet darin sein und die früheren Darstellerinnen in manchen Beziehungen überragen, obschon die Schröder diese Rolle unübertrefflich und mit großartigem Schwung gab und eine Kraft der Rede, des Organs und Ausdrucks hatte, mit einem Wort eine Meisterin der Deklamation war, wie sie sich wohl kaum wieder findet. Allein es war dem Geiste des Stücks entgegen, daß ältere oder reizlose Frauen diese Rolle spielten, weil Entsagung in der Liebe von seiten der Frau in reiferen Jahren allzu sehr in der Ordnung der Natur liegt, als daß dadurch das Hauptinteresse nicht von der Heldin abgleiten und auf die jüngere Melitta übergehen mußte, so daß diese und Phaon dadurch das Liebespaar wurden, welches das Interesse des Publikums in Anspruch nahm, und nicht Sappho."

Das Gespräch kam sodann auf das Alter dieser Heldin und ich meinte, daß Sappho, wie sie in der Tragödie erscheint, griechische Frühreife angenommen, etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahre alt sein mochte.

— „So hatte ich mir sie gedacht und das mag ungefähr mit dem Alter des Fräulein Wolter stimmen und dazu beitragen, ihrer Darstellung den vollen Reiz der Wahrheit zu leihen, der, wie ich höre, dafür der Melitta fehlen soll. Und gerade für diese Rolle, für welche jetzt nicht nur hier, sondern überall die rechten Schauspielerinnen mangeln — denn die jungen naiven Mädchen sind ausgestorben — gab es damals vortreffliche Darstellungskräfte. Da war z. B. die kleine Korn, die Frau des Schauspielers — welche Sie wohl nicht mehr gekannt haben werden — die als Melitta wirklich reizend spielte. Eben dies reizvolle Spiel trug aber dazu bei, Sappho,

die reifere Frau, die gefeierte Heldin und Dichterin, welche nun an ihren allmächtigen Triumphwagen auch noch Liebe und Jugend fesseln wollte, in Schatten zu stellen und auf diese Weise den richtigen und beabsichtigten Eindruck des Drama zu fälschen. Indessen da es dem Publikum auch in dieser Form gefallen hat, habe ich kein Recht, die Besetzung durch jene Frauen als Fehlgriffe zu tadeln."

Ich erwiderte, es müßte doch ein Mißgriff gewesen sein, da ich mich nur zu wohl erinnerte, wie ich oft der Sappho als einer Art antiken Blaustrumpfs Erwähnung machen gehört hatte, und wie das Publikum ihren Untergang mit einer gewissen Schadenfreude begleitet habe — eine Empfindung, die bei der Darstellung von Fräulein Wolter niemandem kommen könne.

— „Und dieselbe Ursache, die es macht, daß eine Schauspielerin wie Fräulein Wolter die Sappho so zu geben vermag, ist auch Ursache, warum es keine Melitta mehr gibt. Eine Erscheinung erklärt die andere, und so werde ich aus der Vergessenheit hervorgezogen durch allerlei Umstände, die eben auch mit dem Auftreten einer solchen Künstlerin im Zusammenhang stehen."

Da die Gespräche über Fräulein Wolter sich oft wiederholend immer wieder die Äußerung des Bedauerns, sie nie gesehen zu haben, sie nicht zu kennen, hervorriefen, glaubte ich, daß eine Begegnung mit ihr, d. h. ein Besuch von seiten der Künstlerin Grillparzer erfreuen würde, und nahm mir vor, gelegentlich einen solchen zu vermitteln.

Das war bei den festgesetzten Besuchsstunden zwischen elf und ein Uhr von der einen Seite, den neuen Rollen, Theaterproben, Reisen von der andern Seite keine leichte Sache. Ich sah ein, daß, wenn es wirklich dazu kommen sollte, eine bestimmte Zeit dafür festgesetzt werden müsse

und meinte, daß sein nächster Geburtstag dazu den besten Anlaß gebe.

Als ich wieder einmal (Dezember 1866) Fräulein Wolter des Abends im Laubeschen Hause traf, benutzte ich die Gelegenheit, zog sie scherzend in eine Fensternische und frug, ob sie Grillparzer persönlich kenne?

Sie erwiderte, daß sie diese Bekanntschaft lange sehnlich wünsche, daß Lewinsky ihr versprochen habe, sie dahin zu begleiten, daß es immer nicht dazu gekommen und daß sie sich scheue allein hinzugehen, da sie von der Verdrießlichkeit des alten Herrn gehört habe und nicht wisse, ob ihr Besuch ihm angenehm sein würde.

Ich wies vor allen Dingen die Anklage der Verdrießlichkeit zurück und betonte, wie jedes Zeichen wahren Wohlwollens dankbar von ihm aufgenommen werde, wie bloße Neugierde, die sich an ihn dränge, ihn nicht erfreuen könne, daß jedoch ein Besuch, wie der hier beabsichtigte, ihm große Freude bereiten würde, und was das Nichtdazukommen beträfe, so würde ich ihr sagen lassen, wann ich unsern Staatsstreich in Szene setzen wollte.

Sie lachte liebenswürdig und als ich beim nächsten Besuch wieder auf die Künstlerin zu sprechen kam, erwiderte Grillparzer:

— „Ich weiß von Ihnen und von anderen, namentlich durch die Fräulein Fröhlich, von Fräulein Wolter. Solch eine Schauspielerin, welche Anmut und Talent vereint, hätte mich, wenn sie mir in meiner Jugend begegnet wäre, schon durch den Wunsch, wie würde sie das oder jenes spielen, wie würde sich das ausnehmen, zu vielem begeistert und angeregt — Sie verstehen mich — zu Dichtungen bestimmt, welche durch den Hauch der Persönlichkeit wachgerufen werden und welche, weil mir in den Jahren, da

ich produktiv war, eine solche fehlte, unterblieben. Es ist vielleicht so besser."

„Gewiß nicht," sagte ich, „aber möchten Sie sie denn nicht einmal sehen?"

— „Und wie gern, aber wie sollte es geschehen? Ich komme nicht ins Theater."

„Wenn das Theater zu Ihnen käme?"

Einen Augenblick besann er sich.

— „O ja," rief er, setzte aber scherzend und gar nicht, als ob es sich um eine wirkliche Frage handle, hinzu „schreien müßte sie halt!"

Ton und Lächeln zeigte mir, wie angenehm dem Greise die Wirklichkeit eines solchen Besuches sein würde, und so schrieb ich einige Zeit darauf an die Künstlerin, erinnerte sie an ihren Vorsatz und meine Absicht und frug, ob ich sie am Geburtstag des Dichters zu ihm begleiten dürfe. Freundlich ging sie darauf ein und nachdem ich am Morgen des Festes Blumen und Früchte und meine Kinder als Gratulanten zu ihm gesendet, fuhr ich mit meiner schönen Begleiterin zu dem wohlbekannten Hause. Unter allerlei Gesprächen und interessanten Betrachtungen über hohe Treppen und den Nutzen, dieselben langsam zu ersteigen, ging es hastig hinauf. Oben angelangt, ließ die Dienerin uns, mit einem freudig überraschten Blick auf meine Begleiterin, in das erste Zimmer treten, an dessen Fenster wir unter Sträußen, Kränzen, Lorbeerzweigen die von uns gespendeten Blumen erkannten, und hier bat ich die Künstlerin einen Augenblick zu verweilen, um den alten Herrn auf die ihm bevorstehende, vielleicht allzu lebhafte Überraschung vorzubereiten.

Und das war gut! Denn es war spät geworden, er hatte offenbar nicht mehr gedacht, daß noch Gratulanten

kommen könnten, und als ich die Tür öffnete, stand der große Schrank offen, Weste, Halstuch lagen auf dem Klavier ausgebreitet und er selbst fuhr erschrocken in den Ärmel des Rockes zurück, aus welchem er eben zu schlüpfen im Begriff gestanden zu haben schien, als ich anklopfte.

Ich aber trat heiter herein und brachte meinen herzlichsten Glückwunsch mit einer scherzhaften Anspielung, daß meine Wünsche, wie er sähe, in Erfüllung gingen.

— „Sie haben recht gehabt," sagte er, mir mit dem Finger drohend, „aber das soll das letztemal sein!"

„Dann muß ich sterben!" rief ich lachend, „denn ce que femme veut Dieu le veut und eine Frau hat erst mit dem letzten Atemzuge das letzte Mal recht."

Es bezog sich dies auf einen Scherz an seinem vorigen Geburtstag, da er denselben als seinen letzten bezeichnet hatte, während ich ihm noch eine Anzahl solcher Tage prophezeite und mich ihm namentlich zum achtzigsten Wiegenfest als Gratulantin anmeldete. „Aber," fuhr ich fort, „weil ich recht habe, habe ich mir auch ein Recht genommen und jemanden mitgebracht, der sich sehr freut, Ihnen heute selbst Glück wünschen zu können."

— „Wer denn, wer denn?" rief Grillparzer bestürzt, einen Blick auf den offenen Schrank, die ausgebreitete Weste und Krawatte werfend.

„Fräulein Wolter."

— „O!"

Mit diesem Ausruf wollte der alte Herr so schnell er konnte alles wegräumen. Aber ich, flink vor ihm her, packte, was auf dem Klavier lag, zusammen, warf es als wäre ich hier ganz heimisch, rasch in den Schrank, schloß diesen und öffnete, aus seinen Mienen Beifall für mein

kräftiges Einschreiten lesend, die Tür nach dem ersten Zimmer, in welcher Fräulein Wolter erschien.

Sie trug ein langes, schwarzseidenes Schleppkleid, einen schwarzen Sammetüberwurf und ein kleines, schwarzes Hütchen mit rotem Korallendiadem lag über ihrer Stirn. Die Erwartung hatte ihr einen Ausdruck geliehen, den sie sich nicht gab, nicht geben konnte. Ihre dunklen Augen glänzten und sie war in diesem Augenblick ein Frauenzimmer in seiner ganzen Natur, denn eine kleine Befangenheit nahm ihr alles Heroische und prägte ihrem Wesen etwas einfach Schlichtes auf, während doch der ganze Anstand der Weltdame sie umgab und ihre Erscheinung vollendete. Diese verfehlte auch nicht, die rechte Wirkung hervorzubringen und bald war der Ausdruck befremdender Überraschung aus den Zügen des Greises verschwunden, welchem alles Ungewohnte und Unvorbereitete beschwerlich fiel, der aber sofort den Besuch der gefeierten Künstlerin als freudiges Ereignis zu empfinden schien. Und da sie freundlich und mit Herzlichkeit die ihr dargereichte Hand ergriff und seinem Lehnstuhl gegenüber auf einem tiefern Sessel Platz nahm, fand sogleich die Freude des von beiden Seiten lang erwünschten Begegnens den geeigneten Ausdruck. Ich wollte mich aber, wie ich es verabredet, entfernen, weil es für Menschen, die sich zum erstenmal sehen und die ein mächtiges Interesse für einander zusammenführt, immer peinlich wird, wenn jemand anwesend ist, der die Verhältnisse des einen oder des andern und alles, was darüber gesagt und mitgeteilt werden kann, ohnedies weiß und kennt. Allein Fräulein Wolter bat mich zu bleiben und so blieb ich gern. Es tat mir nur leid, daß ich allein war und daß kein photographischer Apparat das Bild fixierte, das ich vor Augen hatte. Der

greise Dichter, dessen reiches, schneeweißes Haar, von rückwärts beleuchtet, eine Art Silberkrone über seinem Haupte bildete, vorgebeugt um besser hören zu können, nahm sich aus wie ein alter Märchenkönig und wie er sich väterlichfreudig neigte über die glänzende, lebensvolle Erscheinung des auf dem niedrigen Sessel ihm gleichsam zu Füßen sitzenden Feenkindes mit dem Korallendiadem, schien er alles was an Lebenskraft in ihm wohnte wachzurufen, um diesem Moment ganz gewachsen zu sein. Die junge Dame aber heftete ihr leuchtendes Auge auf sein ehrwürdiges Antlitz und hielt seine Hand in der ihrigen, als wollte auch sie, was diese Stunde ihr bieten konnte, unwiderstehlich an sich ziehen.

Nachdem den gegenseitigen Empfindungen Rechnung getragen worden war, kam das Gespräch natürlicherweise auf das, was ihnen beiden am nächsten lag, auf Besprechung künstlerischer Darstellung, theatralischer Erfolge, Durchführung tragischer Rollen, und Grillparzer äußerte sein Bedauern, die Darstellerin seiner Sappho nicht gesehen zu haben, die ihm vorgeschwebt, die er geträumt, die jugendlich schön und zur Liebe berechtigt, durch den freiwilligen Tod zur Heldin wird. Schauspielerinnen, die ohne Schönheit und in späteren Jahren diese Rollen spielten, könnten immer nur das Lebensmüde, dem Dasein Entsagende zur Anschauung bringen, und wenn eine Frau wie die große Schröder einen jungen Mann liebe, so liege es in der Natur des Menschen, wenigstens des Mannes, ihr tragisches Ende ganz in der Ordnung zu finden und in ihrem Entsagungstod kein großes Heldentum, kein Opfer, sondern Lebensüberdruß zu erblicken.

Von den an gewisse Altersstufen gebundenen Rollen kam man auch auf die kürzlich erst durch Fräulein Wolter

zur Darstellung gelangte Lady Macbeth, die ohne bestimmten Grund bisher fast immer von älteren Frauen gegeben wurde. Die anwesende Künstlerin hatte in dieser Rolle einen entschiedenen Erfolg gehabt, was einige Berichterstatter jedoch nicht hinderte, das Gelingen ihrer Leistung in Abrede zu stellen, ja selbst in verletzenden Äußerungen sich zu ergehen. Ein dunkles Gerücht, daß die Darstellerin verheiratet sei, war in den Rezensionen ganz ungebührlicherweise zur Sprache gekommen, und indem sie sich humoristisch darüber äußerte, betonte sie, daß eine solche Annahme ihr beim Publikum schade, was ich hinwieder scherzend bestritt.

„Es ist aber doch so," antwortete sie lebhaft, „auf der Bühne schadet das. Eine verheiratete Frau — das nimmt der Künstlerin im Publikum einen gewissen Nimbus — sie ist eine Frau! Damit tritt sie aus dem Kreise der Mädchen, gewissermaßen aus dem Kreise der Jugend."

— „Sie hat recht," sagte beschwichtigend und zu mir gewandt der alte Herr. „Eine jugendliche Heldin, die man sich als Hausfrau denken soll — oder gar als Mutter! Ich weiß, es ist unrecht und es mag auch falsch sein — aber es paßt einem nicht zusammen. Denken Sie nur an die, bei denen die Wirkung der äußern Erscheinung noch viel wichtiger, ja wo sie allein bestimmend ist — an Tänzerinnen. Eine Taglioni, eine Elsler, wenn sie auch doppelt und dreifach in den Jahren standen, wo sie Gattinnen und Mütter sein konnten, und wenn sie ersteres auch waren und vielleicht letzteres auch — es geht nicht — und ich weiß keine, die sich als Frau auf den Zettel setzen ließ, außer sie war die Gattin eines Ballettmeisters oder großen Künstlers im gleichen Fach, wie die Vestris die Duport, die Perrot-Grisi."

„Das mag sein," antwortete ich, „aber bei dramatischen Künstlerinnen, bei denen auch die späteren Jahre eine volle Bedeutung gewinnen, ist es gewiß anders. Die berühmte Schröder hätte, als Fräulein auf dem Zettel stehend, dadurch ebensowenig einen größern Eindruck hervorgebracht als andere Künstlerinnen deshalb, weil sie verheiratet sind, einen geringern machen."

— „Die Schröder, das ist etwas ganz anderes," unterbrach mich Grillparzer. „Diese Frau von abschreckender Häßlichkeit konnte nie eine gewisse Teilnahme erwecken, welche mit Jugend, Anmut und persönlicher Annehmlichkeit im Zusammenhange war. Wir alle lernten sie erst in reiferen Jahren kennen — oder sie schien uns vielleicht immer diesem Rollenfach und Alter anzugehören, da von dem Reiz der Jugend und dem Zauber der Anmut keine Rede sein konnte."

Grillparzer gedachte ihrer Darstellung als Medea und da Fräulein Wolter den lebhaften Wunsch aussprach, dieselbe zu spielen, drehte sich das Gespräch von nun an fast nur mehr um diese Rolle, deren erster Teil schon seit geraumer Zeit in den Händen einer anderen gefeierten Künstlerin des Burgtheaters lag.

So war mehr als eine halbe Stunde vorbeigegangen, die Essenszeit des alten Herrn war herangekommen und sichtlich eine so große Ermattung und Abspannung eingetreten, daß er nicht mehr verstehen konnte was gesagt wurde, obwohl Fräulein Wolters Organ und Sprache vom ersten Augenblick an den angenehmsten Eindruck gemacht hatten und wohl ohne Anstrengung von seiner Seite ihm verständlich gewesen zu schein schienen. Wir brachen also auf und ich eilte, begleitet von den wärmsten Danksagungen von beiden Seiten, mit meiner mir verbindliche Worte sagenden

Künstlerin von dannen, nicht ahnend, daß dieser kleine Vorgang eine weitere Folge haben würde, wie dies in der Tat der Fall war.

Als ich nämlich einige Zeit darauf in den dem Fremdenbesuch eingeräumten Nachmittagsstunden in das Laubesche Haus kam, sagte mir Dr. Laube, indem er den Zipfel seines Rockes über sein Knie legte, die Zigarre ansah und den glimmenden Aschenstengel aufmerksam betrachtete — Anzeichen, daß er etwas zu besprechen vorhabe:

„Sie können uns einen Gefallen tun."

„Uns?" frug ich, „wollen Sie mich für's Burgtheater engagieren?"

„Sie waren vor einigen Wochen mit Fräulein Wolter bei Grillparzer. Es war da viel die Rede von Medea. Sie will sie geben —"

„Habe nichts dagegen einzuwenden," erwiderte ich scherzend.

„Das kann ich mir denken. Aber Sie können etwas dafür tun. Beide Stücke: „Die Argonauten" und „Medea" sollen an zwei hintereinander folgenden Abenden gegeben natürlich von derselben Schauspielerin dargestellt werden. Nun hat Frau Gabillon die Rolle des ersten Teiles in Händen und man kann ihr dieselbe nicht wegnehmen. Fräulein Wolter, welche aber die Medea des zweiten Stückes spielen soll, wünscht natürlich auch die andere zu geben. Da meint sie nun, und ich glaube, nach dem, was sie erzählte, auch, daß Sie am besten Grillparzer bestimmen könnten, der Sache den Ausschlag zu geben, indem er in einigen Zeilen an mich erklärte, die beiden Rollen in den beiden Stücken sollten von derselben Person vorgeführt werden und daß er wünsche, Fräulein Wolter möchte sie spielen."

Ich glaubte sogleich und mit Bestimmtheit die Überzeugung aussprechen zu können, der alte Herr werde sich nicht herbeilassen, irgendeine derartige Erklärung zu geben, versprach aber als Beweis meiner Bereitwilligkeit doch den Versuch bei ihm zu wagen, ging am andern Tag hin und brachte, während mich mein Zuhörer mit ernsten Blicken maß, mein Anliegen vor. Aber noch ehe ich geendigt, fuhr Grillparzer schon mit einem lauten, unmutigen „Nein, um keinen Preis" heraus und gab seinen entschiedensten Unwillen zu erkennen.

— „Verzeihen Sie," sagte er heftig, „so gern ich bereit wäre, auf etwas einzugehen, das Sie zu wünschen scheinen, kann ich mich doch in diese Angelegenheit nicht mischen. Das würde eine schöne Geschichte geben — wenn ich mich um solche Sachen annehmen wollte! Vom Theater würden sie herkommen, alle die Leute, denen ich auf solche Weise zu nahe treten könnte, und mir Spektakel machen hier in meinen Zimmern. Mir, der vor allem ruhig leben will und dem es ganz gleichgiltig ist, ob sie jetzt die Medea noch einmal geben oder nicht."

„Ihnen ist es gleichgiltig," versetzte ich, „uns nicht."

— „So geben Sie sie und lassen Sie mich aus dem Spiel."

Mit diesen Worten hatte er sich von seinem Lehnstuhl erhoben und ging vorgebeugt und mit den Händen seine Reden begleitend, hastig und mit jener raschen Heftigkeit auf und nieder, wie sie der Ärger erregend und scheinbar die Glieder verjüngend erzeugt.

— „Ein Teufelskerl ist dieser Laube," monologisierte er vor sich hin. „Es ist ordentlich eine Freude für ihn, etwas auf der Nadel zu haben, das er gegen den Widerstand, den er findet, durchsetzt. Gerade das reine Gegenteil

von mir, der nur Ruhe haben will und auch die anderen Menschen in Frieden läßt."

„Dafür würden Sie auch nicht ein einziges Stück in der Burg zur Aufführung bringen," sagte ich trocken.

— „Ja, das ist wahr", rief er laut und beifällig, „da haben Sie wohl vollkommen recht. Nicht zu einer einzigen Probe brächte ichs, wenn es darauf ankäme, die Leute von überallher zusammenzuholen, zu kommandieren, zu zwingen."

„Wir müssen ja aber doppelt froh und dankbar sein, daß es solche kraft- und widerstandsfähig begabte Menschen gibt," erwiderte ich, indem ich versuchte, den noch immer Erregten auf seiner Wanderung auf und ab im Zimmer zu begleiten, „daß Männer da sind, welche die notwendige Energie und jenen Nerv von Stahl haben, der immer wieder aufs Neue in die Höhe schnellt, wenn es gilt, etwas in Bewegung zu setzen. Ja, es ist, wie ich glaube, eine Art Verpflichtung, ihnen Dank und Zustimmung an den Tag zu legen, wenn wir mit ihnen einverstanden sind, wie Sie es sind. Verzeihen Sie, Herr Hofrat," fuhr ich mutig fort, indem ich mich wendete und in seinen Weg stellte, „wie Sie es ohne Zweifel sind mit dem Gedanken, daß die Medeen Ihrer beiden Stücke von derselben Schauspielerin dargestellt werden sollen."

— „Natürlich bin ich es", versetzte Grillparzer mit verändertem Ton, indem er etwas besänftigt vor mir stehen blieb. „Es ist derselbe Jason, es muß ja auch dieselbe Medea sein. Wer sie im ersten Stück gut spielt, wird sie auch im zweiten gut spielen; es sind ja nicht verschiedene Menschen, sondern Charaktere, die sich weiter entwickelt haben. Er, der sinnliche, von Phantasie beherrschte Mann, sie, das denkende, von Leidenschaft ergriffene Weib;

er neigt zur Veränderung, sie zum Bestand. Solchen Richtungen zu begegnen, brauchen wir nicht Jahrtausende zurückzugreifen, nicht nach Griechenland uns zu versetzen."

„Nein," sagte ich — ich hatte ihn während der letzten Worte zu seinem Lehnstuhl geleitet, in welchem er Platz nahm — „nein, wir brauchen nicht nach Griechenland zu gehen, wir können in Wien bleiben und wenn wir Gefahr laufen, daß Medea oder Xenusa in unser Zimmer trete, um Rechenschaft wegen Rollenbesetzung zu fordern, so sind das Aspekten, die uns im höchsten Grade verstimmen."

— „Das ist es ja," rief jetzt gutmütig lachend der alte Herr, „das ist es ja, was mich so aufgeregt. Ich müßte eine gewisse Verantwortlichkeit übernehmen und wenn ich noch etwa die Frau Gabillon oder Fräulein Wolter hätte spielen sehen und ich sollte mein Urteil abgeben, welcher von beiden meiner Meinung nach diese Rolle zukäme — es wäre eine unangenehme Sache, allein ich müßte der Wahrheit ihr Zeugnis geben. — Aber ich habe ja beide nicht spielen gesehen, wie soll ich mich für die eine oder die andere entscheiden? Und wenn ich es täte, würde es nicht heißen — und sogar mit einem gewissen Recht — eine Theaterintrige stecke dahinter? Bis in mein Zimmer, bis an mein Bett kämen sie mir mit allen möglichen Dingen und Sie selbst könnten Unannehmlichkeiten davon haben."

„Ich?"

— „Man wüßte bald, wie alles gegangen sei und es würde ohne weiteres heißen, man habe Ihre Teilnahme und Freundschaft für mich ausgebeutet, um eine Intrige durchzuführen, welche Fräulein Wolter, die Sie selbst ja

vor einigen Wochen an meinem Geburtstag zu mir gebracht, in den Besitz dieser Rollen setze."

Ich war überrascht von der Richtigkeit, mit welcher der alte, scharfsichtige Mann von seiner stillen Poetenstube aus die Sachlage vollständig klar übersah und stand sogleich davon ab, ihm noch weiter durch Zureden lästig zu fallen. Wenn man ihm jedoch nicht zumuten durfte, unter den waltenden Verhältnissen sich für eine bestimmte Künstlerin auszusprechen, konnte er doch im allgemeinen erklären, daß die Heldin in beiden Stücken von derselben Schauspielerin gespielt werden solle. Ich sagte ihm das alles und daß er mir einen großen Gefallen erzeigen würde, wenn er zum Zeugnis meines guten Willens mir einige Zeilen an Dr. Laube schreiben wollte, welche nur diese letztere Ansicht, ohne irgendeine Beziehung auf Persönlichkeiten, aussprächen.

— „Wenn Ihnen damit gedient ist," erwiderte Grillparzer, dem offenbar wohl war, seine abschlägige Antwort nun durch die Erfüllung eines Wunsches auszugleichen, „so kann ich es tun, denn das ist meine Meinung und sie hat keinen Zusammenhang mit irgendeiner Intrige". Er rückte sogleich an seinen Schreibtisch, ich half Papier bereit legen und zog mich an das Klavier zurück, wo ich einige Schlagworte niederschrieb, um Laube alles genau erzählen zu können. Mit sichtbarer Anstrengung schrieb der Greis die wenigen Zeilen, indem er sie dabei laut vor sich hersagte, sich mit den an mich gerichteten Fragen: „Ist das recht? Ist das genug?" unterbrechend. Natürlich war alles recht, alles genug und während er den Brief faltete und mit der Sorgfalt alter Leute schloß und siegelte, welche ihre Korrespondenzen vor der Zeit der Kuverts führten und sich dieser letztern nicht bedienten, sagte er vertraulich halblaut

zu mir, die das Licht zum Siegeln angezündet hatte und hielt:

— „Und es wäre alles noch eher möglich gewesen, wenn ich die Überzeugung wirklich hätte, daß Fräulein Wolter unfehlbar eine Medea spielen könnte. Aber ich glaub's gar nicht und nach meinem Gefühl gereicht ihr das zur Ehre. Wenn man eine Medea erlebt, wie sie zu meiner Zeit gesehen wurde, eine Steigerung der Leidenschaft, welche bis zur Entmenschung, eine Wildheit und blinde Wut, welche bis zur viehischen Raserei ausartet, wo die Tigerin ihre Jungen zerfleischt und Medea ihre Kinder erwürgt, wo der Ton der menschlichen Stimme sein Ende hat und ein röchelndes Krächzen in fast unartikulierten Lauten bis an die äußersten Grenzen des Entsetzlichen reicht, wie dies bei der Schröder der Fall war, die in dem massiven Bau ihrer Person und ihres Wesens dazu die Mittel fand — und man sieht eine junge, schlanke Schönheit wie Fräulein Wolter vor sich — wie soll man glauben, daß eine solche Leistung da möglich sei. Und es ist auch unmöglich, geradeso unmöglich, wie der Schröder eine Emilia oder ein Klärchen war, und das ist, wie ich meine, ein Vorzug. Es heißt in den Journalen, Lady Macbeth sei Fräulein Wolter mißlungen; ich weiß nicht, ob es wahr ist; ich glaube es auch nicht — ja, ich denke, mir würde ihre Auffassung dieser Rolle gefallen haben — aber es zeigt, daß dieselbe einen Zweifel zuließ, wie dies bei der ‚vornehmen Ehe', ‚der Sappho', ‚der Englantine' nicht der Fall zu sein schien, und das kann doch darauf hindeuten, daß sie für ein älteres Rollenfach vielleicht einerseits noch zu jung, daß aber andererseits die Darstellung der Jugend, Liebe und ein gewisses Maßhalten der Schönheit mehr ihr Fach sei, als die Wiedergabe der Wildheit und tierischen Raserei."

Nachdem ich herzlich gedankt, manch freundliches Wort und den erwünschten Brief erhalten hatte, zog ich meines Weges, der mich am folgenden Tage wieder zu Laube führte, wo ich den Brief übergab und den Hergang der Dinge erzählte, wie ich ihn hier niedergeschrieben.

Laube ließ mich ruhig ausreden, indem er nur zuweilen die Zigarre aus dem Munde nahm und den Aschenstengel bedenklich ansah. Als ich fertig war, neigt er sich gegen mich, die neben ihm sitzt, und sagt, indem er die Blitze seines blauen, durchsichtig glänzenden Auges gerade auf mich losläßt:

„Alles falsch! Sagen Sie Grillparzer, sagen Sie es ihm von mir, daß Lady Macbeth eine der vorzüglichsten Leistungen der Wolter ist und daß ihr Feld nicht die Schönheit und das Maß, sondern Gefühl und Leidenschaft sei."

Guter Auftrag! Ich habe natürlich niemals versucht, ihn auszurichten.

1191.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, März 1867.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Unvermutet erhielt ich den beifolgenden Brief [vom 2. März 1867]:

Verehrte gnädige Frau!

Meine Hausfrauen oder vielmehr Hausfräulein haben eine Intrige mit Herrn Weil oder Weilen gesponnen, um mein Bild von einem jungen Bildhauer anfertigen

zu lassen, welcher Bildhauer oder Poussierer aber die Einsicht einer Photographie vorläufig nötig hat. Nun besaßen zwar obgenannte Fräuleins selbst eine solche Photographie, welche sie aber höchst schmeichelhafter Weise an einen in Gföhl wohnenden Dichter Pohlhammer verschenkt haben. Meine Hausfrauen — nicht ich — bitten Sie daher, ihnen jene Photographie auf ein paar Tage zu leihen, bis der Popanz fertig ist.

Mit Verehrung

Grillparzer.

Zugleich kam Fräulein Netti Fröhlich, das gleiche Ersuchen an mich zu richten, und da ich erfuhr, daß Grillparzer etwas angegriffene Augen habe und abends nicht lese, ging ich gegen sechs Uhr hin, wo ich den alten Herrn allein, sich die Hände reibend, in seinem Lehnstuhl und ziemlich zufrieden über das Eintreten eines Besuchs fand. Ich dankte für den Brief, Grillparzer für die geliehene Photographie, und letzterer fand in diesem gegenseitigen Bedürfnis sich gegenseitig zu Dank verpflichtet zu fühlen, den besten Beweis wohlwollender Übereinstimmung,

— „Menschen, die sich nicht mögen, wollen sich auch nicht zu Dank verpflichtet sein," sagte er und spöttelte zugleich scherzend über die Freundschaft der Fräulein Fröhlich die einem jungen Freunde zu Gefallen den alten geopfert hätten, was zwar nicht schmeichelhaft, ihm aber doch im Grunde lieb wäre, weil dadurch wenigstens Ein Bildnis weniger von ihm drüben bei ihnen hinge; es käme ihm immer beschämend vor, daß seine nun schon so unästhetisch gewordene Gestalt dort an allen Ecken zu sehen sei, und er müsse sich immer gegenwärtig halten, daß er sie ja

nicht dahin gestellt und aber auch gar kein Recht habe, sie von dort zu entfernen — „also in Gottes Namen!“

„Es muß den Fräulein mit Ihnen so gehen, wie mir mit meinen Kindern,“ sagte ich. Ich wünschte ihre Bildnisse aus allen Zeiten zu haben, denn mit jedem verbindet sich die Erinnerung an eine andere Lebensepoche, an einen andern Zeitabschnitt.“

— „Nur daß hier das Entgegengesetzte stattfindet, indem ich sie als Kinder gekannt habe und also eher *ihre* Bilder bei *mir* haben sollte.“

Er sprach wieder mit Wärme und Anerkennung von den drei Fräulein, die neben ihrem Kunstsinn ein warmes Herz für alles Gute und Schöne, die tiefste Empfänglichkeit für die Natur und die Gabe hätten, sich das Leben schön zu gestalten . . . . . ob auch glücklich, das wisse er nicht, dafür habe es mehr an der rechten Gelegenheit für sie gefehlt als an ihnen, ich wüßte ja Todesfälle, die über ihr Schicksal entschieden . . . .

„Poetische Menschen,“ erwiderte ich, „müssen sich das Glück immer auf ihre eigene Weise gestalten und man irrt meistens, wenn man das selbst bereitete oder selbst veranlaßte Schicksal solcher dichterischen Naturen bedauert. Sie sind oft nicht glücklich nach *allgemeinen*, aber meistens nach *individuellen* Begriffen, und der Dichter muß vor allen auf seine Fasson selig werden.“

— „Und das sehen so wenige ein, gewiß hält mich auch eine Menge wohlmeinender Leute für unglücklich und denkt, wenn ich so oder so getan hätte, wäre es besser für mich gewesen. Das ist aber nicht so, denn wenn ich nicht glücklich bin, so liegt es in meinem Temperament, in meiner Sinnesart, in meiner Natur, an der sich nichts ändern ließ. Mancher könnte ganz zufrieden gewesen sein

an meiner Stelle, während ich das Leben kaum anders ansehen würde, wie es sich auch für mich gestaltet hätte. Vielleicht wenn meine Jugend nicht so unglücklich, wenn ich in der Zeit, da die Leidenschaften noch zu raschen Entschlüssen drängen, frei und unabhängiger gewesen, das Leben hätte nach meinem Sinn einrichten können, vielleicht würde das einen Einfluß auf mich geübt haben — ich weiß es nicht."

Grillparzer schwieg und sah ernst vor sich hin. Da ich ohne Unbescheidenheit das Gespräch nicht in dieser Richtung fortführen durfte, frug ich nach einer Pause, ob er Ferdinand von Saars Dichtungen kenne und ob ich dieselben zur Lektüre schicken könne.

Er versetzte, daß es ihm sehr angenehm sein würde, daß er schon längst das Trauerspiel „Heinrich der Vierte" habe lesen wollen, weil er von allen Seiten höre, daß ein wahrhaftes und großes dramatisches Talent sich darin ausspreche, daß er jedoch um so mehr die Wahl eines Stoffes bedaure, der einmal für die Poesie, insbesondere für die dramatische, zu spröde sei.

„Aber," frug ich, „sollten denn jene Kämpfe der Rechts- und Staatsidee, wie sie in den Konflikten Deutschlands und Roms liegen, nicht eben so viel poetisches Mark enthalten, als die oft ebenso harten Stoffe der englischen Königshistorien, und sollten die deutschen Heinriche den englischen an dramatischem Inhalt nicht gleich sein?"

— „Das will ich nicht untersuchen, darüber müßte man nicht nur Bücher lesen, sondern auch welche schreiben. Was aber gewiß ist, das ist die Verschiedenheit der Forderungen, welche ein englisches und ein deutsches Publikum stellt. Der Engländer, dem sein nationales Element über

alles geht, legt einen ganz andern Maßstab an die dramatische Schöpfung, wenn sie seine Geschichte behandelt, und wofern die Charaktere als solche präzisiert und die Begebenheiten historisch sind, fragt er nicht sehr ängstlich nach dem innern Bau des Stückes. Wenn es sich um allgemeines handelt, wird es schon anders sein. Aber ein deutsches Publikum gibt sich nicht mit dem historischen Gehalt eines dramatischen Werkes zufrieden, wenn es auch zehnmal auf seinem Grund und Boden spielt. Ein Stück, wie z. B. „Heinrich der Achte," wo gar kein ethischer, sondern bloß ein patriotischer Hintergrund vorhanden, die Katharina von Aragonien, die Verstoßene, als eine herrliche Frau und ganz in ihrem Recht dargestellt erscheint, während die Anna Boleyn, man weiß nicht wie, dasteht, doch aber diejenige sein soll, für welche das Interesse in Anspruch genommen wird — zuletzt alles in der Geburt der Elisabeth gipfelt, zu deren Tauffest die Zuschauer noch da sind — ein Stück wie dieses, der deutschen Geschichte entlehnt, würde in Deutschland niemals und nirgends zur Geltung gelangen. Noch dazu muß man bedenken, daß das Stück, als es geschrieben wurde, damals aus der Gegenwart gegriffen und zur Verherrlichung einer noch lebenden Königin bestimmt war, deren zweifelhafte Geburt dadurch vor aller Augen und Ohren zur Erörterung kam und vielleicht, ja gewiß, von den verschiedenen Parteien sehr verschieden beurteilt wurde. Aber die historische Wahrheit geht, wie gesagt, in nationaler Beziehung dem Engländer über alles, während der Deutsche die poetische Wahrheit verlangt. Nicht ob irgendeine sonderbare Sache sich irgendwo einmal in Deutschland ereignet hat, sondern ob es glaublich, natürlich, wahrscheinlich sei, daß unter den gegebenen Verhältnissen und Charakteren die Dinge sich so begeben und

nicht anders, das ist es, was bei uns in erster Reihe steht. Und deshalb und weil ich bei allerhöchster Verehrung und Anbetung Shakespeares doch auch dieser Ansicht bin, glaube ich, daß es mit historischen Stoffen unserer Geschichte – ich spreche nicht von der antiken Welt und von Vorstellungen, welche allgemein geläufig sind — daß es um deutsche historische Stoffe eine mißliche Sache sei."

Ich erzählte hierauf, daß ich Saar, da ich ihn kennen lernte, ihm und uns zu dieser ersten deutschen Kaisertragödie Glück wünschte und die Hoffnung aussprach, er werde eine lange Reihe solcher Bilder vor uns entrollen, worauf er sogleich antwortete, daß daran nicht zu denken sei, weil der durch die ganze deutsche Geschichte gehende Kampf zwischen Staat und Kirche in Heinrich dem Vierten und Gregor seinen Gipfel erreicht habe und daß daher jede andere Bearbeitung einer Kaiserhistorie nur eine schwächere und verwässerte Wiederholung dieses Konfliktes enthalten könnte.

— „Das ist auch ganz richtig, aber eine andere Seite der deutchen Geschichte, und Sie sehen, wie recht ich habe, da Saar seinen Stoff nur ausnahmsweise für gestaltungsfähig hält und, jeden andern derartigen Vorwurf entschieden ablehnend, die Schwierigkeit und Mißlichkeit solcher Gegenstände sogleich einsehen gelernt hat."

„Wenn das Ihre Überzeugung ist," warf ich ein, „so haben Sie selbst dagegen verstoßen durch den ‚treuen Diener', den ‚Ottokar', den ....."

— „Den Ottokar? Ich glaube im Gegenteil, daß gerade diese Stoffe für meine Ansicht sprechen, denn ein Charakter wie Ottokar und sein Zusammenstoß mit Rudolf, der Kampf einer wilden Heldennatur mit einem Repräsentanten des Rechts und Gesetzes, das ist ein Stoff, der an

und für sich Wert und Interesse hat, und hat er dieses und ist er historisch — desto besser, er bietet dann einen lebendigen Hintergrund, der durch nichts aufgewogen werden kann."

„Und warum erheben Sie dann Protest gegen das, was Sie selbst hochachten?" erwiderte ich fragend. „Uns, dem Publikum, mir ist der, ich möchte sagen, historische Duft das Zaubervollste, was ich denken kann. Wie unwahr im ‚Don Carlos' auch so manches in historischer Beziehung geschildert ist — diese ganze Hofluft in der Umgebung Philipps des Zweiten, wie ganz anders weht uns das Stück an, als wenn sich diese Vorgänge irgendwo außer der Geschichte begäben, und wie köstlich ist jedes Körnchen, das neben der dramatischen auch noch historische Bedeutung hat."

— „Aber wie selten haben Stoffe diesen zweifachen Inhalt. Ich meine, es müsse vor allen Dingen die psychologische Wahrheit vorhanden sein, damit die historische Wert habe — wie dies im „Ottokar" der Fall ist — und ich glaube, das Stück könne an und für sich Interesse haben, wenn auch die Personen anders hießen und wenn der Kampf auch nicht zwischen uns bekannten Personen und Nationen stattfände. Ich hatte die allgemeine Vorstellung einer starken Heldennatur vor mir, welche zur Gewaltsamkeit ausschreitet und mit Gesetz und Recht bricht, um eigenen, in letzter Richtung ganz selbstischen Zwecken der Macht und Größe nachzustreben. Es schwebte mir dabei vor, was ich selbst angesehen und erlebt hatte — Napoleon, seine Macht und Größe, der schwellende Ehrgeiz, der ihn zuerst emportrug und dann zum Falle brachte."

„Ich kann mir denken, wie solch Selbsterlebtes zur Darstellung drängt", bemerkte ich.

— „Nicht zur Darstellung des eben vorliegenden Falles — das meine ich nicht. Ich habe im Gegenteil nie begriffen, wie man eine Sache, die man erlebt, einen Mann, den man gesehen, einen Stoff gleichsam von der Gasse herauf sich ins Zimmer nehmen und dramatisch behandeln kann. So etwas muß aus der Ferne gesehen sein, muß Perspektive haben. Aber eine Idee, welche durch Erlebtes ins Leben gerufen und angeregt wird, treibt zur Gestaltung, und Ottokar ist der Träger einer solchen Idee. Der Aufbau eines großen Reiches ohne Rücksicht auf Nationalität und Humanität, bloß um der Herrschaft willen; das Infragestellen alles bereits Erreichten, die allmählig überwiegende Notwendigkeit fortgesetzter Gewalttaten als Folge von Gewalttaten, die entweder gebieten, immer noch weiter zu gehen, oder den Untergang drohen, wie dies schließlich bei Napoleon der Fall war; selbst die beiden Frauen, von denen er die Erste, die sein Glück begründen half [verstößt] und die an gebrochenem Herzen stirbt, weil er sie verstößt um eine jüngere an sich zu ziehen — sogar diese Symptome menschlichen Ehrgeizes und Übermutes, welche ich an Napoleon sich entwickeln sah, haben mir bei Ottokar vorgeschwebt. Daß ich aber in der leichtsinnigen Kunigunde hätte auf Marie Louise anspielen wollen, daran hab' ich nicht einen Moment gedacht und das ist auch erst später anderen Leuten eingefallen."

„Und Sie meinen", frug ich, auf den frühern Gegenstand zurückkommend, „die deutschen Kaisergeschichten enthielten keine Keime, die solch einer dramatischen Entwicklung fähig wären?"

— „Nein! Versuchen Sie einmal, ob sich irgendeine einfache Wahrheit, wie z. B. in Ottokar: Hochmut kommt vor dem Falle, auch nur in einer dieser verwickelten Be-

gebenheiten des römisch-deutschen Reiches ausspricht. Alles geht da drunter und drüber, bald ist der eine, der im Unrecht ist, oben, bald muß der, auf dessen Seite das Recht und unsere Sympathie sind, sich beugen, und wie anmaßend und despotisch das Papsttum sich geberdete und wie sehr man auf der Seite Deutschlands stehen mag, diese Kaiser, namentlich dieser Heinrich — der freilich so schwer gebüßt — haben ja gewirtschaftet, daß man unmöglich Partei für sie nehmen konnte, jetzt so wenig wie damals. — Nehmen Sie nur die fortwährenden Revolutionen und Verrätereien der Söhne gegen die Väter, die Eidbrüche und Gewalttaten, an welchen freilich die englische Geschichte noch reicher ist; der Engländer aber, welcher in diesen Darstellungen nur die Historien seines Landes oder was er dafür hält und was ihm als solche mythisch geworden ist, vorgeführt sehen will, läßt sich dadurch nicht anfechten — ein deutsches Publikum jedoch verträgt das nimmermehr! Ich bin wirklich neugierig, wie Saar das Verhältnis mit dem Sohne entwickelt, um es zur Darstellung geeignet zu machen."

„Sie werden finden", bemerkte ich, „daß er das allgemein Menschliche mit meisterhaften Strichen zu zeichnen weiß; die Szene zwischen Heinrich und Batilde ist tief ergreifend, sie weckt unsere ganze Teilnahme."

— „Gerade solche Szenen sind gefährlich für die Einheit des Ganzen; darum eben sage ich, diese deutschen Kaiserhistorien eignen sich nicht zu dramatischer Vorführung nach unseren deutschen Begriffen und Forderungen. Aber sie würden den Engländern und ihrem nationalen Geschmack ebensowenig entsprechen. Wo finden Sie in der deutschen Geschichte solche entscheidende Triumphe einer siegreichen Partei, wie z. B. in Richard dem Dritten, wo nach all dem Greuel die Heirat von Richmond und Elisabeth den

Krieg der weißen und roten Rose wirklich ganz beendigt und unwillkürlich an das Sprichwort ‚Ende gut, alles gut' erinnert? Hat nicht in Deutschland, wenn eine Kalamität zu Ende geführt, ein Aufstand gedämpft war, sogleich eine neue Erhebung stattgefunden, so daß man gar nirgends ein Plätzchen findet, auf welchem eine Tragödie zur Ruhe, zum Abschluß kommen kann? Und sehen Sie: weder Schiller noch Goethe, noch sonst einer unserer bedeutenden Dichter hat nach diesen Stoffen gegriffen. Und wie nahe lagen diese sächsischen Kaiser jenen Poeten, welche in sächsischen Ländern Freundschaft, Liebe und Vaterland, an sächsischen Fürstenhöfen eine Stätte ihres Wirkens fanden! Aber jeder — und auch Schiller, der mit harten und schwierigen Stoffen umzugehen verstand — hat das herausgefühlt. Ich sage jedoch damit gar nicht, daß es unmöglich sei, diese Vorwürfe zu benutzen und zu bewältigen, wie es ja Saar gelungen sein soll?"

Ich bat, den Dichter zugleich mit seiner Dichtung hier einführen zu dürfen, was freundlich gewährt wurde und bald darauf zur Ausführung kam.

1192.

Ferdinand v. Saar bei Grillparzer.

März 1867.

Saar an Moritz Necker, Raitz in Mähren, 16. März 1892.

Ich habe heute zu meiner großen Freude von Herrn Dr. Emil Reich die Mitteilung erhalten, daß Sie, Verehrter, sich geneigt erklärt haben, am nächsten Vortragsabend der „Grillparzer-Gesellschaft" über meine Schriften zu sprechen . . .

Dr. Reich hat mich aufgefordert, Ihnen so rasch wie möglich über meine Begegnungen mit Grillparzer zu berichten, was nunmehr in aller Eile geschieht.

Ich suchte den verewigten Dichter zweimal in seiner Wohnung auf, und zwar im Februar oder März des Jahres 1867. Das erste Mal wurde ich durch Frau v. Littrow-Bischoff eingeführt, welche jedoch bald sich wieder entfernte und uns allein ließ. Das zweite Mal erschien ich ohne Begleitung. Beide Male dauerte meine Anwesenheit nicht sehr lange; denn Grillparzer fühlte sich damals schon körperlich sehr schwach und sein stumpfes Gehör erschwerte die Unterhaltung, welche sich begreiflicherweise hauptsächlich um seine Schöpfungen drehte. Als ich aussprach, daß ich für meine Person die „Sappho" und den „Ottokar" am meisten bewundere, erwiderte er mit seinem charakteristischen Kopfnicken: „Nun ja, nun ja, aber mir ist und bleibt doch die ‚Ahnfrau' das liebste meiner Stücke." Über meinen „Heinrich", sagte er beim Abschied: „Ihre Tragödie ist ein Meisterwerk" — und als ich, wie natürlich — mit einer wirkungsvollen Geberde bescheiden Einwand erhob, sagte er mir echt Grillparzerisch: „Nun ja, nun ja, das ist zu viel — aber, aber, aber" — damit entließ er mich mit einem herzlichen Händedruck. Das fand bei der ersten Begegnung statt, der zweiten wurde sehr bald durch das Erscheinen der Frau Wolter ein Ende gemacht, die sich damals, wie ich glaube, zum ersten Male dem Dichter vorstellte.

Zu einem weiteren Besuche kam es meinerseits nicht, da ich das Jahr 1868 und 1869 teilweise nicht in Wien zubrachte; an dem 80. Geburtstage des Dichters konnte ich persönlich nicht vorkommen und bloß eine Karte zurücklassen. Zu Josef Weilen äußerte sich Grillparzer in einem

Gespräch über geschichtliche Dramen: „Es ist so eine Sache mit den historischen Dramen! Bei Saar ists gerade so: wo er historisch sein soll, wird er poetisch — und wo er poetisch sein soll, wird er historisch.“ Sind das nicht goldene Worte? Und wie echt „Grillparzer!“

Das ist so ziemlich alles, was ich mitzuteilen habe . . .

1193.

Ludwig Gabillon an ?

Wien, 4. April 1867.

Hochverehrte Freundin,

Grillparzer, liebenswürdig wie immer, hat mir für Wallner ein paar Verse zugesagt; — aber wann werde ich sie erhalten? — Wollen Sie, falls er zu lange säumen, oder gar darauf vergessen sollte, die freundliche Mahnerin spielen? Sie sind ja immer die rastlos Rege, wenn es gilt, Ihren Freunden gefällig zu sein.

Mit den besten Grüßen für die Damen des Hauses . .

1194.

Grillparzer, Halm und Laube.

Neues Wiener Tagblatt, 5. August 1867.

Bei der Gelegenheit sei auch ein Wort Grillparzers über Laube erwähnt, das aber nicht von heute und gestern, sondern von früher stammt. Man verglich in Gegenwart des greisen Dichters Laube mit Schreyvogel . . . Grillparzer bemerkte über den Vergleich: „Laube kommt dabei zu kurz. Schreyvogel war allerdings ein ganz tüchtiger Direktor, und

das Burgtheater hat ihm gewiß viel zu danken. Aber mit der eisernen Energie, mit der schaffenden Rastlosigkeit, wie Laube, hat er doch lange nicht gearbeitet."

1195.

Neues Wiener Tagblatt, 27. August 1867.

Hinter den Kulissen des Burgtheaters erzählt man ein Wort Grillparzers über die Direktionskrisis. „Als guter Patriot" — hat der greise Dichter gesagt — „muß ich wünschen, daß das Land viele so tätige, verständige und — ehrliche Beamte habe und behalte, wie Laube ist."

1196.

Neue Freie Presse, 8. September 1867.

Dr. Laube ward in Salzburg zwar nicht zur Hoftafel gezogen — bürgerlichen Dichtern, selbst wenn sie eine offizielle Stelle bekleiden, widerfährt in Österreich solche Ehre nicht — Napoleon dagegen war so artig, dem Direktor des Burgtheaters, der seinetwegen nach Salzburg bemüht worden, das Kreuz der Ehrenlegion zu schicken. Laube wird dieses Kreuz wie so manches andere der letzten Zeit auf sich nehmen, aber schwerlich tragen. Zum Kreuzträger fehlt ihm die Natur.

Im Burgtheater fragt man jeden Abend: Bleibt Laube oder nicht? Das Oberstthofmeisteramt scheint in bezug auf diese wichtige Frage einen geheimen Feldzugsplan zu haben, etwa so wie unser Generalstab voriges Jahr in Böhmen. Die Ernennung Halms läßt sich mit Nachod und Skalitz

vergleichen, die Zusammensetzung des Bureaus, welches der neue Generalintendant ernannte, erinnert an Gitschin und Königinhof; bleibt also nur noch als Krönung des strategischen Gebäudes das Königgrätz des Burgtheaters, der Rücktritt Laubes zu erwarten.

Was würde wohl Grillparzer dazu sagen — Grillparzer, der erste dramatische Dichter Österreichs, der in seiner eigenen Heimat nahe daran war vergessen zu werden, dessen Stücke das Burgtheater fast nicht mehr gab, bis Laube kam und seiner Bedeutung gerecht ward? Was sagt Grillparzer zu der Ernennung Halms?

Dieselbe Frage wurde unlängst in einem öffentlichen Lokal aufgeworfen, wo vier Herren beisammen saßen. „Was sagt Grillparzer?“ interpellierte einer derselben seinen Nachbar. — „Er sagt,“ erwiderte dieser, „es ist nicht das erstemal“. — „Was heißt das,“ fragte der dritte und der zweite begann: „Es war vor ziemlich langer Zeit, noch unter Kaiser Ferdinand, daß Grillparzer, damals noch leidlich jung und rüstig, um die Stelle eines ersten Kustos an der k. k. Hofbibliothek einkam. Jedermann erwartete, daß ihm diese Stelle verliehen würde, die sowohl für seine Bedeutung als sein stilles, beschauliches Wesen paßte. Die öffentliche Meinung, soweit sie damals überhaupt existierte, war dafür, die einflußreichen Persönlichkeiten ebenfalls, auch der Kaiser schien geneigt, Grillparzer diesen einträglichen und angenehmen Posten zu verleihen. So glaubte denn Grillparzer und mit ihm alle Welt, man würde sein Gesuch bewilligen. Aber man machte die Rechnung ohne den Wirt; plötzlich ward ein dicker Strich hindurchgezogen, und dieser Strich hieß Friedrich Halm. Wie das gekommen, weiß noch heute eigentlich niemand, aber Grillparzer hat es nicht vergessen und darum sagte er, als ihm die Nach-

richt von der Ernennung Halms zum Generalintendanten bekannt wurde: „Es ist nicht das erstemal!“

Die Zuhörer sahen sich an und schwiegen.

1197.

Neue Freie Presse, Beilage zu Nr. 1088, 11. September 1867.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Herr Redakteur! In einem Feuilleton Ihres Blattes wurde neulich [Nr. 1196] des Baron Münch und Grillparzers in einem Zusammenhange erwähnt, als habe Grillparzer sich um die Stelle eines Kustos der k. k. Hofbibliothek beworben und sei von Baron Münch geschlagen worden. Dem liegt eine Verwechslung zugrunde. Als Baron Münch sich zu der vakant gewordenen Stelle eines Kustos der Hofbibliothek meldete, konkurrierte er nicht mit Grillparzer, der gar nicht in Bewerbung getreten war und also bei der Besetzung nicht in Frage kommen konnte. Dagegen hat sich Grillparzer allerdings um die Stelle bei der Universitätsbibliothek in Wien beworben. Warum ihm diese nicht verliehen wurde — ich weiß es nicht. Freilich sagte der damalige Ministerialreferent: „Nun ja, der Herr Grillparzer ist ein sehr berühmter Mann, aber doch nur in der Belletristik!“ — Vielleicht ist es der Mühe wert, daß Sie diese historische Miszelle Ihren Lesern mitteilen und dadurch jener tendenziösen Darstellung gegen den Generalintendanten Freiherrn von Münch-Bellinghausen die Spitze abbrechen.

Wien, 10. September. Verus.

1198.

Neues Wiener Tagblatt, 16. September 1867.

Interessant ist die Erregtheit, mit welcher der greise Grillparzer die neue Ordnung der Dinge im Burgtheater beurteilt. Nicht bloß intimen Bekannten gegenüber, sondern gegen alle Welt ergeht er sich in herbsten Urteilen über Halm und dessen neuesten Ehrgeiz, den er unumwunden als verhängnisvoll für das Hoftheater bezeichnet. Der alte Herr hat Laube völlig in sein Herz geschlossen. Von Dingelstedts Direktionstalent hat er offenbar keine große Meinung und man erzählt darüber ein charakteristisches Wort des Dichterveteranen. „Daß Dingelstedt vom Theater so gut wie nichts versteht," meinte Grillparzer, „hat er mir schon dadurch gezeigt, daß er in Weimar die historischen Stücke Shakespeares der Reihe nach aufgeführt hat. Wer das tut, wer nicht zu unterscheiden weiß, daß darunter Stücke sind, die man gar nicht auf einer Bühne aufführen kann, der versteht eben vom Theater nichts."

1199.

Neue Freie Presse. Beilage zu Nr. 1096, 19. September 1867.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Herr Redakteur! Wie die Menschen doch selbst in wichtigen und interessanten Fragen ein gar so kurzes Gedächtnis haben! Da wurde vor wenigen Tagen behauptet [Nr. 1197], Grillparzer habe um die Kustosstelle in der k. k. Hofbibliothek gar nie konkurriert! Der alte Herr findet es wahrscheinlich bei der neuerlichen Krise mit Halm nicht angezeigt, aus seiner Bescheidenheit herauszutreten; aber vor zwanzig und einigen Jahren konnten wir den Minenkrieg

in der Allg. Ztg. lesen und wer will und Muße hat, kann heute noch nachschlagen und finden, daß Grillparzer und Halm die beiden Konkurrenten waren. Als das Zünglein der Hofwage gegen Grillparzer hin sich zu neigen begann — da suchte man ein Gedicht hervor, das Grillparzer in seinen jüngeren Jahren im „Pantheon" geschrieben, „das jetzt mit Bildchen und Kreuzerblättern aus der Legende beklebt ist, durch welche das alte Heiligtum der Götter und Helden profaniert wird". Man bezeichnete damals den alten Castelli als Helfershelfer — „unseren" Grillparzer aber als Spötter der Religion und das allein genügte, um den Dichter unwürdig für eine Kustosstelle in der Hofbibliothek erscheinen zu lassen. Später entschädigte man Grillparzer, der damals Adjunkt im Finanzministerium war, damit, daß man ihn „der Reihe nach" zum Archivsdirektor im Finanzministerium vorrücken ließ!! Bekanntlich ist Grillparzer seit langen Jahren in Pension.

Genehmigen Sie usw.

Wien, 18. September 1867. Veracissimus.

120.

Karl v. Thaler bei Grillparzer.

1867?

Nach Thalers Bericht 1871.

Dieselbe ärgerliche Stimmung [wie bei der Feier des 61. Geburtstages] fand auch ich bei dem großen Dichter, als ich vor drei Jahren bei ihm war, um einen Beitrag aus seiner Feder für den ersten Jahrgang des „Konkordia-Kalenders" zu erbitten.

Da kurz zuvor einige Epigramme von ihm — aller-

dings ohne sein Zutun — gedruckt worden waren, so rechnete das Redaktionskomitee beinahe sicher auf Grillparzer. Aber da war nichts zu machen. So sehr ich mich aufs Bitten verlegte, er blieb unerschütterlich. „Ich begreife nicht, daß Sie zu mir kommen", murrte er, „ich tue ja nichts mehr, um unter die Lebenden gezählt zu werden, und verlange es gar nicht. Es ist mir am liebsten, wenn Sie mich als toten Mann betrachten und in Ruhe lassen."

1201.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, 6. Oktober 1867.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Von der Reise heimgekehrt, besuchte ich Grillparzer Er frug, wo wir gewesen und ich erzählte vom Rhein, von Holland, vom Kloster Maria Laach, von Leuten und Orten, die wir gesehen — allein er schenkte diesen Dingen nicht die gewohnte Aufmerksamkeit. Seine Stimmung war eine gedrückte und erst da ich daran erinnerte, daß heute der 6. Oktober, der Todestag Latours (1848) war, erwachte seine Teilnahme. Die schweren Unglücksfälle, welche das Kaiserhaus betroffen, der schreckliche Tod der lieblichen Erzherzogin Mathilde (6. Juni), das furchtbar tragische Ende (19. Juni) des Erzherzog Max als Kaiser von Mexiko hatten ihn tief ergriffen. Man konnte sehen, wie die Liebe zum Kaiserhause bei ihm aus dem Herzen, nicht aus der Phantasie kam, weil sie den Verstand nicht umflorte, das Urteil nicht abschwächte, und wie er ungeachtet mancher scharfen und epigrammatischen Äußerungen mit der Treue angeborner Loyalität an der Person seines Kaisers hing

zu der angestammten Herrscherfamilie hielt und sich mit ihr freute, mit ihr trauerte.

Da ein Zufall wenige Stunden, eh' die Erzherzogin Sophie den Tod ihres Sohnes erfuhr, mich zu der hohen Frau geführt hatte, ließ Grillparzer sich genau berichten, wie ich alles gefunden. Von der Porträtbüste des Kaisers Maximilian, welche von grünen Blattpflanzen umgeben vor dem ersten Spiegelpfeiler im Eckſalon in Schönbrunn stand, und vor welchem die Erzherzogin in Betrachtung verblieben war, da sie mich entließ, bis zur Einrichtung, den Bildern und Albums mußte ich alles beschreiben, und die wärmste Pietät sprach sich in seinen Worten und Fragen aus. Ganz besonders ergriff ihn der Umstand, daß die hohe Frau wenige Stunden, eh' sie die Schreckenskunde vom Tode des Sohnes erfuhr — wie sie gegen mich äußerte — ihn noch gerettet, auf einem Schiff geborgen wähnte, und daß also der furchtbare Schlag sie ganz unvorbereitet traf. Er bedauerte, daß der Charakter des Kaisers von Mexiko nicht stark genug gewesen, um seiner Phantasie das Gleichgewicht zu halten, ließ aber den Talenten und Fähigkeiten des unglücklichen Monarchen volle Gerechtigkeit widerfahren.

— „Wie viel gehört dazu für einen Prinzen," sagte er „um so gescheit zu werden wie ein gewöhnlicher gescheiter Mensch. Er muß nicht nur bedeutenden Verstand, sondern auch Mut und Energie haben, das Netz von Täuschungen zu durchreißen, mit welchem er von Kindheit an umstrickt ist, innerhalb dessen ihn unbedingte Ehrfurcht umgibt und die Vorstellung seiner Vorzüglichkeit vor andern ihm zur Gewohnheit wird. Das Heraustreten aus diesem Kreis ist aber um so schwieriger, als vielerlei Unannehmlichkeiten ja Demütigungen damit verbunden sind, denen er sich freiwillig und bloß aus Liebe zur Wahrheit aussetzen

muß. Darum wiederhole ich, ein geſcheiter Prinz muß einem gleich geſcheiten gewöhnlichen Menſchen an Verſtand und Willenskraft weit überlegen ſein .... Ich bedaure vor allen die Erzherzogin Sophie, die eine edle und hoch geſinnte Frau iſt, wenig Glück in ihrem Leben gehabt und nun ſo ſchwer vom Unglück getroffen wird. Als eine junge ſchöne Prinzeſſin kam ſie hierher an den traurigen und langweiligen Hof des Kaiſers Franz, wo ſie allem Anſchein nach beſtimmt ſchien, dereinſt die erſte Perſon zu werden. Man zweifelte damals, wenigſtens im Publikum, an der Thronfolge des kränklichen, zu jener Zeit noch unverheirateten Kronprinzen Ferdinand. Sie war eine lebensfrohe Frau, denn am bayriſchen Hofe lebte man heiter; religiöſe Engherzigkeit kannte man dort nicht. Ein Dritteil des Volkes war proteſtantiſch, die weiblichen Mitglieder der Königsfamilie waren es größtenteils auch. Hier war ſie allein und ſo ſchloß ſie ſich an die Kaiſerin Karolina Auguſta, die, auch eine bayriſche Königstochter und ihre viel ältere Schweſter, eine treffliche Prinzeſſin, in frühern Zeiten aber ſehr unglücklich war und ſich einer ſtreng religiöſen Richtung hingab. Sie zog die junge Erzherzogin auf dieſelbe Bahn und dieſe fügte ſich mit Reſignation ihrem ſtillen Loſe, denn es vergingen fünf bis ſechs Jahre, eh' ſie Kinder hatte, und Erheiterung und Unterhaltung gab es bei Hof wenig oder keine."

Ich meinte, daß die ultrakirchliche Richtung erſt aus ſpäterer Zeit ſtamme, da die hochbegabte Frau mit dem Jugendglück zugleich auch auf anderes verzichten mußte.

— „Sie iſt mit ihrer Natur immer in Widerſtreit mit den Verhältniſſen gekommen; damals, als ſie ihren Frohſinn, ihre Energie und Lebhaftigkeit in ſich verſchließen, bekämpfen mußte und ſich damit der Religion

zuwandte — jetzt, wo sie mit dieser zu weit gehenden Frömmigkeit an der andern Seite anstößt und verkannt wird."

Ich betonte, daß sie wirklich verkannt werde, da man im Publikum gar nicht ahne, welche Opfer die hohe Frau bringe; wie ich z. B. zufällig wisse, daß zur Zeit, da allgemeine Ersparnisse im Hofhaushalt eingeleitet und damit die sämtlichen Apanagen der Mitglieder des Kaiserhauses beschränkt wurden, sie sich entschieden weigerte, Gnadengehalte und Pensionen, auf welche sie ja ihre ganzen Einkünfte verwendete, einzuziehen und daß sie selbst lieber ihre Bedürfnisse einschränkte, eh' sie litt, daß arme Leute das ihnen zugesagte Almosen verlieren sollten.

— „Das sieht ihr ganz ähnlich, und das glaub' ich auch, denn sie ist nicht nur von Natur eine Prinzessin, sondern sie ist es auch im Bewußtsein und ihre Religiosität damit im Zusammenhange. Durch die ganze Art ihres Schicksales und dadurch, daß ihre Wünsche und Hoffnungen sich im Leben nicht erfüllten, hatte sie einen wunden Fleck am Herzen und für diesen suchte und fand sie Balsam in der Religion. Ich war niemals ein Gegner der Religion, niemals ein Atheist — im Gegenteil — aber daß durch ultramontane Übergriffe in unsere verworrenen, ökonomisch und national zerrissenen Zustände auch die religiöse Spaltung — die man ja unter Kaiser Franz gar nicht kannte — herein kam, muß jeden, der es gut meint, betrüben."

Grillparzer sprach noch über die schlimmen Verhältnisse, kam wieder auf den Tod der Erzherzogin Mathilde und die begleitenden Umstände und frug, wie ich zur persönlichen Bekanntschaft der Erzherzogin Sophie gekommen sei.

Ich erzählte, wie ich eines durch die politischen Ver-

hältnisse des Jahres 1848 ins Unglück gekommenen sehr verehrten Verwandten wegen in seinen Angelegenheiten und auf seinen Wunsch damals eine Audienz bei der Mutter des Kaisers erbeten, wie sie mich gütig aufgenommen habe, mir fast vertrauensvoll begegnet sei.

— „Ja, so ist sie, so ist sie. Welch einen Stich ins Herz mußte es dieser Frau versetzen, die das Bewußtsein ihrer Würde nie verließ und die sich daher auch im Jahr 1848 nichts vergeben hat, als ihr Sohn aus den Händen Napoleons des Dritten eine Krone annehmen mochte. — Ein Schritt, der so unverzeihlich ist, daß einem die Folgen fast wie die Hand der strafenden Nemesis erscheinen."

„Die aber den Urheber Napoleon verschonte," sagte ich.

— „Wir werden es vielleicht nicht erleben, ich gewiß nicht, aber eine Katastrophe kann dort nicht ausbleiben."

Das Gespräch kam auf den Inhalt des Trauerspiels in Mexiko, wie derselbe einst dramatisch verwertet werden würde und wandte sich modernen Dramen, namentlich den Werken Otto Ludwigs zu. Ich erzählte davon und meinte, es werde einem in den „Makkabäern" doch durch die wiederholten Abschiedsszenen der Mutter, die ihre Söhne in den Flammentod sendet, fast zu viel zugemutet. Das Gepraſſel und Züngeln der Flammen, die diese blühenden Leiber verzehren, hatten mich über alles Maß erschüttert. Ich meinte beinah den Geruch der brennenden Fleischmassen in dem überfüllten und heißen Burgtheater zu verspüren und hätte ich mich nicht vor meiner Mutter geschämt und gefürchtet, durch mein Aufbrechen ihren Genuß zu stören, ich wäre ungeachtet meiner Theaterliebe fort gegangen.

Grillparzer neckte mich über meine Empfindsamkeit, sprach vom „Erbförster" und von der vollendeten Darstel-

lung dieser Gestalt durch Anschütz, wovon er gehört und von welcher ich manches erzählen konnte. Zuletzt sagte ich, es sei mir eben so leicht denkbar, daß ein anderer Mensch wieder auf die Welt käme, als daß dieser Erbförster durch einen andern in seiner wahrhaftigen Gestalt jemals wieder über die Bretter ginge.

— „Das ist auch die ganz richtige Vorstellung — gerade so geht es mir mit den großen Meistern, die ich in meiner Jugend sah und die mir ihre Nachfolger nicht zu ersetzen vermochten. Auch ich konnte mir diese Rollen nicht von andern vorgestellt denken und das ist einer der Gründe, weshalb ich nicht mehr ins Theater ging. Jetzt ist es meine Schwerhörigkeit; ich habe jedoch schon früher aufgehört, das Theater zu besuchen, eh' ich noch mit meiner Taubheit geschlagen war, obschon mir meine Fräuleins damals oft zugeredet haben, mit einer wahren Obstination zu meinem Besten. Aber die Schauspieler, die ich gesehen, kommen nicht wieder. Und jetzt soll es noch übler sein. Die tragische Kunst hört auf wie so vieles."

„Was Sie da sagen," fiel ich ein, „hat mir auch so geschienen, aber Laube hat immer dagegen gesprochen und gescholten. Er sagt, diese Ansicht beruhe großenteils auf Illusionen, die wir aus der Jugend mitbrächten. Jungen Leuten, die zuerst ins Theater kämen, machte natürlich alles einen größern Eindruck als vieljährigen Theaterbesuchern und wenn diese die Götter und Göttinnen ihrer Jugend einmal wieder sähen, wunderten sie sich immer, wie die Leute „zurückgegangen" seien, während vielmehr sie selbst einen andern Maßstab anzulegen sich gewöhnt hätten. Er — Laube — behauptet diese Selbsttäuschung seit lange zu kennen; denn schon in seiner Jugend hätten die Greise für die Künstler und Künstlerinnen ihrer Zeit geschwärmt,

gerade so wie wirs jetzt machten. Aber sehr viele von diesen alten Leuten würden auch finden, daß die Mädchen überhaupt damals hübscher gewesen, daß sie anmutiger getanzt hätten, was alles seinen Grund nicht darin habe, daß die Leute besser spielten, oder die Mädchen damals hübscher gewesen seien, sondern darin, daß wir eben nicht mehr so jung und eindrucksfähig wären. Solch eine klägliche Besetzung der Nebenrollen selbst auf den großen Bühnen, solch armseliges Spiel wie damals an den Theatern der Städte zweiten Ranges an der Tagesordnung gewesen — ein Spiel, das das Publikum jener Zeit gleichwohl mit warmer Begeisterung begleitete — käme jetzt gar nicht mehr vor, würde als unleidlich gelten. Große und geniale Schauspieler seien immer selten gewesen, seien es auch jetzt; die Zahl der guten habe sich jedoch sehr vermehrt.

— „Ich habe," sagte Grillparzer, „in den letzten Dezennien zu wenig gesehen und erfahren, um über Blüte oder Dekadenz der tragischen Kunst zu urteilen; indem ich mich aber an die Künstler meiner Zeit: Brockmann, Weidman, Koch, Roose, Korn, an die Frau des letztern, die Schröder, die Müller, die Jaquet, die Adamberger erinnere, glaube ich wohl zu denen zu gehören, denen die Mimen der Vergangenheit als Muster vorschweben. Dafür stimme ich, was die größere Anzahl der guten Schauspieler anlangt, ganz mit Laube überein."

Ich erwiderte, daß ich mir in dieser Sache kein Urteil mehr zutraute, weil auch mir die Künstler, die ich in meiner Jugend sah: Laroche, Anschütz, Löwe, als in der Gegenwart unerreicht daständen, während mir Laubes Ansicht doch einleuchte. Wenn die tragische Kunst wirklich von Generation zu Generation so herabgekommen wäre, wie es uns scheint, so müßte sie ja längst zugrunde gegangen

sein. Ich scheute mich aber, da ich unsicher geworden, über solche Dinge zu sprechen und seit einmal ein Sachverständiger in meiner Gegenwart einem jungen Kaufmann, der sich etwas vorlaut über tragische Kunst aussprach, zugerufen: „Das verstehen Sie nicht," schwieg ich bescheiden stille. Ich wollte lieber für ein schweigendes Gänschen gelten, als mich als Frau solcher Zurechtweisung aussetzen.

— „O, darin bin ich auch ganz eine Dame," rief Grillparzer, „ich will auch lieber für einen Esel gehalten, als wie ein Esel behandelt werden."

„Wenn ich ein Mann und der Hochachtung der anderen so sicher wäre wie Sie," erwiderte ich, „so würde ich mir aus der Begegnung nicht viel machen."

— „Der Esel kriegt Schläge mit oder ohne Hochachtung. Man gewinnt und verliert nichts durch die äußere Begegnung, aber man darf sich seiner selbst und der andern wegen nicht zu nahe treten lassen. Das befiehlt schon die Selbstachtung und an seinem eigenen Urteile zweifelt man ja doch nicht. Kann sein, daß nur ich solch einen alten stützigen Kopf habe, aber da kann ich niemandem eine höhere Instanz einräumen, als ich mir selber bin."

„Bis Sie aber dahin kamen," bemerkte ich, „werden Sie mancherlei Wandlung erfahren, fremder Einsicht manche Konzession gemacht haben. Verzeihen Sie, wenn ich das so offen ausspreche, aber was die Natur auch für einen ihrer Lieblinge getan, die Reife des Urteils, die Klugheit des Lebens wird nur durch das Schleifrad fremder Berührungen gewonnen und selbst Sie sind, was Sie sind, nicht ohne die anderen geworden."

— „Wenn ich nur selbst genau wüßte, was ich geworden, wo ich stehe, welchen erhabenen Standpunkt ich einnehme. Ich muß doch den anderen Leuten ganz anders

vorkommen als mir selbst und das ist eigentlich ein Trost für mich."

„Mich dünkt," versetzte ich, „Sie gehören ‚trotz alledem und alledem' zu den Menschen, die sich erst fühlen, wenn ihnen zu nah getreten wird. Wäre die Welt gerechter gegen Sie gewesen, Sie würden möglicherweise noch ungerechter gegen sich selbst sein."

— „Kann sein, aber glauben Sie mir, es tut immer mehr weh, wenn die anderen ungerecht gegen einen sind, als wenn man es gegen sich ist. Man ist doch nie so gar hart gegen sich selbst, schon weil man für sich den Maßstab seiner Zeit mitbringt, während die Jüngern immer den eigenen an das Fremde legen."

„O," rief ich, „das ist genau dasselbe, was Laube über die Schauspieler sagt, die ja Individuen sind, die nie wiederkehren wie wir selbst und für die wir also nur den wechselnden Maßstab unserer eigenen Entwicklung haben. Schließlich werden meine Kinder auch einmal das Dahinsterben der Künstler *ihrer* Zeit beklagen, und wenn sie dann sagen, daß ein Schauspieler wie Lewinsky nicht wieder kommt, werden sie recht haben."

— „Es ist merkwürdig, dieser Künstler hat fast keine Gegner und die gegen ihn sprechen, erzählen immer nur wie er jetzt in Das und Jenes verfalle. Das geht aber schon Jahre so fort und mit seiner Vortrefflichkeit bleibts beim alten, es muß also mit diesem ‚Verfallen' nicht recht ernst sein."

1202.

Moritz von Schwind an Eduard Mörike.

München, 26. Dezember 1867.

Ich habe mich dummerweise wieder in eine große Arbeit eingelassen — wie Grillparzer sagt — so lange Sachen, worunter er Trauerspiele versteht. Ich habe den alten Herrn — 76 Jahre — in Wien besucht, und mit ihm von dieser Arbeit, der Geschichte der Melusine, gesprochen mit der Bemerkung, daß das Wunderbare dermalen außer Kredit sei. Sagt er darauf: „Ich habe ein Gespräch in vier Versen gemacht, das heißt [Werke [5] III, 224]:

Laßt mir doch das Wunderbare!
Gar mancher hat's vor mir geehrt.
Allein das Menschliche — das ist das Wahre;
Das Wahre — aber kaum der Mühe wert.

Nicht übel. Das ist schade, daß Sie den Mann nicht kennen . . .

1203.

Moritz Mandl bei Grillparzer.

Wien, Anfang Januar 1868.

I.

Nach Mandls Feuilleton: Zur Würdigung Franz Grillparzers. Neue Freie Presse, 15. Januar 1868.

Vor kurzem war es dem Verfasser vergönnt, mit dem edlen Meister Rücksprache zu nehmen. Der greise Dichter ist sehr leidend, sein Gehör schwer und nicht minder das Auge schonungsbedürftig. Dennoch erregte der Gegenstand des Gespräches dasselbe bald auf das lebhafteste; ich hatte

behufs eines für ein wissenschaftliches Werk wichtigen Aufschlusses zu erfahren gewünscht, ob Beethoven — für den Grillparzer die Oper „Melusine“ verfaßt — diesem gegenüber niemals über sein Verhältnis zur Poesie mündliche oder schriftliche[1]) Andeutung gemacht.

Ich entwickelte den prägnanten dramatischen Zug der Beethovenschen Muse und begründete dessen Stellung als beruhend auf dem Eintritt der Musik in die weltgeschichtliche Entwicklung der Poesie, welche die reinste Kunde aus der Empfindungswelt erklingen ließe.

Grillparzer sprach sich mit wärmster Zustimmung für diese Anschauungen aus. Dabei erzählte er von seinem Umgange mit dem großen Tondichter, dem liebenswürdigsten Menschen, der, aller Wirklichkeit entwöhnt, kindlich und hart männlich zugleich war. Wie rührend ist es, daß der Komponiteur des „Fidelio“ Grillparzer durchaus nötigen wollte, von den Erträgnissen der im Werke befindlichen Oper „Melusine“ die Hälfte als ihm zufallend erklären zu lassen, was wieder der Dichter nicht wollte. Was Beethovens Ansichten über die Zwecke und Grenzen der Musik und der Dichtung in ihrem Verhältnisse zueinander betrifft, bestätigte Grillparzer, daß der größte Tondichter bei seinen musikalischen Klangschöpfungen bestimmten poetischen Inhalt geben wollte. Ja, er hielt selbst die Mittel der Dichtung für die reicheren, ihre Grenzen weiter gezogen. „Sie sind Dichter, Sie können alles ausdrücken, ich beneide Sie,“ hat er einst zu Grillparzer gesagt. Dieser selbst hat so-

[1]) Grillparzer hat dem Erzherzog Maximilian mehrere Briefe Beethovens gegeben, worunter, nach seiner Mitteilung, ein besonders merkwürdiger. Ob sie bei der Katastrophe verloren — vermögen wir nicht zu sagen. Vielleicht bekümmern sich die mit den Papieren Beschäftigten um diese Sache.

gar die Befürchtung ausgedrückt, daß der große Meistersänger der Neuzeit schon den Anfang gemacht habe, hierin zu weit zu gehen, welcher die Verirrungen neuerer Musikschulen in einem ganz anderen, krassen Sinne bezeichnet[1]). Der Verfasser der „Sappho“ selbst hegt dieselbe Liebe für Musik, der er die erquickendsten Anregungen verdankt, wie die Romantiker. Es ist ihm nicht mehr gegönnt, sich jenes Genusses zu erfreuen. Nur wenn vielleicht die Gedankenreigen unseres Innern in ihrem zarten Einklange auch Harmonien sind, so entbehrt der greise Meister derselben nicht. Das Gespräch mit ihm ist noch heute bedeutsam und gibt Kunde eines reichbewegten geistigen Lebens, dessen Verklärung, wenn nicht in Glückseligkeit, so doch im Ruhme strahlt.

* * *

Wie der edle Altmeister unserer Dichtung mir mitgeteilt hat, ist Sorge getroffen, daß eine Gesamtausgabe von dessen Werken, „nach meinem Tode,“ wie er mehrmals lebhaft betonend hinzufügte, veranstaltet werde, welche auch die bisher unzugänglichen Schöpfungen mit enthalten wird. In jenen hervorgehobenen Worten drückt sich dieselbe Stimmung aus, welche den Meister glauben lassen kann, daß er „als Dichter vergessen“ sei.

II.

Nach Mandls Feuilleton: „Titan und Olympier“ (H. v. Kleist und Goethe). Deutsche Zeitung, 11. und 12. Januar 1893.

„Sie sind glücklich,“ sagte er (Beethoven) einst wörtlich zu Grillparzer, „Sie können alles ausdrücken, aber ich! . . .[2])“

---

[1]) Wir verzichten hier darauf, diese Ansicht zu erörtern.

[2]) Mündliche Mitteilungen Grillparzers an den Verfasser, wie alle folgenden Angaben hierüber.

Grillparzer, der Beethoven im höchsten Grade schätzte besorgte gleichwohl, daß er Grenzen und Mittel seiner Kunst überschritten, der Zukunftsmusik die Bahnen gewiesen habe. Er fand Beethoven gerade vor ihm, dem Dichter, in bevorzugter Lage, daß er der gegenständlichen Welt entraten, über dieser schweben konnte: in reinen Höhen der Kunst.

III.

Nach einem 1880 niedergeschriebenem Aufsatze Mandls: „Ludwig van Beethoven in Beziehung zur deutschen Dichtung."

. . . . . man findet . . . . ., daß selbst der anscheinend so abgewandte schroffe, düstere Beethoven an Laune und Liebenswürdigkeit, an Humor und freiem Tone ein „Wiener" war; „aufgeknöpft" arglos und ohne Rückhalt. Das Auge des greisen Grillparzer blitzte noch auf, wenn er von Momenten des Umganges mit dem „Kinde Beethoven" erzählte; wenn er diese oder jene Schnurre vom Komponisteur des „Fidelio" weiter mitteilte, der auch im Detail des Lebens gegen Alltagsrede sich auflehnte und unendlich gutmütig, wie er in innerster Seele war, mit seinem unbändigen Haß gegen alles Schlaffe oder gar Niedriggemeine, von starken Federn der Natur und seines Charakters gespannt und gehalten, — Grillparzer den ehrwürdigen Anblick eines Meisters darbot, welchen der künstlerische Begriff des Lebens selbst allen Zufälligkeiten des persönlichen Daseins entrückt und zu einem wahrhaft unvergleichlichen Manne gemacht hat . . . . .

Ein . . . . . verbreiteter und wahrhaft kritischer Irrtum ist es, wenn in weiten Kreisen . . . . . noch vorausgesetzt wird, daß . . . . . Beethoven nur ein „unbewußter" Schaffender war; daß er Motive, Melodien, Arabesken

dazu — also nur klingende Ornamentik gemacht, so aufs Geratewohl und mit einem Worte, dabei nichts auszudrücken gehabt. Das ist grundfalsch; ..... Beethoven, selbst einer unserer größten Dichter, steht überdies in bestimmtem naturgesetzlichen Verhältnis zur deutschen Dichtung. Wieferne dies der Fall, solches darzulegen; die entscheidenden Umstände zusammenzufügen, hat die Absicht dieses Beitrags ..... gebildet. Mir stand dabei der triftige und giltige Aufschluß des entscheidendsten Freundes Beethovens, Grillparzers, zu Gebote. Wie ich, zu Lebzeiten des ehrwürdigen Dichters der „Ahnfrau" in einem Feuilleton „Zur Würdigung Franz Grillparzers" mitgeteilt, hatte der Dichter mir, da die rasch kreisende Woge eines großen Gesprächs alsbald einen wärmeren Ton anklingen ließ, obwohl ich in der Tat kein besonderes Mandat auf sein Vertrauen durch Rang als Schriftsteller geltend zu machen hatte, doch alles mitgeteilt, was ihm bei diesem Anlasse über Beethoven ins Gedächtnis rückte. Was davon anderweit bekannt; was mittlerweile in Grillparzers Gesamtwerken allgemein zugänglich wurde, wird, wie billig, hier übergangen. Der Zweck meines Besuchs wurde von mir sogleich dahin bezeichnet, daß ich, für die Hauptumrisse einer genetischen „Geschichte der dramatischen Kunst und Poesie" die Beweise für eine mir nicht im geringsten zweifelhafte Tatsache aus Grillparzers Munde zu haben und sichergestellt wünschte: dafür nämlich, daß Beethoven in seinen Tonschöpfungen bestimmten poetischen Inhalt geben und verkörpern wollte. Der Punkt bildet bis an diesen Tag eine Streitfrage; des hohen Alters Grillparzers, des berufenen Auskunfterteilers (als des letzten Intimus Beethovens), eingedenk, wandte ich mich am richtigsten an ihn. Etwas schwer von Gehör; mit der

Miene eines leidenden Königs im Stuhle sitzend, war dagegen das bezeichnende, leicht sich ergebende Wort noch ganz ihm zu Gebote. Meine Anfrage hatte ihn zudem sichtlich, nach den ersten Worten, erregt. Ich sagte:

„Die besondere Stellung Beethovens in der Instrumentalmusik, Natur und Charakter seiner Erfindungen, Motive, der Klangwirkungen; der Entfaltung, Behauptung und Abwandlung seiner thematischen Einzelheiten, sie können gewiß von Gesichtspunkten betrachtet werden, die der musikalische Fachgelehrte, ohne jede störende Nebenbeziehung auf eine andere Gattung der Poesie und Kunst, maßgebend sein läßt. Dann wird der musikalische Stil Beethovens und dessen Eigentümlichkeit studiert, er wird nach Verwandtem und vor allem nach dem gänzlich Verschiedenem den Vorgänger gegenüber geprüft und es wird entschieden werden, worin er seine spezielle Kunst bereichere, worin vor früheren Meistern etwas zurückgeblieben und worin weitergegangen ist. Man wird ihn dann etwa als größten in der Simfonie, dem Quartett, der Sonate, in allen Zweigen seiner Instrumentalmusik unstrittig würdigen; wird fragen, ob „Fidelio", die keuschste aller Opern, wirklich darüber zweifeln läßt, ob dieser Zweig, mit dem Ton- und Dichtkunst am Stamme des Schönen sich verbinden, auch so ganz der seine war. Alles dies aber betrifft nicht und schließt noch minder aus die Voraussetzung: daß auch die Tondichtung, eröffne sie auch mit dem Hieroglyphenschlüssel das Innerste der Seelen, das, nach Schiller „nur Polyhymnia ausspreche," gleichwohl auch sie Bewußtsein und seine Beziehungen darstelle; daß sie ein — wenn auch schönes — Spiel nicht, sondern eine nicht minder als die Dichtung in Worten als Offenbarung zu bezeichnendes Ziel, also auch Inhalt habe und gebe.

Allerdings ein solcher ist es nicht, der mit unserer Sprache sich ausdrücken ließe; Begriffe auch reichen nicht aus, denn auch diese bilden wir wie unsere Gedanken alle uns in Worten, in Schemen, die mählig erblassen. Mit solchen hat es die Musik nicht zu tun, welche die Wurzel unseres innersten und unveräußerlichen Selbst auszieht und dessen Blüten ergrünen läßt, wo sie am besten behütet sind. Aber gleichwohl ist der Inhalt einer Tondichtung bestimmt; sie geht von einem Dasein aus und einer Idealität, die gelebt werden kann, ja muß; der elementaren" .....

(Bei diesen Worten wurde Grillparzer unruhig; das Haupt lehnte eigentümlich sich zurück — ich hielt inne, er winkte, weiterzureden.)

..... „sie baut eine wunderbare Existenz für Kreaturen und Verhältnisse auf, bei der die Zauber der Harmonie walten, wo Mensch und Leben gänzlich übereinstimmt. Daher ein gewisser Drang der Musik, von allen Mischgattungen, wo Wort und Klang sich einen, zu einer unbestrittenen Selbstherrschaft, zugleich Selbstherrlichkeit zu gelangen. Daher jene steigende Bestrebung nach der ‚absoluten Instrumentalmusik' bei Vater Haydn noch naiv, Mozart bereits erfassend, die den, Beethoven gleichsam nacheifernden Schubert dem Feuertode zu weihen scheint und die einen Beethoven schaffen mußte. Niemand wird mir je die Überzeugung nehmen, daß mit ihm die Musik voll in die weltgeschichtliche Entwicklung der Poesie eintritt" .....

(Grillparzer war sehr bewegt, er musterte den Sprecher bedeutsam, mit Verwunderung)

„und daher auch zwischen unserer klassischen Literatur, diesem Evangelium der Deutschen, und der fast plötzlichen

Entwicklung unserer Musik ein Zusammenhang waltet. Mir ist, als ob der musikalische Springquell, in Mozart schon so hoch steigend, in den Tonsäulen Beethovens das Höchste der Menschheit, das Hehrste ihrer Poesie aus tiefen Schachten und Schoßen an den Tag gebracht ..... daß seine Tonschöpfungen daher das Höchste im Ideenleben der Irdischen sind." —

Hiermit beschloß ich die, zu vollem Verständnis meiner Bitte um Aufschluß nötige Ausführung, deren Wiederholung auch hier unerläßlich war. Grillparzer bot, indem er mich zuerst wohlwollend aber nur rücksichtsvoll empfing, nunmehr ein ganz verändertes Ansehn und tiefbewegt ließ er alles Förmliche ganz fallen. Sein schwaches Haupt in der ihm allein eigenen Weise, etwas einseitig, aufrichtend; mit scharfem Blicke mich musternd, sprach er nach einer Pause:

„Die herrlichen Ansichten, welche Sie über Beethoven und seine gigantische Rolle in der Tonkunst mir eben entwickelten, sie stimmen mit allem überein, was ich Ihnen aus meinem Umgange mit diesem Menschen sagen und mitteilen kann. Umgang in früheren, in späteren Tagen; soweit bei der hochgradigen Schwerhörigkeit und mancher damit verbundenen besonderen Erschwerung des persönlichen Verkehrs mit ihm eben Umgang möglich war.

Bei alledem hatte man stets, ob auch in Pausen, ein innerstes Bedürfnis, ihn zu sehen, der das Seltenste darbot; einen ganzen Mann an Kraft und Charakter und fast ein ganzes Kind an listiger Güte, an Neckenschalkhaftigkeit, an innerster Gefühlsgüte, die in den liebenswürdigsten Zügen zutage kam. Am regelmäßigsten war unser persönlicher Verkehr, da er durchaus von mir einen Operntext wollte und ich mich endlich bewegen ließ, eine „Melusine" für ihn zum Behufe der musikalischen Kompo-

sition zu verfassen. Dabei war es bezeichnend für Beethoven, daß er mich mit der bestimmtesten, ja ganz halsstarrigen Bedingung quälte, daß der Ertrag der Oper, was in dem mit Direktor Barbaja zu machenden Vertrag sofort festgestellt werden sollte, zwischen Dichter und Komponiteur in zwei gleichen Anteilen eingeheimst werden müßte. Ebenso eigensinnig, als er hierauf beharrte, mußte ich mich natürlich gegen seine ungerechte Forderung stemmen; teils diese Schwierigkeit, dann, wenn ich mich recht erinnere, eine äußere hat das Zustandekommen dieser Oper gehemmt und schließlich vereitelt. Daß Beethoven mit seinen Tonschöpfungen auch einen gewissen Ideengehalt an Poesie aussprechen wollte, daß ein gewaltiger Drang ihn unablässig darin trieb und beseelte, das ist ganz gewiß und er hat es durchaus nicht verhehlt. Eines Tages, mit einem schmerzlichen Anklang im Tone, doch dabei ein Held, hat er mich an die Schulter geschlagen und mächtig ausgerufen: ‚Sie sind glücklich, Grillparzer, Sie sind Dichter! Sie können alles ausdrücken. Aber Ich!' Also, er hatte das Streben, alles auszudrücken und dann zugleich — seltsam — das Gefühl, daß seine Mittel und seine Kunst nicht ausreichend, daß sie unzulänglich sind für sein Vorhaben. Er, Beethoven, mit der vollkommenen Herrschaft über alle musikalischen Ausdrucksmittel schien dennoch damit kein Genüge zu finden und über die Grenze des ihm völlig eigenen Gebiets hinauszustreben, mich gleichsam zu beneiden. Hierin kann ich ihm nicht beistimmen und mindestens blickte ich fast so zu ihm, als er nach der Poesie. Ich finde, das eben ist der grandiose Beethoven, der ganz in der Musik lebt und webt. Da ist er unübertrefflich — einzig! Gewiß, die Dichtung in Worten hat eine glorreiche Sendung, doch, bei allem! muß der Dichter, muß ich nicht, ich muß

den unreinen Boden noch mit den Füßen festhalten, von dem aus ich mich zum Flug erhebe; was ich überwunden, ausgeläutert, jetzt muß ich es nochmals vornehmen, um mein Werk zuwege zu bringen. Nötiges, aber doch schmerzliches Beginnen! Und Worte, Worte! Wie anders der Tondichter, Beethoven. Die Welt des Gegenständlichen klemmt ihn nicht ein, bewältigt ihn nicht; ein Flügelschlag, frei oben, der Aar und nun gebiert er sie neu die ganze Tonwelt! Demnach war sein stetes Sehnen und neidisch Herüberblicken nach unserem Bereich ein Selbstirrtum; bei ihm nur eine Anwandlung, doch in seinen spätesten Hervorbringungen wird es störend fühlbar und die Beabsichtigung sprengt manchmal — ich verhehle es Ihnen nicht, daß ich das glaube — die schönen Grenzen. Diese sind dann in unserer Zeit ganz überschritten worden ..... ich bin nicht mehr für die neue, so anspruchsvoll aufgetretene Musik. Einst quollen mir hier (auf den alten Flügel deutend) auch Harmonien. Nun; vorbei; Erinnerungen! Den Aufschluß, welchen Sie gewünscht, haben Sie, soweit ich ihn zu geben vermag. Manches würde sich noch eben über den von Ihnen heute angeregten Punkt vielleicht aus einigen Briefen Beethovens an mich ergeben. Insbesondere einer davon war mir besonders merkwürdig; er schrieb mir über etwas und als fühle er sich ohnmächtig, in Schriftzeichen das auszudrücken, was er sagen wollte, war mitten in der schnurgeraden Briefzeile das Wort abgelöst von Noten, die er dahin gezeichnet. Leider kann ich Ihnen die Schreiben nicht geben, der Max hat mich darum gebeten — der arme Max — (jetzt entnahm ich, daß der verunglückte Kaiser von Mexiko gemeint ist) bei ihm müssen diese merkwürdigen Briefe sich befinden. So viel will ich Ihnen zum Schlusse sagen, Beethoven war Mensch, gut, unsäglich gut; was sie

schroff geheißen, war Charakter, ... edel war er durchweg, unerbittlich im rechten . . . . ."

* * *

Im vorstehenden ist meine Unterredung mit Grillparzer zum ersten Male vollständig, so weit sie Neues über Beethoven enthält, wiedergegeben; obgleich nicht aus Aufzeichnungen unmittelbar nach der 1868 stattgehabten Besprechung entstammend, wurde mir diese sogleich unvergeßlich und hat sich mir oft genug vergegenwärtigt, dergestalt, daß die Treue des Berichts eine vollständige ist. Das öffentlich, in dem Aufsatze über Grillparzer erlassene Ersuchen, auf jene von Grillparzer als so merkwürdig erklärten Briefe aus dem Nachlasse Erzherzog Max zu achten, ist, so viel bekannt wurde, bisher ohne Folge geblieben und in den Sammlungen von Beethovens und den Musikerbriefen fehlen, meines Wissens, jene Zuschriften des Tondichters an Grillparzer.

1204.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, 15. Januar 1868.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Weihnachten 1867 brachte mir eine große Überraschung. Als der Christbaum verlöscht war und alle Gaben ihren Herrn gefunden hatten, zeigte sich eine mit dunklem Damast behangene Staffelei, hinter deren Hüllen des Dichters zwar noch unvollendetes aber wohlgetroffenes Bild zum Vorschein kam. Er hatte einer uns nah stehenden Dilettantin dazu gesessen, schon viele Sitzungen gegeben, noch welche zugesagt und Danksagungen für Weih-

nachtsüberraschungen flogen hin und her. So erhielt ich denn auch den beifolgenden Brief vom Originale des Bildes [26. Dezember 1867] ....

Ich kann nicht über diese Zeilen hinweggehen, ohne einer für Grillparzer charakteristischen Gewohnheit zu gedenken: es drängte ihn zu allem, was ihm angehörte, geringschätzende Beiworte zu setzen und er konnte nie von seiner Person, oder seinem Eigentum sprechen, ohne sich der Adjektiva: dumm, ungeschickt, armselig, zu bedienen. So vermochte er auch nicht des grauen Gehrockes, den er zu Hause zu tragen pflegte, Erwähnung zu tun, ohne ihm das Prädikat „schmutzige Hausjacke" beizulegen.

Als ich bei meinem nächsten Erscheinen (zu seinem Geburtstage) darüber scherzte, erwiderte er heiter, es geschehe zur Abwehr, damit es andere nicht sagten. Ich traf an diesem Tage Betty Paoli als Gratulantin und eben im Begriffe, fortzugehen. Der Dichter entließ sie mit lebhafter Freundlichkeit, die rücksichtsvolle Aufmerksamkeit ihres Begegnens dankbar anerkennend, und da ich von dem tiefen Ernst ihres Wesens und Denkens sprach, erwiderte er:

— „In ihrem eigenen Interesse sollte man sogar wünschen, daß dies weniger der Fall wäre. Mit einem heiterern Charakter, einer weniger ernsten Lebensanschauung würde sie weit glücklicher sein."

„Sprechen Sie von Betty Paoli oder von Franz Grillparzer?" frug ich.

Einen Augenblick sah er mich befremdet an.

— „Sie mögen recht haben," lachte er, „nur Schade, daß man ist, wie man ist und sichs nicht geben kann." Er erörterte darauf die Ursachen und Anlässe seiner Verstimmungen, allerlei Versuche, die gemacht wurden, ihm dieselben fern zu halten ꝛc.

1205.

Wien, 15. Januar 1868.

Nach der Erzählung von Karl Emil Franzos, 1891.

Am 15. Januar 1866 war's, da saßen des Vormittags an einem Tischchen in der großen Halle des „Akademischen Lesevereins" zu Wien drei Studenten und sprachen von Grillparzer. Es ergab sich ein Streit über die Reihenfolge seiner Werke: sie schlugen das Konversationslexikon auf und da entdeckten sie, daß just heute sein Geburtstag sei. „Kommt in die Spiegelgasse," schlug einer vor, „an sein Haus, wie mögen sich da die Glückwünschenden drängen." Aber als sie in die enge, düstere Nebengasse des Grabens kamen, da war dort nichts von besonderem Andrang zu spüren, und im Torweg des alten schmalen Hauses, dessen oberstes Stockwerk der Greis bewohnte, war's vollends totenstill. Das bedünkte die drei Jünglinge seltsam und dann fiel ihnen diese Stille schwer aufs Herz. Ohne sich darüber zu besprechen, stiegen sie die Treppe empor, langsam, Stufe um Stufe, und als sie vor der Türe des Dichters standen, zog der Mutigste die Klingel. Eine alte Dienerin erschien und musterte sie; sie seien Studenten, meldeten sich, ob sie dem Herrn Hofrat gratulieren könnten. Die Alte verschwand, kam wieder, sie durften in das Arbeitsgemach des Dichters. Da waren freilich einige Blumensträuße zu sehen, auch eine Torte — und vor ihnen stand der Unsterbliche, dem sein Volk den 77. Geburtstag so reich geschmückt, das Haupt geneigt, sie mit einem Blick der mächtigen Augen nur eben streifend. Einige Sekunden standen sie wortlos da, dann faßte sich der älteste von ihnen soweit, stammelnd zu berichten, was zu

sehen sie hergekommen und wie ihnen der Mut zu diesem Besuch gekommen. Der Greis lächelte bitter — der große Mund ward dadurch noch unschöner. „Na," sagte er, „ich dank' Ihnen. Vielleicht erleben Sie's noch, daß es an dem Tag Lärm gibt, aber ich nimmer. Und ich wünsch' es mir auch nicht." Noch einmal lächelte er, diesmal gütig, und sie gingen.

1206.

Teilnahme an der Sitzung des Herrenhauses.

21. März 1868.

I.

Nach L. A. Frankls Bericht 1883.

Grillparzer hatte wegen seiner Gebrechlichkeit, namentlich aber Schwerhörigkeit nicht mehr das Herrenhaus, zu dessen lebenslänglichem Mitgliede er vom Kaiser ernannt wurde, besucht. Es kam zur Abstimmung der interkonfessionellen Gesetze, und da jede Stimme für die liberale Majorität von größter Wichtigkeit war, holte Anastasius Grün seinen unsterblichen Sangesgenossen im Wagen zu der ewig historisch denkwürdigen Sitzung ab. Er mußte die Treppe fast emporgetragen werden, um seine Stimme abzugeben. Sein Erscheinen wurde mit lautem Jubel begrüßt. Als die Erzherzogin Sophie davon hörte, äußerte sie:

„Der alte Mann hätte auch gut zu Hause bleiben können und bedenken sollen, daß er bald Gott Rechenschaft abzulegen haben wird.

II.

Die Presse, Abendblatt, Samstag den 21. März 1868.

Verhandlungen des Reichsrats. Herrenhaus (XXX. Sitzung).

Beginn der Sitzung $11^1/_2$ Uhr.

Auf der Straße und im geräumigen Hofe herrscht lebhaftes Gewoge.

Zahlreiche Menschengruppen haben sich hier zusammengefunden. Im Hofe bilden die Leute ein dichtes Spalier. Die Mitglieder der liberalen Partei werden hier demonstrativ empfangen. Bei dem Erscheinen des Grafen Anton Auersperg, des Dichters Grillparzer, des Vizeadmirals Tegetthoff und des Freiherrn v. Lichtenfels entblößen sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, alle Häupter.

III.

Die Presse, Sonntag 22. März 1868.

Das Votum ..... des greisen Grillparzer ....., die sämtlich mit der liberalen Partei stimmten, wurde seitens der Galerie stets mit lebhaften Bravorufen beantwortet.

1207.

Ovationen in der Nacht vom 21. auf den 22. März 1868.

I.

Die Presse, Montag den 23. März 1868.

Zu den frühesten Kundgebungen zählte jene, welche dem greisen Dichter Grillparzer von einer andächtigen Menge gebracht wurde. Es stellten sich Studenten an die Spitze der Haufen, der Ruf „Grillparzer" wurde laut und fand ein tausendstimmiges Echo. Ein unabsehbarer Zug

bewegte sich durch die Spiegelgasse und hielt an dem Hause Nr. 21 still, in dessen viertem Stock der gefeierte Mann seine bescheidene Wohnung inne hat. Dröhnende Hochs erschollen. „Hoch dem Patrioten, dem Dichter, dem Herrenhausmitglied Grillparzer.“ Nach geraumer Weile erschien die Gattin Grillparzers, öffnete das Fenster und dankte, freundlich mit dem Kopfe nickend, für die ihrem Manne dargebrachte Huldigung. Aber die Rufe nahmen kein Ende, bis der greise Dichter selbst im Schlafrocke und ein Licht in der Hand am Fenster erschien, sich dankend verbeugte, und grüßend seine Haustappe schwang. Sein Antlitz erhellte ein freudiges Lächeln, wenn er auch die stürmischen Zurufe kaum vernahm, da ihm das Gehör leider seit langem schon versagt ist. Die Tausende, die begeistert zu ihm aufschauten, werden ihm indessen gezeigt haben, daß er keinen Grund zu der Behauptung habe: „Man habe ihn in Wien vergessen.“

II.

Nach Alfred Klaars Erzählung, 1897.

Lebhaft erinnere ich mich jener Frühlingsnacht von 1868, in der mir an einer spontanen Huldigung für Grillparzer teilzunehmen vergönnt war. Wien war damals eine jubelnde Stadt, das Herrenhaus hatte die wichtigsten Durchführungsgesetze zur Dezemberverfassung, das Schul- und Ehegesetz angenommen, die Anastasius Grün und Lichtenfels hatten in gewaltiger Redeschlacht über die Bloome und Konsorten gesiegt, und Grillparzer hatte sich als kranker Mann ins Herrenhaus tragen lassen, um die Stimmen der freigesinnten Peers zu verstärken. Ganz Wien umstürmte in jener Nacht huldigend die freisinnigen

Minister und Parlamentarier, und vom Kaiser Joseph-Denkmal zogen wir, ein Trupp Studenten, der sich rasch verstärkte, in die Spiegelgasse, um Grillparzer eine Ovation darzubringen. Auf dem Neuen Markte begegneten wir einer uns entgegendrängenden Schar, deren Führer, ein junger Bursche, sich mit uns verständigen wollte: „Wohin?" — „Zu Grillparzer!" — „Wer ist das?" — „Ein Dichter." — „Paßt nicht in die Zeit" — fertigte uns kurzweg unser Gegenüber ab und zog weiter mit seinen Mannen. Nichtsdestoweniger wuchs unsere Schar derart, daß in der Spiegelgasse ein großes Gedränge entstand und der unvermeidliche Lärm einer aufgeregten Menge in die Nachtruhe des greisen Dichters hereintönte. So unbedacht und grausam sind mitunter jugendliche Huldigungen. Nach einer Weile wurde es Licht an den Fenstern des obersten Stockwerkes, und als wir unaufhörlich „Hoch Grillparzer!" schrien, zeigte sich ein freundliches, von einer weißen, fein gefalteten Haube umrahmtes Matronengesicht in einem geöffneten Fenster, es war Katharina Fröhlich, die uns durch freundliche Winke zu verstehen gab, daß wir warten möchten; endlich erschien da oben der Dichter selbst, beleuchtet von einer freundlichen Hand, das faltenreiche Gesicht mit dem wehmütig herabgezogenen Munde tief hinabgesenkt, nickte auf die Donnerrufe hin einigemal mit dem Haupte und deutete durch Geberden an, daß wir uns beruhigen und heimgehen möchten.

1208.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, Ende März 1868.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Als ich meinen nächsten Besuch abstattete, war die „Bill“ über Aufhebung des Konkordates im Herrenhause zur Abstimmung gelangt. Grillparzer war zu den entscheidenden Sitzungen des Herrenhauses aus seiner Abgeschiedenheit hervorgetreten, und das Aufsehen, das seine Erscheinung in der Versammlung unserer Peers gemacht hatte, trug wesentlich bei, das Interesse für die Sache bei einem gewissen Teil des Publikums zu erhöhen. Der wichtige Staatsakt wurde mit der Person des für denselben gleichsam auferstandenen, lebendig begrabenen Dichters in Verbindung gebracht und das Resultat dieser Abstimmung immer mit Nennung seines gefeierten Namens begleitet.

In dieser Zeit war auch das zu Weihnachten begonnene Bild fertig geworden, das zu Aller Freude in unserem Wohnzimmer prangte. Es drängte mich, nicht nur den warmen Dank für die ausdauernde Güte auszusprechen, mit welcher der Greis zahllose Sitzungen für das Bild gegeben hatte, sondern mich auch persönlich um sein Befinden nach der Anstrengung im Herrenhause zu erkundigen.

Er legte, da ich eintrat, einen Band seines Shakespeare zur Seite, der, als ich herankam, beinah zu Boden gefallen wäre. Ich scherzte über die tadellose Wohlerhaltenheit des im Geschmack einer nüchternen vergangenen Zeit gebundenen Buches.

— „Das kommt daher,“ sagte Grillparzer lächelnd,

„daß ich ein alter Egoist bin, der niemandem seine Bücher mehr leiht. Nicht nur, daß man immer Gefahr läuft, sie gar nicht mehr wieder zu bekommen, riskiert man auch noch sie beschmutzt und zerrissen zurück zu erhalten, was fast noch schlimmer ist."

Ich meinte, für mich wäre das etwas anderes; daß meine Freunde und Verwandten mir gehörige Bücher läsen, das seien die Interessen des darauf liegenden Kapitales. Ich verlangte aber weniger Kapital als immer nur hinreichend flüssige Interessen.

— „Und ich verlange wieder nur mein Kapital in Sicherheit zu wissen, damit ich gewiß bin es zu haben, wenn ich es brauche; dabei seh ich aber zugleich, wie viel besser Sie sind als ich, da Sie Ihr Kapital in Gefahr bringen für andere —"

„Oder wie viel weniger ordentlich und sorgsam ich mit meinen Büchern umgehe als Sie," fiel ich ein.

— „Oder wie viel mehr Vertrauen Sie in die Honnetetät und Rücksichtsnahme der andern setzen; und diese Anschauung ist wohl für Sie als Frau eine richtige. Mir hat einmal jemand ein Buch zurückgebracht, das so schrecklich aussah und so nach altem Tabak und schlechter Luft roch, daß ich es unmöglich hätte in meinen Bücherkasten zurückstellen können, und ich es dem Ausleiher lieber schenkte. Das ist aber eine fatale Sache, wenn ein solches Buch gerade ein Band aus einem ganzen Werke ist."

„Wie das, was Sie da eben vor sich haben," bemerkte ich.

— „Ich habe den ‚Othello' zur Hand genommen und lese dies Stück vielleicht zum dreißigsten Mal, und immer wieder entdecke ich neue Schönheiten. Diesmal ist es Desdemonas gar so lieblich reine und einfache Weise, diese

Unschuld, die vor den Blicken des Verdorbenen oder Mißtrauischen sich wie Schuld ausnimmt und doch der Ausdruck der unbefangensten Natur ist. Es ist ein rechter Beweis, wie diese unveränderlich dieselbe geblieben ist und bleibt, ungeachtet des Wechsels der Dinge und der fortschreitenden Kultur. Ich wüßte nicht, wie heute ein Dichter die edle und wohl bewahrte Tochter eines vornehmen Mannes — wie richtig ist das wieder gedacht, daß sie keine Mutter hat! — welche von der Leidenschaft überrascht wird, anders schildern sollte als diese Desdemona Darum, wie gesagt, die Natur bleibt sich gleich."

Grillparzer erwähnte hierbei der Dilettantin, die jüngst sein Bildnis vollendet, und welche gerade solch ein Wesen sei, wie man es sich in der Verklärung einer vergangenen Zeit denken könne.

„Das stimmt," erwiderte ich, „in gewisser Weise mit dem überein, was Hebbel einmal von derselben jungen Person sagte, da sie nach langer Krankheit genas und er seine Freude darüber äußerte." —

— „Und was sagte er, der grimme Freund?"

„Sie sei ihm," meinte er, „hier die Repräsentantin eines bestimmten Typus, indem er in Wien viele junge Damen, aber nur ein einziges deutsches Mädchen kenne — das sei sie. Ich muß hinzusetzen, daß seine Tochter damals noch ein Kind war."

— „Das ist recht hübsch gesagt und ich weiß sehr gut, was Hebbel meinte mit seinem deutschen Mädchen, aber ich mache keinen solchen Unterschied, und jedes Mädchen, das durch sein reines unbefangenes Wesen, durch seine Herzensunschuld eine gewisse ehrerbietige Achtung einflößt, ist für mich eine Dame, wenn sie auch ein Bauernmädchen wäre. Übrigens hat mich Hebbel vor vielen Jahren und

als junger Dichter besucht, sich als ein artiger Mann gezeigt, mir jedoch ganz den Eindruck eines Norddeutschen gemacht, so daß ich mir sehr gut vorstellen kann, daß immer ein bestimmt nationaler Zug in seinen Vorstellungen gewaltet haben mag, während ich im Gegenteil allezeit bloß die humane Seite im Auge habe und nur die ausgesprochenste Stammeseigenheit mich dahin bringt, mich an die Nationalität der Leute zu erinnern."

Grillparzer frug, ob ich Hebbel gekannt; da ich dies bejahte, kamen allerlei kleine Züge des bedeutenden Mannes zur Sprache, die er teils kannte, teils sich gern erzählen ließ.

Wir waren ihm mit seiner Familie einst in Schönbrunn begegnet, wo er, eine Semmel in der Tasche, zu seinem Liebling, der Fischotter, voraneilte. Obschon eine große Menge Leute in der Menagerie war, befand sich doch niemand beim Wasserbehälter dieses Tieres, das sich in das innerste Gemach zurückgezogen hatte und unsichtbar blieb.

„Unvernünftiges Tier," rief ich scherzend, „wenn du das Publikum zu unterscheiden wüßtest, so kämst du jetzt hervor."

„Kluges Tier," rief Hebbel dagegen, „du bist satt und darum kümmerst du dich um kein Publikum."

„Ein andermal entbrannte er in hochlodernden Zorn, weil eine meiner Freundinnen, selbst eine hochbegabte Dichterin, einen Schriftsteller, den er (Hebbel) nicht achtete, ‚Dichter' nannte." — „Solche Menschen," rief er heftig, „gelten als Dichter, weil die Leute wie alberne Kinder, die am Meeresufer Muscheln sammeln, jede Schale für ein noch nie dagewesenes Einziges, das nur sie gefunden, ansehen und sich nicht darum kümmern, daß ganze Berge

solch elenden Zeuges hinter ihnen aufgehäuft daliegen und daß sie sich nur umsehen dürften, um zu wissen, daß das, was sie in den Händen halten, bewundern und für etwas Besonderes halten, armseliger, hundert Mal dagewesener Plunder sei." Hierauf empfahl er sich und verließ sehr aufgeregt das Zimmer. Am andern Tage aber traf ich, noch verlegen über diese Szene, Hebbel bei unseren Freunden und war nicht wenig überrascht, als er mich sehr freundlich begrüßte und des peinlichen Vorganges mit harmlosester Naivetät gedachte. Eine Mischung idealer Anschauungen mit ganz realistischen Auffassungen lag in der Tiefe seiner Natur, gab allen seinen Äußerungen ein eigenes Gepräge, wie denn auch seine Krankheit und sein Tod eben so absonderlich waren wie seine ganze Erscheinung, was nun alles, nach seinem Dahinscheiden in bester Manneskraft, im innigsten Zusammenhange zu stehen schien. Denn die Ursache seines unerwartet frühen Todes — Erweichung der Knochen nannten es die Ärzte — soll eine höchst seltene, ja bei Männern dieses Alters fast unerhörte Krankheit sein, und diese mußte wohl auf eben so seltenen und abnormen Anlagen einer körperlichen Organisation beruhen, welche wiederum in gleicher Weise die geistigen Dispositionen beeinflußte, die sich in den scharfkantigen Eigentümlichkeiten des genialen Menschen aussprachen. Die blauen Kinderaugen, das dünne flachsblonde Haar und der nordisch helle Teint standen in grellem Gegensatz mit den ernsten Zügen, dem dichten Vollbart und der hohen glänzenden Denkerstirn mit ihren zuweilen stark hervortretenden Adern. Ganz abgesehen von seinem Dichtergenius und dem Nimbus, welcher ihn als solchen umgab, wird er jedem, der ihm im Leben begegnete, unvergeßlich bleiben, denn er war individuell vom Wirbel bis zur Sohle und bei allem, was er tat und

sagte, ganz er selbst. Nur in der Art, wie er vorlas, hatte er eine Ähnlichkeit mit einem anderen, nämlich mit Laube."

Grillparzer bemerkte, daß dies wohl die einzige Ähnlichkeit sein dürfte, welche zwischen diesen beiden bedeutenden, aber ihrer Natur nach grundverschiedenen Männern bestanden habe. Das Gespräch kam auf den neuen Gebrauch, dramatische Arbeiten mit Vorreden zu versehen und auf die eigentümlichen Äußerungen, welche in den Einleitungen Hebbels unterliefen, ja wie er bei der leisesten kritischen Berührung sogleich, aufs äußerste gereizt, nach einem Stock oder einer Keule gegriffen habe, um seinen Gegner durchzuprügeln oder niederzuschlagen.

— „In manchen seiner Stücke, in denen sich meisterhafte Stellen, Zeichen eines wahren Genius finden," fuhr Grillparzer fort, „merkt man das sogar durch. Übrigens mißfiel mir immer die Wahl seiner Stoffe. Er erfreute sich an dem Verzerrten, an den Schattenseiten des Lebens, und die Verwickelung, nicht die Lösung war sein Element. Bei aller Großartigkeit und Kraft seiner Darstellung hat es ihm doch an dem Ideal wahrer Anmut und Schönheit gefehlt, ohne daß er sich eines solchen Mangels bewußt zu werden vermochte. Darum begriff er auch nicht, was die Kritik an ihm auszusetzen hatte, sie erschien ihm als hämische Bosheit, die er nicht dulden wollte; und so empfand er das, was ihm mangelte und was ihm in den Werken anderer begegnete, nicht als schönes Maß, sondern als Beschränkung."

Ich gedachte hier seines geistsprühenden Wesens und daß es denen, die mit ihm verkehrten, fast unbegreiflich war, wie er die leiseste Hindeutung auf eine Grenzlinie des Schönen, selbst die einfache Bemerkung, daß dieses und

jenes in den Werken anderer unschicklich oder verletzend sei, apprehendierte, nicht wie der Bucklige, der sich seiner Mißgestalt bewußt ist, sondern wie der Neger, welcher seine schwarze Gesichtsfarbe für die richtige ansieht und sich durch das Schönheitsideal weißer Hautfarbe als durch eine ungerechte und willkürliche Annahme beleidigt fühlt.

— „Und die weißen Menschen, die uns einfach, normal, natürlich und schön organisiert erscheinen, unter denen wir unsere Gestalten suchen und finden," fuhr Grillparzer fort, „waren ihm zu wenig wulstig, zu blaß, zu farblos. Aber dennoch war er ein wahrer Dichter, ein genialer Mensch und jedenfalls einer von denen, die nicht bloß *wollten* sondern *mußten* und nicht anders *konnten*."

Ich ergriff, da dies Gespräch ausgeklungen, den Moment, um für die Sitzungen zu dem Bilde mündlich zu danken, allein Grillparzer schnitt mir sogleich das Wort ab.

— „Wenn Sie das ein Opfer nennen, daß ich im Hausrock mit meiner Morgenkrawatte zuweilen eine Stunde einem jungen Mädchen gegenübersaß, das mit seinen freundlichsten Blicken in mein altes runzliches Gesicht sah und mich aufs Angenehmste unterhielt, so werden Sie niemanden finden, der ein solches Opfer nicht bringen würde. Darum bitte ich Sie, sprechen wir nicht mehr davon. Es ist mir schon zu viel für das gedankt worden, was mir ein wirkliches Vergnügen war, und ich wünschte, man könnte sich die Menschen öfter mit so wenigem verpflichten."

Ich erwiderte, daß wenn es mir nicht gestattet wäre, *darüber* ein Wort zu sagen, so würde mir vielleicht auch ein anderer Gegenstand, von dem ich sprechen wollte — nämlich das Erscheinen im Herrenhause — verboten, werden.

— „O nein, davon sprechen Sie nur. Die Leute haben so viel Wesens daraus gemacht, während ich bei der Abstimmung immer nur die Angst hatte, es könnte einem von den Gegnern einfallen zu sagen, der alte Taube wisse gar nicht, um was es sich hier handle und solle daher auch nicht mitstimmen. Mir wäre es darum auch nicht eingefallen in das Herrenhaus zu gehen; allein Graf Auersperg — Anastasius Grün — dem wegen der Majorität bange war, kam mich bearbeiten und hat mich um elf Uhr abgeholt, wo es bis fünf Uhr aushalten hieß und mir mein armer Kopf ganz weich wurde von der Anstrengung; denn ich suchte doch mich durch meine Nachbarn ungefähr im Laufe der Dinge halten zu lassen. Nun Gott sei Dank, es ist vorüber und wäre ohne mich auch so vorüber gegangen."

Ich wandte ein, daß man das nicht wissen könne, nicht im allgemeinen, noch weniger in diesem besondern Falle, wo selbst die Leute, in denen ein warmes Herz für das alte Österreich schlägt, leicht im Zweifel sein konnten, wohin sie sich wenden sollten, und die nun durch das Erscheinen des anerkannten Patrioten wußten, an was sie sich zu halten hätten. Aber außer dieser Repräsentation im Hause habe dies bestimmte Eintreten gegen die Konkordatspartei gewaltig auf die Menge gewirkt, und die von ihr dargebrachten Huldigungen seien der allgemeine Ausdruck eines warm empfundenen Dankes gewesen.

— „Ich habe die Menschen nicht so bedürftig gefunden sich dankbar zu zeigen als, wie es scheint, Sie. Es mag auch mein Fehler sein. Unerklärlich aber bleibt mir, daß man einen alten zurückgezogenen Einsiedler, der nichts begehrt als Ruhe, mit Freuden- und Beifallsbezeugungen überrascht und im Schlafe stört. Auch weiß ich nicht, wie

sie nur meine Wohnung erfahren haben — aber bis in die Nacht hat der Lärm vor dem Hause nicht aufgehört, als hätte ich allein die ganze Sache gemacht, mit der ich von ganzem Herzen einverstanden bin, aber zu der ich nichts, nicht einmal einen Gedanken beigesteuert habe."

„Wie können Sie das wissen!" erwiderte ich, „wer weiß das überhaupt, welchen Einfluß er übt durch ein Wort, eine bestimmende Gebärde, und dazu bedarf es gar nicht der Bedeutung, die Sie haben! Aber sei es wie es wolle; das werden Sie mir zugeben, daß, wenn Sie sich geweigert hätten Partei zu nehmen, den Gegnern damit eine große Waffe in die Hände gegeben gewesen wäre. Man dankt Ihnen also für Ihre Parteinahme, und diesen Dank müssen Sie hinnehmen."

— „Man dankt mir," sagte Grillparzer lächelnd, „weil man mir jetzt wohl will, weil man mir danken will, weil ich wieder in die Mode gekommen bin. Zur Zeit, da meine Stücke vom Burgtheater verschwunden waren und die Leute nicht wußten, ob ich noch lebte oder nicht, da hätte ich können ins Herrenhaus kommen und wie Aristides gegen mich selbst stimmen aus lauter Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe, es wäre gar nicht bemerkt worden. Jetzt kommen sie in der Nacht unter mein Fenster wie zu einer Sängerin oder Tänzerin und wollen, ich soll da hoch oben im vierten Stock in der Nachtluft und Finsternis meinen alten Kopf zum Fenster hinaus halten. Und am andern Morgen erzählen die Zeitungen oder eine Zeitung, ich weiß nicht mehr welche [Nr. 1207 I.], ich wäre wirklich am Fenster erschienen und hätte gedankt. Man will sogar von einer Nachtmütze wissen, die ich aufgehabt hätte, die ich aber Gott sei Dank nicht besitze — ja, auch von einer Frau, die ich eben so wenig habe und die statt meiner gedankt haben soll."

„Die Hand aufs Herz," versetzte ich, „die Hand aufs Herz, es hat Sie doch gefreut, es mußte Sie ja freuen, dieser Ausdruck der Dankbarkeit eines ganzen Volkes, für welches Sie die wärmste Sympathie empfinden, mit welchem Sie sich stets identifiziert haben."

— „Mein Gott, wenn man sieht, für was man Dank empfängt und für was nicht, so wird man recht undankbar für diesen Dank und meint, daß man ihn eigentlich nur dem Zufall zu danken hat. Und genau genommen ist es auch so."

1209.

Zu L. A. Frankl.

Wien, Ende März oder Anfang April 1868.

Nach Frankls Mitteilung 1883.

Bald nach der Aufführung des „Esther"-Fragmentes [29. März 1868] erlaubte ich mir zu sagen, daß die schönste Stelle die sei, wo Esther dem Könige auf die Rede:

„daß wir Könige
Die Welt so sehr beglücken, daß das Höchste
Das sie uns gibt, nicht abträgt ihre Schuld"

erwiderte:

„Es wird wohl nicht so sein."

„Das freut mich," sagte Grillparzer, „daß Ihnen das gefallen hat, mir gefällt's auch. Ich unterließ die Vollendung des Dramas, weil die Szene, wo die Rede ist: ‚Was würdest du einem Manne tun, der das und das und das getan hat?' und es dann heißen muß: ‚Nun, du sprachst dein eigenes Urteil,' mir komisch vorkam, eher für ein Lustspiel, als für ein Trauerspiel geeignet."

Als ich weiter bemerkte, daß der Torso doch wie ein Ganzes wirke, erzählte er lächelnd: „Ich habe einmal einer sehr schönen Kellnerin in Oberösterreich gesagt, daß sie schön ist. Darauf antwortete sie mir: Es muß schon so sein, weil ich so geschaffen bin".

Als ich mitteilte, daß der Hofschauspieler Lewinsky das Fragment öffentlich vortragen wolle, äußerte er: „Ich begreife das nicht. Wie will er die kurzen Sätze markieren? Und immer die Namen der Personen lesen? Tieck las, als ich bei ihm war, Shakespeare, den ich doch gründlich kenne. Aber allmählich verwirrten sich mir die Gestalten derartig, daß ich ganz taumelig wurde. Zudem soll Lewinsky eine predigerhaft monotone Vortragsweise haben, sonst aber ein guter Schauspieler sein und wenn er es unternimmt, so bin ich überzeugt, daß er, der, wie ich höre, es ernsthaft mit seiner Kunst nimmt, es gut machen wird!"

Die Schauspielerin Rettich las auf Wunsch der Erzherzogin Sophie das Fragment vor, und wurde von dieser der Wunsch ausgesprochen, daß es bald wieder aufgeführt werde, aber auch das Trauerspiel „Libussa", dessen Vorspiel schon so sehr gefallen habe. Friedrich Halm übernahm es, dem Dichter den Wunsch der Erzherzogin mitzuteilen. „Daß ich ein Narr wäre," ließ ihn Grillparzer an, „bei der herrschenden Ungründlichkeit und Gemeinheit der Kritik, die mit Vorliebe sich und nicht das Werk zu zeigen bemüht ist und, was das Schlimmste ist, nicht selten geistreich frech schreibt! Nach meinem Tode können Sie geben, was Sie von mir vorfinden werden. Ich will mir nicht die Ruhe stören lassen. Gefiele die ‚Libussa', würde es mich kaum mehr freuen; mißfiele sie, würde es mich sehr schmerzen. Wen Gewinn nicht freut und Verlust schmerzt, der darf nicht spielen. Nach meinem Tode meinetwegen!

Ich kenne die Fehler an der Sache zu gut, kann sie aber nicht mehr verbessern." . . . .

Wir kehren noch einmal zum Trauerspiele „Esther" zurück.

Als ich Grillparzer fragte, warum er es nicht vollendet habe, — gab er mir folgenden wunderlichen Bescheid: „Ich wohnte damals im Sommer in Döbling. Die Hausleute waren sehr freundlich gegen mich, ebenso deren Kinder. Dieselben machten viel Lärm. Zutunlich und lustig wie sie waren, mochte ich ihnen nicht wehren. Sie besuchten mich jeden Morgen, pumperten wohl auch, wenn ich sie verschlossen hielt, an meiner Türe. So wurde ich fort und fort gestört und ich verlor die Stimmung. Wohl auch, weil die Handlung mir politisch auszuarten drohte."

1210.

Ein Wort Grillparzers.

Neue Freie Presse, Wien 3. April 1868.

Vor kurzem begab sich eine Deputation zu dem Dichter, um ihn zu bewegen, sich dem Kreise anzuschließen, der die Errichtung des Schillerdenkmals in Wien bezweckt. Grillparzer war wie immer, wenn man ihn aus der reinen Ruhe seines Geistes aufstört, voll von Wenn und Aber. „Er sei auch," sagte er schließlich, „gegen die Monumentomanie, er liebe die Dichterstandbilder nicht." — „Nun," sagte man ihm, „das ist ein Schicksal, dem Sie sich nicht werden entziehen können; wie lange noch, und Wien wird Ihr Monumentbild umschließen!" — „Wenn es denn durchaus sein muß," sagte Grillparzer lächelnd, „so bitte ich, daß man mir eine Reiterstatue setze, denn auf die Unsterblichkeit kann ich noch lange warten, und da dürfte ich infolge des Stehens sehr müde werden!"

1211.

Nach Aufzeichnung von Helene Lieben.

Wien, 6. April 1868.

Beim Erzherzog Albrecht Grillparzer in eifrigem Gespräch mit den Herren Müller, Schönbrunner und Thausing, der mir folgendes von ihm mitteilte: Der Nationalitätenschwindel, diese moderne Erfindung, war ihm von Anfang an zuwider und unverständlich, er meinte daher: „Ich kenne nur zwei Nationalitäten — die G'scheidten und die Dummen und mir scheint, die Ungarn gehören nicht zu den ersteren." Es war vom Konkordat die Rede (Grillparzer war trotz seines leidenden Zustandes während der Ehegesetzdebatte im März immer erschienen, um liberal zu stimmen — man brachte ihm auch eine Ovation), von der Kirche überhaupt, vom Kirchenbesuch. „Ich sollte freilich auch öfter in die Kirche gehen — aber ich denk mir halt, da Gott der Allweise, Allgütige und Gerechteste ist, so wird er doch auch der Allerartigste sein, und da wird er mich doch auch wieder besuchen wollen; weil er einen aber immer nur mit Krieg und Pest und Not heimsucht, so verlang ich mir den Besuch gar nicht." — Er hofft trotzdem in den Himmel zu kommen, „denn wenn ich auch nicht viel Gutes getan habe — Böses auch nichts, und wenn Gott gar so difficile sein wollt, blieb er am End ganz allein mit den zwölf Aposteln und das wär doch gar zu langweilig." Er will sogar vor seinem Ende beichten, er hält nichts drauf, aber seine drei Fräuleins, und schaden werde es ihm nicht. Diesmal erschien er mir würdiger als je —

1212.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, zwischen 4. und 22. Mai 1868.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Als ich einst im Familienkreise Grillparzers gedachte und manche seiner Äußerungen erzählte, pries meine Schwägerin und Namensschwester mich glücklich, nicht weil ich dem gefeierten Dichter begegnet sei, sondern weil ich den bedeutenden und ausgezeichneten Menschen in ihm kennen gelernt; und indem ich gedachte, welchen Wert es für sie haben würde, die Erinnerung an eine solche persönliche Begegnung durchs Leben mitzunehmen, brachte ich diese Milderungsgründe bei Grillparzer vor und bat um die Erlaubnis sie einmal vorstellen zu dürfen. Ich muß hier hinzusetzen, daß ich bei den Schwierigkeiten, die der alte Herr jedesmal machte, wenn jemand, den er noch nicht kannte, kommen sollte, nimmermehr so unbescheiden gewesen wäre, ihn öfter mit derlei Bitten zu behelligen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß solche Besuche ihm doch eigentlich gar nicht unangenehm waren. Er frug oft teilnehmend hinterher nach den Leuten, die er auf solche Weise kennen gelernt, besonders wenn es Personen waren, an denen er ein gewisses Interesse nahm, indem sie der Kunst oder der Literatur angehörten, und zeigte sich, wenn sie sich wiederzukehren erlaubten, so gütig und freundlich, daß man unmöglich glauben konnte, ihn mit solchen Vorstellungen besonders beschwerlich zu fallen. Er betonte sogar, wenn später von ihnen die Rede war, immer ausdrücklich, daß er solche Bekanntschaft mir danke, und es schien zuweilen beinah, als wenn es ihn erfreute, wenn jemand zu ihm durchdrang. Ich scherzte oft, daß sein Haus wie das drehende Schloß

sei, das vor dem mutigen Ritter Gawin, der auf seinem Roß hineinzuspringen wagte, sogleich stille stehe und ihn alle Annehmlichkeiten zuteil werden lasse. Darüber lachte Grillparzer, indem er spottend der Annehmlichkeiten gedachte, die sein Schloß zu bieten vermöge, und da meine Bitte gewährt wurde, ging ich mit meiner Schwägerin an einem schönen Maimorgen, nachdem wir beide am Abende vorher einer Aufführung der „Esther" im Hofburgtheater beigewohnt hatten, zu ihm.

Meine Begleiterin hatte einen großen Strauß Maiglöckchen mitgebracht und übergab sie mit einigen artigen Redensarten. Ich ergriff jedoch bald das Wort, um über die ersten Begrüßungen hinüber zu helfen, die für den Tauben peinlich waren.

„Sie reicht Ihnen sichtbare, vergängliche Blumen," sagte ich, „wir bringen Ihnen aber Beide unsichtbare, unverwelkliche Zweige eines grünen Kranzes, der gestern bei der Aufführung der ‚Esther' von tausend Händen in Gedanken für Sie geflochten wurde." Wir schilderten hierauf den Eindruck, den wir empfangen, und freuten uns dessen in frohen und begeisterten Worten.

Grillparzer hörte uns freundlich an und erwiderte, er höre, daß diese Bruchstücke sehr gut gegeben würden, und daß namentlich Fräulein Bognar in der Titelrolle Wunder wirke.

„Es freut mich," fuhr er fort, „daß diese kleine Arbeit, die ich hingeworfen — ich weiß selbst nicht, wie ich gerade diesen Teil so fertig hingeschrieben, denn ich hatte ein ganzes Stück im Sinne — den Leuten so gefällt. Es kommt vermutlich von der Darstellung, die, wie ich von meinen Hausfräulein erfahre, nicht nur durch die Esther, sondern auch durch die Art und Weise, wie Sonnenthal den

König auffaßt und wiedergibt, einen besondern Eindruck hervorbringen soll, obschon man, wie sie meinen, Laubes leitende Hand vermisse."

Ich bestätigte diese Bemerkung. Es schien mir ein Fehler der Inszenesetzung, daß Bighan, der sich gleich beim Eintritt beklagt, daß man ihm, dem Neuangekommenen, die Hand entziehe, den beiden ihm Begegnenden Zares und Theres so fern stehen bleibe, daß die Schauspieler zehn Ellen lange Arme haben müßten, um ihm über die Bühne hin die Hände zu reichen. Auch glaubte ich, daß Lewinsky den Haman zu sehr als Idiot gebe.

— „Das ist er nicht," fiel Grillparzer ein, „er soll ein geistloser, aber dabei schlauer und berechnender Schranze sein."

„Auch anderer Mißgriffe gedachte ich, die indes nur Einzelheiten seien, während wir alle doch im Eindruck der vortrefflichen Darstellung — der herrlichen Dichtung, im erhebenden Genuß des Ganzen geschwelgt hätten."

— „Gleichwohl ein unwillkommener Genuß," erwiderte Grillparzer, „denn diese Bruchstücke sind wirklich nur Teile eines ungeschrieben gebliebenen Dramas; ich habe den Liebesszenen nicht die Bedeutung gegeben, welche man ihnen beimißt, indem man das Stück damit abgeschlossen und keiner Steigerung mehr fähig hält. Die große Anzahl von Personen, die mit verschiedenen Interessen auftreten, deren weiter keine Erwähnung geschieht, zeigt ja schon, daß das Drama in dieser Liebesszene seinen Abschluß nicht finden könne, ja ich hatte dieselbe nicht einmal zum Aktschluß bestimmt gehabt. Bei dieser Gelegenheit ist mir auch unter anderem aufgefallen, wie diese so bekannten Geschichten doch eigentlich wenig bekannt sind, denn ich bin von mehreren Seiten gefragt worden, woher ich die Namen genommen

hätte, indes ich mich doch ganz an die biblischen gehalten habe."

„Wir wollten das gerne glauben, meinten jedoch, das beste Mittel, das Publikum zu belehren, wäre, das, was die Schubladen des Schreibtisches hier vor uns enthielten, preiszugeben."

— „Die enthalten wenig, sehr wenig, von der Esther schon gar nichts," antwortete Grillparzer. „Ich habe wohl ziemlich alles vorher gewußt im großen und allgemeinen, den Gang und auch einzelne Szenen, aber aufgeschrieben hab ich mir immer wenig. Ich war jederzeit der Ansicht, daß es damit gehe, wie im persönlichen Verkehre. Man findet Leute, die stets sagen, was sie früher einmal gedacht haben, oder was sie gar bei dieser oder jener Gelegenheit selbst schon gesagt haben. Und die unterhalten einen niemals. In der Dichtung ist es fast ebenso; sie wird dadurch lebendig, daß man der persönlichen und augenblicklichen Eingebung, wie sie die Vorstellung der Person oder der Lage [, die man] schildert und in die man sich versetzt, mit sich bringt, ihr Recht läßt. Der Dialog wird dadurch wahr und belebt, daß man sich gehen läßt, sich ausspricht; man unterhält sich dabei selbst, und wenn man sich selbst unterhalten, hat man den andern auch unterhalten."

„Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten," rief ich dazwischen.

— „Richtig! und das ist mir auch stets der allerliebste Spruch von Rückert gewesen."

„Und was Sie da aussprachen," bemerkte ich, „stimmt mit dem Hebbelschen Ausspruch überein, ‚man muß sich hüten, in Gedanken das zu malen, was erst an der Staffelei vollendet werden soll'."

— „Ja, es ist ganz dasselbe. Man arbeitet dann

mit eigener Lebendigkeit, indem man sich wohl des Zweckes, aber nicht ganz der Mittel bewußt ist. Was Schiller die lichte Dämmerung der Gedanken nannte — ein Bewußtsein der Absicht ohne Deutlichkeit des einzuschlagenden Weges, — das war es auch bei mir, und ganz besonders bei der Esther, deren Ziel und Plan mir vorschwebte mehr wie eine Musik, ohne daß ich Notizen gemacht oder andere Teile, als die nunmehr bekannten, ausgearbeitet hätte."

„Und haben Sie davon keine Erinnerung behalten?" frug ich. „Mich dünkt, ein Dichter, der mit solch einem Stoff umgeht, könne das nie wieder ganz vergessen."

— „Das hat mich ja nach dem unglücklichen Sturz so sehr geschmerzt, daß mir vieles sogar für immer abhanden gekommen und mir auch der Gang der Esther nicht mehr erinnerlich ist. Das weiß ich aber doch noch, daß der zweite Akt mit einer Szene endet, wo Mardochai unter dem Torwege auf Nachricht wartet, wie es Esther, von deren Triumph beim Könige die Kämmerlinge schon unterrichtet sind, ergehe. Haman, ängstlich, wie sich das alles wenden werde, denn auch sein Schicksal wird oben entschieden, findet hier den Mardochai, welcher als der Einzige, der sich nicht vor ihm niederwirft, ihm sogleich auffällt. Da er (Haman) in diesem Momente nicht wagt, die Gemächer des Königs zu betreten, entsendet er den Torhüter, um Kundschaft einzuholen, und dieser, der seinen Posten nicht verlassen darf, stellt Mardochai an seine Stelle und lehnt den Hüterstab als Zeichen seiner Würde an dessen Seite. Hierdurch bekommt Mardochai als scheinbar befugter Türhüter Gelegenheit, von einer durch Bigthan und die Königin Vasthi angesponnenen Verschwörung Kunde zu erhalten, und der Akt endigt damit, daß er Esther auf verborgenen Wegen Warnung zukommen läßt, auf ihrer Hut zu sein."

„O, ich verstehe das ganz gut," rief ich, „denn damit setzt sich ja das Stück so fort, wie schon von vornherein durch die erwähnte Anwesenheit Hirams, des schwarzen Dieners der Vasthi, durch die Charakteristik der einzelnen Höflinge, durch die Erscheinung der Zares als Parteigängerin der verstoßenen Königin die Anlage gegeben ist."

— „Besonders liegt das Motiv, daß das Stück in der Liebesszene nicht seinen Abschluß finden kann, in dem Befehl, den Mardochai der Esther gibt, ihre Herkunft geheim zu halten. Das sollte den Knotenpunkt des ganzen Dramas bilden, in welchem ich Ideen von Staatsreligion und Duldung aussprechen wollte, die mich hauptsächlich auf diesen Stoff geführt hatten, und die Religion und nicht die Liebe sollte den Inhalt dieses Drama ausmachen, ja die letztere nur den Knoten in schöner Weise schürzen. Die Heirat des Erzherzog Karl, des Bruders vom Kaiser Franz, des Feldherrn in den Napoleonischen Kriegen, mit der Prinzessin Henriette, welche eine Tochter des Herzogs von Nassau-Weilburg und eine gar herrliche Frau — die allgemein geliebt und verehrt wurde — und eine Protestantin war, hatte eigentlich im Volk, das heißt in der Wiener Bevölkerung, auf solche Ideen geführt, die damals in Österreich noch ganz fern lagen und nun in der Gesellschaft und in den Familien zu vielerlei Gesprächen über Religionsfreiheit und derartige Dinge führten. Das war auch vielleicht mit ein Grund, weshalb es bei mir nicht zur Fortsetzung kam; denn ich hätte ja meine Arbeit vor der Polizei sorgfältig verbergen müssen, und solche Heimlichkeiten waren mir äußerst verhaßt."

Grillparzer wandte sich an meine Begleiterin und erzählte ihr, was ich schon wußte, daß zur Zeit von Kaiser

Franz bei ihm strenge Untersuchung gehalten worden sei, ob sich keine staatsgefährlichen Schriften fänden.

„Ich kann mich nicht erinnern, ob Esther auch in biblischer Darstellung ihren Glauben verheimlicht," sagte ich, um das Gespräch wieder auf den Gegenstand zu lenken.

— „Ja," erwiderte Grillparzer, „sie verschweigt auf Mardochais Geheiß, daß sie eine Jüdin, eine Angehörige der in der Babylonischen Gefangenschaft befindlichen und dort verhaßten und verachteten Juden sei, und darin sollte die Schwere des Konfliktes liegen. Ich habe die Verschwörung gegen den König in einen Mordanschlag der Partei Vasthi gegen Esther umgewandelt, von welchem Mardochai, wie schon gesagt, als Torwächter Kunde erhalten, und Esther hat dem Könige mitgeteilt, daß sie vor einem Anschlag gegen ihr Leben gewarnt sei. Und als die Kämmerlinge den Morgentrunk im dritten Akt in goldenen Bechern darreichen, einen dem Könige und einen der Königin, fordert Ahasverus, mißtrauisch gemacht, Esther in Bigthans Gegenwart auf, die beiden Becher zu wechseln. Das liegt nicht in der Verschworenen Absicht; der König soll nicht sterben, im Gegenteil, er soll leben für Vasthi, und so fällt Bigthan ihm zu Füßen und gesteht sein Verbrechen. Der König fragt darauf Esther, wer ihr die Mitteilung dieser Untat gemacht, und sie, um ihre Herkunft nicht zu verraten, gibt vor, es nicht zu wissen, sie von einem Unbekannten erhalten zu haben, worauf Ahasverus befiehlt, den Unbekannten als einen, dem der König Dank schulde, in die Chronik einzutragen. Wie es in der Bibel steht."

Der alte Herr hielt plötzlich inne; das Gespräch hatte offenbar alte Erinnerungen geweckt. Er schien sich zu besinnen und sah schweigend eine Weile vor sich hin.

„Und wie geht es dann mit der Entdeckung, daß Mardochai der zu diesem Danke Verpflichtende sei?“ frug ich schüchtern nach einer Pause.

— „Mardochai,“ fuhr Grillparzer fort, „Mardochai, welcher Haman fortwährend die Ehrerbietung weigert, die er nur seinem Gotte darbringt, sich nicht vor ihm zur Erde wirft, nicht auf den Knieen vor ihm liegt, wie es zu Susa üblich, erregt dadurch den Grimm des Mächtigen, der ihn für einen Feueranbeter oder Juden hält; da er ihn aber nicht allein vernichten kann, überträgt er seinen Haß auf alle Juden und beschließt diese Störrischen zu vertilgen, und Bigthan, welcher aus Babylon kommt, wo gleichfalls großer Widerwille gegen sie bestanden haben mochte, bestärkt ihn in seinen üblen Absichten. Haman stellt nun dem Könige vor, wie die Verschiedenheiten der Religionen im Staate nicht zu dulden seien, und welche Gefahren daraus entspringen können. Hier wäre eine große Szene über das Recht des Staates der Religion gegenüber, über die Stellung der Religion im Staate, über Glaubensfreiheit, politische Rechte und kirchliche Satzungen gekommen. Das ist gleich so ein Punkt gewesen, der mir alle Lust zur weitern Arbeit nahm; denn das hätte damals unter keiner Bedingung gespielt, vielleicht — ja ganz gewiß — nicht einmal gedruckt werden können. Und ich hatte, wenn ich etwas Dramatisches schrieb, immer die Vorstellung, das müsse gespielt werden, und ohne diese Voraussetzung hat mir die Lust zu aller Anstrengung, zu aller Arbeit gefehlt. Ja, und noch heute frage ich bei jeder Vorstellung, von der ich höre, zuerst: was hat das Publikum gesagt, und noch heute ist meine Überzeugung, daß nur das, was gespielt wird — lebt. Es gibt wohl ein Ausnahmspublikum, das dramatische Werke durch die

Literatur kennen lernt, wie die beiden anwesenden Damen ....."

„Ach," unterbrach ich Grillparzer, „halten Sie uns nicht für weiser als wir sind. Wir hatten Esther gelesen, kannten sie Beide genau, und doch waren wir ganz erstaunt über Das, was wir sahen, über die Verschiedenheit des Eindrucks, welchen die Darstellung gegen die Lektüre machte, und wir begreifen gerade darnach am besten, daß der Dichter nur für die erstere arbeitet. Aber wie sollte das alles endigen?"

— „Ich habe das gar zu Grausame in der heiligen Schrift gemildert. Die Galgen, welchen man aus ästhetischen Gründen in einem Drama füglich keinen Raum gönnen kann — obwohl manche jetzt oder später anders darüber denken mögen — so wie die durch diese Todesart beabsichtigte Vertilgung der Juden, habe ich in die für sie gewiß herbe Strafe der Auslieferung ihrer heiligen Bücher an die Perser und die Unterdrückung ihres Kultus umgewandelt. Und wie sie nun um ihres Glaubens willen verfolgt werden und in dem großen Jammer über den Verlust ihrer Heiligtümer, welcher ja ihr Höchstes und Teuerstes, den Bestand ihres Glaubens in Frage stellt, und da sich alles aufs schlimmste für sie gestaltet, befiehlt Mardochai der Esther für ihr Volk einzutreten und zu erklären, daß sie den Verfolgten angehöre. Diese aber ist durch Schweigen eine Königin geworden, durch Verheimlichen ist sie es geblieben; sie mag auch den König lieben, um so weniger aber fühlt sie Neigung, das Schicksal der Vasthi zu erfahren. Sie ist auch nicht so rein geblieben als sie war, und schon durch den Zwiespalt ihrer Stellung wird sie demoralisiert: — ich hatte sie auch zur Liebes- und nicht zur Tugendheldin bestimmt — und so weigert

sie sich, dem Gebote des Alten Gehorsam zu leisten. Sie kann den König für die Juden gewinnen dadurch, daß sie, die Geliebte, dem verhaßten Volke angehört, sie kann ihn aber auch dadurch für sich verlieren. Das sollte wieder eine wichtige Szene werden, in welcher die ganze Gewalt und Autorität talmudistischen Priester- und Rabbinertums sich geltend machen konnte, durch welche die rebellische und gotteslängnerische Tochter von der Hoffart der Welt zur Unterwerfung und zum Gehorsam unter die Herrschaft des Glaubens gebracht wurde. Hierauf wäre die Szene gefolgt, die biblische, wo sie es wagt, ungerufen vor den König zu treten, und Gnade findet vor den Augen des Gebieters, welcher nun auch zugleich bei Lesung jener Stelle in der Chronik von Esther erfährt, daß der Unbekannte, welchem sich der König zu Dank verpflichtet erklärt, gleichfalls ein Jude, daß es Mardochai gewesen. Das stimmt den launenhaften asiatischen Despoten völlig um und läßt ihn Hamans Bosheit deutlich erkennen, die er zu strafen be abſichtigt. Hinterlistig fragt er den indessen herbeigekommenen Günstling, wie er einen Mann belohnen solle für treue Dienste, und Haman, der da meint, es könne nur von ihm die Rede sein, schlägt vor, den Verdienstvollen auf einem prächtigen Pferde umherzuführen, das der höchste Diener des Staates am Zügel halten solle, und ihm königliche Ehren erzeigen zu lassen. Indem er hört, daß Mardochai der zu Ehrende, er selbst aber der Führer seines Rosses sein solle, wie das alles genau so in der Bibel zu lesen ist, bricht er sogleich zusammen in der Ahnung, daß es mit ihm zu Ende gehe und er erkennt in Esther, die nun offen als Jüdin auftritt, eine Feindin, mit welcher zu ringen nicht mehr in seiner Gewalt stehe. Im nächsten Akt liegt er vernichtet, Gnade flehend zu der Königin Füßen,

welche er zu umfassen sucht; sie weist ihn kalt ab, indem sie dieselben gleichgiltig auf die Bank oder auf das Ruhebett, auf welchem sie saß, heraufzieht, und läßt Haman sterben. Auch die Zares, welche eine aufopfernde Rolle für die Vasthi gespielt und sich immer mehr gehoben hat, stirbt."

Grillparzer schwieg, offenbar angegriffen von der Gewalt, die er sich angetan, entschwundene Erinnerungen zu sammeln und aneinander zu reihen.

„Und die Esther?" frug ich nach einer Weile, in welcher wir der Freude über die Erzählung dieses interessanten Planes und dem Bedauern, daß es beim Plane geblieben sei, Ausdruck gegeben hatten — „und die Esther?"

— „Stirbt auch, stirbt auch, nachdem sie eine Kanaille geworden ist," erwiderte der Dichter mit einer Bewegung der Hand, welche andeutete, daß keine weitere Erörterung mehr von ihm zu erwarten sei, „stirbt auch, oder führt ein qualvolles Leben neben dem krankhaft erregten König, nachdem ihr selbst die Rolle Hamans zugefallen ist, den Launen des Gebieters zu fröhnen, und sie Mardochai, entweder weil er zu alt oder weil er auch schon gestorben, nicht mehr zur Seite hat, um sich gegen die nun sie allein bedrohenden Stimmungen des unstäten Despoten aufrecht zu erhalten."

Wir waren sehr verwundert, daß das holdselige Geschöpf, die Esther der ersten Szenen so endigen sollte.

— „Sie muß sich gleich zu einer Entstellung der Wahrheit, zur Verläugnung ihres Glaubens bequemen. Darin liegt der Keim des Verderbens von Anfang an. Wie ich schon früher sagte, durch Unwahrheit ist sie Königin geworden und so ist die Unmöglichkeit, sich Unschuld und Reinheit zu bewahren, von vornherein gegeben. Sollte

sie eine Tugend bleiben, so mußte die Verläugnung ihres Glaubens, die Weigerung ihn zu bekennen, weggelassen werden. Die Zwischenfälle, die das vorbereiten und die Umrisse, welche die Gestalt der durch Intriguen hart gewordenen Königin zeichnen, sind mir gänzlich entfallen."

Diese in der Erzählung nur wenige Seiten füllenden Mitteilungen hatten über anderthalb Stunden in Anspruch genommen, in welcher Zeit der Greis immer lebhafter gesprochen, während das Material längst entschwundener Ideen ihm immer reichlicher zugeflossen war, und er selbst sein Erstaunen aussprach, wie er so viel darüber noch habe aus seinem „alten Kopf" zusammenbringen können.

Es schien unbescheiden ihn länger zu belästigen. Mit Dank und Freude schieden wir, und da ich später, als einmal von Esther die Rede war, zu Grillparzers Verwunderung allerlei darüber wußte, dessen er sich selbst kaum mehr erinnerte, und ich ihm sagte, daß ich die Andeutungen, die er uns darüber gegeben, zu Hause aufgeschrieben hätte, ging er zu meiner großen Beruhigung stillschweigend darüber hin.

1213.

Fremdenblatt, Wien, 10. Mai 1868.

Die vor kurzer Zeit an dieser Stelle ausgesprochene Hoffnung, daß es den Bemühungen der Direktion gelingen werde, Grillparzer zu bewegen, sein Drama „Libussa" dem Burgtheater zur Darstellung zu überlassen, hat sich nicht erfüllt. Der greise Dichter ist verbitterter denn je. Nicht einmal der Triumph, den er mit der Darstellung des Fragmentes „Esther" erlebte, konnte ihn aufheitern. Als man ihm den Lorbeerkranz überreichte, der ihm nach der ersten Aufführung des Fragmentes im Burgtheater

gewidmet wurde, äußerte er sich: „Den hat wohl ein junger Techniker gewidmet.“ Zur Erklärung dieser Äußerung diene, daß „Esther“ zum ersten Male in einer Akademie zum Besten dürftiger Hörer der Technik zur Aufführung gelangte.

Noch herber klingt die Äußerung, welche Grillparzer machte, als man ihn mit Bitten bestürmte, seine „Libussa“ zur Aufführung zu überlassen. „Lasset den alten Mann ruhig sterben,“ sagte er — „ich lebe ja so nicht mehr lange, dann werdet Ihr alles haben, was ich geschrieben, alles!“ Von Wehmut wird man erfüllt, wenn man diese fast unerklärliche Verbitterung aus der Rede des großen vaterländischen Dichters herausklingen hört.

1214.

Sommer und Herbst 1868.

Nach Aufzeichnungen von Auguste v. Littrow-Bischoff.

Grillparzer hatte gleich bei meinen ersten Besuchen die Absicht geäußert, dieselben zu erwidern. Ich legte aber Einsprache dagegen ein, daß er den Weg mache, die Treppe steige, und bat, wenn er solch freundlichen Vorsatz ausführen wollte, uns lieber einmal im Sommer, auf dem Lande die Gunst seiner Gegenwart zu gönnen. Das nahm er sich vor, sprach jeden Frühling davon und bedauerte jeden Herbst, daß es nicht dazu gekommen sei. Als nun beim Abschiede, um aufs Land zu ziehen, wieder von diesem Besuch die Rede war, bat ich, vorher Anzeige zu machen, da ich selbst öfter abwesend sein würde. Es erhoben sich jedoch so große Schwierigkeiten, daß ich den gordischen Knoten am besten zerhauen zu können meinte, wenn ich nächstens einmal bei schönem warmen Wetter vormittags

mit einem Wagen daherkäme und den Dichter mit so vielen Fräulein Fröhlich, als an der Partie teilnehmen wollten, in Triumph von dannen und zu Tisch zu uns hinaus führte. Darüber aber geriet der alte Herr in die größte Aufregung.

— „Nur das nicht," sagte er mit gerungenen Händen, „nur das nicht. Jeden Morgen, wenn ich erwachte, bei jedem Läuten würde ich erschrecken und glauben, Sie kämen und holten mich nach Meidling — und während mir bisher Ihr Besuch immer angenehm war, würde ich mich von nun an förmlich davor fürchten."

Da ich dies nicht wünschen konnte, wurde beschlossen, daß die Sache einstweilen auf sich beruhen und ich, wenn ich einmal nach Baden käme, Grillparzer dort aufsuchen sollte [6. Juni bis 24. August]. Als diese Absicht zur Ausführung kam, begegnete ich im Bahnwagen Fanni Elsler, und indem ich sie im Zauber ihrer Liebenswürdigkeit und unverwelklichen Anmut vor mir sah, von meiner Absicht den Dichter zu besuchen sprach, und sie in teilnehmendster Weise sich nach seinem Befinden erkundigte, entstand der Gedanke und Wunsch, sie gelegentlich einmal zu einem Besuch bei ihm aufzufordern. Ich wußte, daß ihr Bild als eine der entzückendsten Erscheinungen in seinem Andenken lebte, und da ich ihn in Baden nicht getroffen hatte, die Sache später im Herbst einleiten wollte und von meiner Begegnung mit der genannten Dame sprach, wurde er lebhaft angeregt, frug, ob sie wirklich noch so schön und reizend sei, wie man sie schildere, und erging sich in Erinnerungen, wie sie namentlich in frühester Jugend — ich glaube als „Milchmädchen" — einen unvergeßlichen Eindruck gemacht.

Ich konnte wohl sehen, daß ein Besuch der Künstlerin ihm ein hohes Fest bereiten würde. Allein ich war nicht

so glücklich, sie in jenem Winter in Gesellschaft anzutreffen, und zugleich traten andere Dinge in den Vordergrund, welche Zeit und Kraft in Anspruch nahmen.

1215.

Baden, 22. August 1868.

Nach L. Ehns Bericht, 1871.

Das Fragment „Esther" gelangte am 22. August 1868 zum Besten des Armeninstituts zur Aufführung, wobei bekanntlich die Hauptrollen von Hofschauspielern besetzt waren. Diese herrliche Schöpfung ist mit ungeteiltem Beifalle aufgenommen worden und verlangte das Publikum stürmisch den Verfasser; obwohl auf der Bühne anwesend, war Grillparzer nicht zu bewegen, dem ehrenden Hervorrufe Folge zu leisten; Hofschauspieler Rettich dankte dem Publikum namens des Dichters für diese Auszeichnung. An jenem Abende wurde auch Grillparzer von den gastierenden Mitgliedern des Hofburgtheaters ein Lorbeerkranz überreicht . . . . .

1216.

Marie v. Najmájer bei Grillparzer.

Winter 1868.

Nach ihrem Bericht 1904.

Erst mit 21 Jahren [1865] konnte ich wieder mit frischer Kraft, mit erneuter Jugendlust ans Werk gehen, nun schon eine der letzten Schülerinnen von Josephine Fröhlich . . . . .

Wenn ich jetzt in solch gehobener Stimmung und schon einigermaßen vorgeschritten meine Singstunde nahm, hatte ich meist eine Zuhörerin als Publikum: Katharina

schlich mit einer Handarbeit leise herein und setzte sich zum Nähtischchen. „Du," sagte sie zu Josephine, „die Stimme ist gut! die wird!" und ihre munteren braunen Rehaugen glänzten. Und die Augen meiner lieben, guten Lehrerin glänzten auch, denn sie war durch die Erinnerung an Erfolge in der Oper gebannt, wo sie einst jene Partien gesungen hatte — und so fühlte ich mich von zwei Seiten angefeuert.

In solch begeisterter Stimmung nach der Agathenarie des „Freischütz" stürzte, schwebte, sprang ich einmal die vier Treppen von der Fröhlichschen Wohnung hinab und prallte bei einer Wendung der Treppe an einen kleinen alten Herrn mit reichem Silberhaar an, der mich aus großen blauen Augen recht grimmig ansah, denn er hatte mein Kommen offenbar nicht gehört und ich hätte ihn mit meinem begeisterten Ungestüm beinahe umgeworfen. „Um Gottes willen!" dachte ich, „das muß ja Grillparzer sein, der von seinem Mittagsmahl vom Matschakerhof heim kehrt!" und hütete mich, ein andermal meine Gefühle so sehr in Bewegung umzusetzen, besonders auf einer Stiege. Von Grillparzers nervöser Schwerhörigkeit hatte mir Josephine schon oft erzählt, nämlich, daß sie nervös, das heißt, ganz unberechenbar sei. „Manchmal hört er das leiseste Wort und ein andermal sagt er, er verstehe gerade uns am schwersten, weil wir so schlecht artikulieren," meinte sie mit ihrem guten, treuherzigen Lächeln. Es war auch in der Tat eine ganz besonders „nervöse" Behauptung, daß Anna, die Gesangsprofessorin, und Josephine, die Opernsängerin, „schlecht artikulieren" sollten.

Was hingegen Katharina betrifft, die bei solchen Gesprächen oft zugegen war, so machte sie nie eine derartige gutmütig-spöttische Bemerkung. Wenn sie sagte:

„Der Grüllpatzer", so hob sich ihr ganzes Wesen, und was er gesagt hatte, das behandelte sie als Orakelspruch. Die Schwestern sprachen übrigens nicht ärgeren Wiener Dialekt, als es damals noch Sitte war; Anna und Katharina sprachen ganz natürlich. Nur die Opernsängerin sprach mit ihrem klangvollen Organ ein schönes, klassisches Deutsch und ging nur in den Dialekt zurück, wenn sie besonders intim sein wollte. Wie hat diese Vertreterin des bel canto sich über die rohe Musik der „Afrikanerin" alteriert! Wie klagte sie darüber, daß die modernen Arien immer im größten Affekt gesungen, also geschrien werden müssen! . . . . .

Da begab sich's einmal, daß meine Mutter einem Bekannten eines meiner Gedichte zeigte — ohne mein Wissen, denn ich pflegte meine poetischen Ergüsse geheim zu halten, weil sie mich nie befriedigten. Daß der Fehler in der Form lag, weil ich selbe nicht gelernt hatte und wie ein Naturkind ganz nach dem Gehör stammelte, das wußte ich damals nicht. Nur daß ich davon unbefriedigt bin, war mir klar, und so hatte ich schon manchen ins Gesicht gelacht, die mich fragten, warum ich nichts drucken lasse? Aber dieser Herr drang ganz besonders ernst in mich und fragte mich, ob ich denn keinen Schriftsteller kenne, ihn um sein Urteil zu bitten? Einen Schriftsteller? nein — ich kannte keinen . . . . . „Können Sie sich denn nicht unbekannterweise an einen wenden?" meinte er. „O nein! um keinen Preis; das könnte ich nur bei einem tun, bei dem größten, weil ich einen Weg zu Grillparzer hätte." — „Dann tun Sie es lieber nicht!" war die Antwort. „Das ist ja ein Griesgram, wie bekannt; wer hätte den Mut, sich an den zu wenden! Aber ich hatte diesen Mut, ich wußte ja: meine gute Josephine tut

es gern für mich; was er tun oder sagen wird, das wußte ich freilich nicht. Und so suchte ich das Beste, was ich hatte, zusammen und trug es ihr hin. Schon bei der nächsten Stunde hieß es: „Grillparzer bittet Sie, zu ihm hineinzukommen." Mit klopfendem Herzen ging ich mit Josephine hinüber ins Vorzimmer und durch ein anderes Vorzimmer — das seine — in sein Gemach. Er stand der Tür gegenüber an seinem Schreibtisch gelehnt; das Licht vom Fenster fiel auf sein ungemein reiches, schönes Silberhaar. Er hatte den Kopf zur Seite geneigt und sah mich sinnend an, dann huschte ein sehr liebes, schelmisches Lächeln über sein Gesicht.

„Das ist ja die Stiegenspringerin," sagte er. „Nun — Sie haben Talent. Geben Sie Ihr Büchlein nur heraus. Sie werden schon schwimmen lernen, wenn Sie erst im Wasser sind. Das Gedicht an eine Freundin — da ist Feuer und Bewegung. Sie werden wachsen, mein Kind — aber ich werde es nicht erleben." — „O," rief ich, „was Tausende so innig wünschen, wird sich ja wohl erfüllen! Sie werden leben!" Mit einem unsagbar milden Ausdruck schüttelte er verneinend das Haupt und winkte zum Abschied mit der Hand. Das war im Winter 1868 ..... Er erlebte meine Entwicklung nicht, die er mir vorhergesagt hatte.

1217.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, Januar 1869.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Der Verein zur Errichtung eines Schillerdenkmales in Wien hatte ..... ein Damenkomitee berufen, um in gleichem Sinne mit ihm zu wirken, d. h. zur Herbeischaffung der fehlenden Mittel behilflich zu sein.

Das Komitee bestand aus den Damen Baronin Ebner-Dubsky, Paula Frankl, Hofschauspielerin Gabillon, Gräfin Wickenburg-Almásy, Henriette v. Wiener, Henriette Zimmermann und mir.

Unter manch mühevollen Aufgaben, die wir alle zu lösen hatten, da es galt, eine Akademie zu veranstalten, ward mir der Auftrag, Grillparzer um irgendeine dramatische Kleinigkeit, vielleicht ein Bruchstück seiner noch unbekannten vollendeten Stücke, zu bitten oder wenigstens die Erlaubnis zur Aufführung des Fragmentes „Hannibal" für unsere Akademie, welche am 21. Februar 1869 mittags stattfinden sollte, zu erlangen.

Ich hatte Grillparzer in der letzten Zeit selten besuchen können und wurde beim Eintritt mit freundlicher Herzlichkeit begrüßt, indem der Dichter seine Zufriedenheit bezeigte, die Anführerin der Bande zu sehen — denn eine Bande seien wir ja, da wir darauf ausgingen, den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken.

Ich antwortete, daß er irre, daß ich nicht seiner Taschen, sondern seiner Schubladen wegen käme, in der Tat aber von der Absicht beseelt sei, nach meinen besten Kräften alles in Bewegung zu setzen, um irgend etwas für unsere Akademie zu erbeuten.

— „Ich kann Sie versichern, daß ich nicht das Geringste habe, was zu solch einer Aufführung, wie Sie im Sinne haben, passend wäre."

„Und ich kann Sie versichern," erwiderte ich trocken, „daß ich sehr gut weiß, wie dies eine stehende Redensart bei Ihnen ist, und daß man die „Libussa", die „Esther", den „Hannibal" nur dadurch abgerungen hat, daß man sich daran nicht kehrte."

— „Man hat sich solange nicht daran gekehrt,"

versetzte Grillparzer, indem er sich über mein peremptorisches Wesen lachend in seinen Armstuhl lehnte, „bis man mir alles entwunden, was ich von solchen Dingen hatte. Witthauer, der damalige Redakteur von vielen Dichteralbums, Zeit-, Monat- und Wochenschriften, war mit allem zufrieden, was ich ihm gab oder was er nahm, wenn es auch noch so flüchtig gesudelt war, und auf solche Weise sind diese ganz unbedacht hingeworfenen Szenen ins Publikum, manche sogar auf die Bühne gekommen."

„Und ich will Witthauers Jüngerin werden," rief ich, „und nicht ruhen, bis ich Erfolge habe gleich ihm. Ich bitte Sie daher in meinem und Ihrem Interesse, machen Sie mir die Sache nicht allzu schwer und geben Sie gutwillig zur Verherrlichung eines andern deutschen Dichters ein kleines Almosen aus Ihrem reichen Schatze, etwa einen Akt aus der „Rose von Toledo", oder ein paar Szenen aus „Kaiser Rudolf", die ja als vollendete Arbeiten in diesen Schubladen liegen."

— „Ich gebe Ihnen mein Wort, mein Ehrenwort," sagte Grillparzer nach einigem Besinnen, „daß ich, wenn ich etwas Passendes hätte, es Ihnen vor jedem andern gäbe, allein ich bin rein ausgeplündert." Er erzählte, wie er schon mehrmals ähnlichen an ihn gestellten Begehren aus dem gleichen Grunde nicht habe willfahren können, und da ich daraus die Vergeblichkeit weiteren Drängens ersah, zog ich mich auf die Verteidigungslinie des „Hannibal" zurück.

„Wenn Sie schon so hartherzig gegen mich sind," erwiderte ich, „und unseren Wünschen kein Gehör schenken, lassen Sie mich doch nicht ganz unverrichteter Sache von dannen ziehen, überantworten Sie uns wenigstens, was

Sie schon preisgegeben, und gestatten Sie die Aufführung des Hannibal."

— „Des Hannibal? des kleinen Bruchstückes? das ist viel zu kurz für eine Bühnendarstellung. Eh' der Zuschauer einen Eindruck empfängt, ist die ganze Szene vorbei."

„Das lassen Sie unsere Sorge sein," versetzte ich, „Ihr Name hat einen solchen Klang, daß es fast einerlei ist, was wir bringen, vorausgesetzt, daß es von Ihnen und dem Publikum neu ist."

— „In solchen Klängen irrt man sich sehr leicht."

Ich setzte auseinander, daß Sachverständige zur Aufführung rieten, während eben die Kürze der dramatischen Szene, welche hier in Frage stand, den Gedanken an eine theatralische Darstellung bei mir nicht hätte aufkommen lassen; daß ich jedoch überstimmt und von Leuten überstimmt würde, welche derlei Dinge erstens besser verständen als ich, zweitens aber darauf hinwiesen, daß auf dem Titel zu lesen sei: „Szene aus dem noch ungedruckten Trauerspiel Hannibal von Franz Grillparzer," und daß ich demgemäß strikte Order hätte zu bewirken, daß die vorhergehenden oder die darauffolgenden Szenen uns ausgeliefert würden.

— „Es existiert außer dem, was Sie kennen und was alle Welt in Händen hat, auch nicht ein Wort von diesem Trauerspiel, das nur in Witthauers Phantasie lebte. Ich hatte wohl später einmal die Idee, einen Hannibal zu schreiben — aber Sie wissen ja, ich war ein fauler Mensch, ich kam nicht dazu. Jedenfalls wäre der Held darin auch zugleich der tragische Charakter geworden und nicht das Hauptgewicht der Persönlichkeit auf Scipio gefallen, wie in diesem Fragmente, während doch Hannibal

das tragische Interesse für sich hat, und in der Tragödie haben müßte."

Ich betonte, daß eben jener Zusatz zum Titel uns zu der soeben gestellten Bitte veranlaßt habe und daß, wenn wirklich nichts vorhanden sei, was diese Szene zu einem bestimmtern Abschluß bringe, ich mich noch einen Schritt weiter vorwagen und um ein paar Zeilen, vielleicht nur einige Worte, bitten wollte, welche es möglich machten, den Vorhang herabrollen zu lassen.

— „Der Beisatz auf dem Titel ist, wie ich schon sagte, eine reine Erfindung des Herausgebers, um die ich mich nicht kümmerte, um so weniger, als ich nie gedacht hätte, daß man darauf verfallen könne, dieses hingeworfene — ich möchte fast sagen Gespräch — aufführen zu wollen. Es ist gerade das Gegenteil von der Esther — das ist ein Bruchstück aus einem Drama, welches bestand, freilich nur in meinem armen Kopfe — und dessen Idee und Ausführung mir vorgeschwebt. Hannibal aber ist eine selbständige Szene, die ich hinschrieb ohne Überlegung, ohne Vorbedacht auf Nachfolgendes, ohne Zusammenhang mit Vorhergehendem, wie sie sich mir eben gestaltete, da ich einmal den Livius wieder durchging; und ich meine, man merkt ihr das auch an."

Ich sah dies ein und bemerkte, daß in der Tat keine Beziehungen auf außerhalb vorgehende Begebenheiten vorkämen; die beiden Charaktere, um die es sich hier allein zu handeln schien, wären in dieser Szene so vollkommen ausgeprägt, daß allen weiteren Ausführungen das Interesse fehlen mußte.

— „Sie haben richtige Vorstellungen, mich wundert nur, daß Ihre Sachverständigen dieselben nicht teilen."

„In meinem Komitee," erwiderte ich, „sind zwei

Dichterinnen, eine tragische Künstlerin und noch andere verständnisvolle Frauen, die aber alle, so wie auch ich, nicht von dem Standpunkt der Kritik Ihres Hannibal, sondern von einer Idee ausgehen, in welcher wir einstimmig sind, und dies ist die Überzeugung, daß wir etwas von Grillparzer haben müssen."

— „Wenn die Bande darin einstimmig ist, wenn es durchaus sein muß, und wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, mögen Sie's meinethalben aufführen, obwohl ich Ihnen im voraus sage, viel werden Sie nicht damit ausrichten. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Ich hatte es niemals zur Aufführung bestimmt, nicht einmal daran gedacht."

Ich dankte in großer Freude und da Grillparzer ersah, welchen Wert ich darauf legte, versprach er, ohne daß ich weiter davon Erwähnung machte, dem Hannibal, wenn es angehe, noch ein letztes Wort in den Mund zu legen. Er ließ sich darauf ausführlich erzählen, wie sich die Dinge im Komitee begeben hatten, was eigentlich unsere Aufgabe war, und welche Mittel in Bewegung gesetzt wurden, um dieselbe zu erreichen.

— „Wenn ich sehe, was alles geschieht und wie man bittet und bettelt — nicht um einem Lebenden zu Hilfe zu eilen — und auch da würde ich dagegen protestieren, sondern um einen dahingeschiedenen Dichter zu ehren, da muß ich sagen, ich finde zwischen Mittel und Zweck keine Übereinstimmung. Wenn ich dächte, daß es jemals jemanden einfallen könnte, mir ein solches Monument zu setzen — woran glücklicherweise niemand denken wird — und ich wüßte, daß solche Mittel angewendet würden, daß man betteln ginge um Geld und hausieren mit Billetts, die man den Leuten aufnötigt — und das alles, um einem Dichter

eine Ehre zu erweisen — wenn ich denken sollte, so etwas geschähe meinetwegen, es würde mir den Tod verleiden. Man könnte nicht einmal ruhig sterben. Im Grabe müßte man sich umkehren."

„Aber bedenken Sie doch," sagte ich scherzend, da Grillparzer sich in seinem Lehnstuhl ärgerlich umherwarf und in großer Heftigkeit mit erhobener Stimme sprach, „ich komme ja nicht wegen eines Monumentes für Sie — sondern für Schiller."

— „Wenn sie mir ein Monument setzen," fuhr er fort, nachdem ich mir einige Scherze über seinen Ärger erlaubt, die ihn lachen machten — „wenn sie mir ein Monument setzen wollten, das müßte zu Pferde sein, dazu paßt meine Figur am besten. Was sie dem Schwarzenberg abgenommen, das könnten sie mir zulegen, um es recht wahrheitsgetreu zu machen. Und man könnte doch wenigstens sitzen, das lange Stehen hielt' ich nicht aus — aber als Reiterstatue würde ich mich gut machen."

Er wurde sehr guter Laune, lachte, spöttelte, rieb sich die Hände und auf das projektierte Denkmal für Schubert übergehend, meinte er, daß des letztern Gestalt sich gleichfalls nicht besonders zu plastischer Darstellung eigne, daß aber ein solches Monument, wenn dergleichen überhaupt existieren solle, in Wien doch ganz am Platze wäre und daß es sehr passend sei, wie das Gerücht gehe, dem großen Liederdichter im Stadtparke eine Büste zu setzen.

— „Das freut mich und das finde ich ganz gescheit," fuhr er fort, „denn es interessiert zu wissen, wie so ein Mann ausgesehen, bei dem sich alles Gedachte in Töne umgewandelt hat, wie dies bei Schubert der Fall war."

„Besonders bedeutend und Geistestätigkeit verratend war Schuberts Physiognomie nicht," warf ich ein.

— „Aber doch weit interessanter als die lebensgroße Wiedergabe seiner Kleider und Stiefel, und jedenfalls prägt sich doch in dem Kopf der Geist aus, während der Körper solcher Männer sich selten, ja fast niemals zur Darstellung eignet und nur mit Mühe durch Mäntel, die sie niemals getragen haben, versteckt wird. Eine Büste hat auch noch das für sich, daß sie keinen übermäßigen Aufwand erfordert, und daß also, wenn ein Verlangen nach solch einem Andenken sich einstellt, ein derartiges Denkmal von einer Kommune oder von einigen Freunden und Verehrern zustande gebracht werden kann, ohne Groß und Klein und am Ende gar Frauen — was mir am meisten leid tut — in Unruhe zu versetzen, in Anspruch zu nehmen, ja sogar zum Betteln zu mißbrauchen. Dagegen sträubt sich meine Natur. Verstehen Sie mich wohl; nicht dagegen sträubt sich meine Natur, daß man großen Männern Denkmale setzt — diese werden, besonders wenn sie wirkliche Kunstwerke sind, immer ein mächtiges Mittel sein, den Volksgeist zu heben, man denke nur an das Altertum — sondern gegen die Art und Weise bin ich aufgebracht, wie es hier geschieht. Daß man, um auf das frühere Gespräch zurückzukommen, um einen Dichter zu ehren, sammeln geht wie für „Abbrandler", dagegen muß ich Protest erheben. Findet der Gedanke, ein Schillermonument in Wien zu errichten, so wenig Sympathie, nun so findet er eben auch keine Mittel, zur Ausführung zu kommen. Das ändert in der Bedeutung des Dichters nichts und liefert nur allenfalls den Beweis, daß es nicht die Millionäre sind, die sich für ihn begeistern, was wieder höchstens auf diese, nicht auf Schiller ein schiefes Licht wirft. Ich gestehe Ihnen aber aufrichtig, daß ich auch nicht zu denen gehöre, die es für eine so wichtige,

für eine nationale Sache halten, daß ein Standbild des Dichters in jeder deutschen Stadt stehe. Wenn ich mir denke, daß das so fortgeht und daß der Mann in engen Kniehosen in allen möglichen Attitüden, wie dies etwa bei der Idealgestalt des Apollo angemessen war, auf allen Marktplätzen Deutschlands seine Arme gegen den Himmel reckt, oder mit der Feder in der Hand von sich streckt, so erwarte ich mir keinen besonderen Eindruck davon. Ja es scheint mir wichtiger, daß seine Werke gekannt werden, als daß seine Gestalt gekannt sei."

„So sonderbar es aussehen mag, wenn ich jetzt scheinbar eine rückgängige Bewegung mache, nachdem ich Ihre Meinung gehört habe," versetzte ich, „kann ich Ihnen doch mein Wort geben, daß ich schon eh' ich kam, seitdem ich in diesem Komitee bin und die Verhältnisse kennen gelernt habe, auf ähnlichen Gedankenwegen wandelte. Früge man mich heute, ob ich unter den gegebenen Bedingungen ein Schillermonument in Wien wünsche, ich sagte festen Mutes: Nein. Ja, ich glaube beinah, daß auch die ersten und feurigsten Urheber dieser Idee nach den gemachten Erfahrungen so entscheiden würden. Darauf kommt es aber jetzt nicht mehr an. Vielmehr ist es nun, da man einmal in die Posaune gestoßen und die Sache in Gang gebracht hat, eine Ehrensache für Wien und damit für uns alle geworden, daß dies Monument zustande komme, ja es wäre eine wahre Schmach, wenn es nicht in würdigster, unserer Kaiserstadt angemessenster Weise zur Vollendung gelangte."

— „Und darin haben Sie ganz recht," sagte Grillparzer, der mich mit sichtlicher Teilnahme angehört hatte und als ich fertig war, meine Hand schüttelte „Darin haben Sie nicht nur vollkommen recht, sondern das hatte

ich Ihnen zuletzt noch sagen wollen. Einmal die Sache angefangen, kann jeder, der dazu gerufen wird, nur wie Sie tun, denn jetzt, da es soweit gediehen, ist es gleichsam eine Nationalsache geworden vor den andern — vor dem übrigen Deutschland. Darum gebe ich Ihnen nicht nur meinen Segen, sondern ich werde was ich beitragen kann, die verlangten Zeilen oder Worte für Lewinsky (Hannibal) recht bald schicken und wünsche Ihnen und Ihrer Sache von Herzen ein volles Gelingen."

1218.

Zu Robert Zimmermann.

Wien, 15. Januar 1869.

Nach Zimmermanns gleichzeitiger Aufzeichnung.

— — „Ich habe meine Einwilligung gegeben, die Szene zwischen Hannibal und Scipio aufführen zu lassen, aber ich bringe ein Opfer damit. Ich bin überzeugt, daß es, im Kostüme aufgeführt, wie es ist, keine Wirkung hervorbringen wird. Ich habe niemals ein Trauerspiel: Hannibal und Scipio, geschrieben, auch in dem Sinne, wie die Szene vorliegt, nie eins schreiben wollen. Nie hätte mir einfallen können, ein Stück zu schreiben, in dem Hannibal Unrecht hätte, der in der Szene von Scipio wie ein Schulbube heruntergemacht wird. Die Szene, wie sie vorliegt, ist zufällig bei der Lesung der Stelle im Plutarch entstanden, sie ist eigentlich nichts weiter als das dramatisierte Kolloquium, wie es dort vorkommt! Nein! Hannibal hätte niemals Unrecht haben dürfen! Er ist ja der einzige wirkliche Held, nur viel, viel größer als Scipio und jeder andere Römer! Hier der Einzige, nichts vor ihm, nichts nach ihm, und dort eine endlose Reihe, die sich immer wieder ablöst."

1219.

Tagblatt, Wien, 18. Januar 1869.

Ein Wort von Grillparzer erzählt das „Fremdenblatt". Es war neuerdings versucht worden, den 79jährigen Dichterveteranen zu bewegen, seine, in Manuskript bewahrten dramatischen Arbeiten noch bei Lebzeiten dem Burgtheater zur Aufführung zu überlassen, es gelang nicht, den Konsequenten umzustimmen. „Drängt's nicht so, drängt's nicht so," — lautete der stereotype Ausspruch — „es dauert ja so nicht lange, dann habt Ihr alles, was ich je geschrieben."

1220.

L. A. Frankl bei Grillparzer.

Wien, 22. Februar 1869.

I.

Frankl an A. Grün, 22. Februar 1869.

Heute besuchte ich nach zwei Jahren wieder Grillparzer, um ihm über den außerordentlichen Erfolg seiner Szene „Hannibal und Scipio" zu sprechen. Er erzählte mir, daß er niemals an eine Tragödie gedacht habe; er habe eben nur diese Szene, nach Lesung des Plutarch, entworfen. Er sieht sehr gebeugt aus, sprach aber lebhaft und voll Geist. Über sein immer mehr verschwindendes Gehör klagte er sehr betrübt, namentlich weil er keine Musik hören könne. „Und Musik halte ich höher als Poesie." Ich war von diesem Ausspruche frappiert . . . . .

II.

Nach L. A. Frankls Bericht 1883.

Noch einmal führte mich eine Schiller-Denkmalangelegenheit zu Grillparzer. Ein Kreis von Damen, an deren Spitze die kunstliebende Fürstin Marie Hohenlohe stand, veranstaltete zugunsten des Monumentes eine musikalisch-deklamatorische Akademie im Hofoperntheater. Eine Dame schlug die noch nie dargestellte Szene „Hannibal und Scipio", die gedruckt vorlag, zur Aufführung vor. Es galt die Erlaubnis dazu vom Dichter einzuholen. Er gab sie, gegen alle Erwartung, sofort in zuvorkommendster Weise. Er verfaßte sogar für den Hofschauspieler Lewinsky, der den Hannibal zu spielen hatte, auf dessen Bitte einige Verse hinzu, um, wie es in der Theatersprache heißt, einen „Abgang" zu ermöglichen.

Das Fragment machte einen mächtigen Eindruck bei der Darstellung. Als ich am folgenden Tage zum Dichter kam, um ihm freudig den glänzenden Erfolg zu verkünden und den Dank des Komitees auszusprechen, äußerte er: „Mich freut es, das zu hören. Eigentlich meinte ich, es werde abblitzen. Es freut mich aufrichtig, es hätte mir leid getan, da es doch das letzte Mal ist, daß ich, bei Lebzeiten, auf der Bühne erscheine. Nun in Gottes Namen, sei's!"

„„In Grillparzers Namen!" "

Er lächelte und sprach weiter, über das Fragment sich ergehend: „Als ich den Stoff im Tacitus" — er wiederholte den Namen zweimal und verbesserte sich, auf sein sehr geschwächtes Gedächtnis anspielend — „im Plutarch las, schrieb ich die Szene als Studie. Ich dachte weder früher noch später an die Komposition eines Trauer-

spieles zu gehen, in welcher Hannibal, der in der betreffenden Szene wie ein Schulbub abgekanzelt wird, Unrecht behielte. Ich muß doch wohl sagen, die Szene ist gut. Hannibal ist doch größer als Scipio, trotzdem dieser siegt. Er ist ein Napoleon seiner Zeit."

Als ich wieder auf die große Wirkung, welche die Szene hervorrief, zu sprechen kam, sagte er: „Ja, die Wiener sind von ungewöhnlich großer Beweglichkeit; sie lassen nichts fallen, oft ist es ein glückliches Adjektiv, das sie bewegt. Das Epigramm ist schon irgendwo von mir veröffentlicht [Werke [5], III, 84]:

Des Theaters Pforten gehen auf,
Die Massen strömen herein zu Hauf,
Nun ist es aber des Dichters Sache,
Daß er ein Publikum aus ihnen mache.

Es ist mir ein paar Mal mit den Wienern gelungen. Man muß die menschlichen Gefühle im Drama zur Hauptsache machen, nicht wie häufig jetzt, die historische oder politische Geschichte. Regt man meine Landsleute nicht vom Gefühl aus an, so sind sie eben auch wie Gassenbuben, ein Gesindel, kein Publikum. Ich gestehe, daß ich etwas ängstlich war, bis mir meine Hausleute (so nannte er immer die Geschwister Fröhlich, die seine Berichterstatterinnen über Theatervorstellungen waren) den guten Erfolg mitteilten."

„„Die Dame, die durch Ihren Vorschlag Ihnen diese Sorge bereitete, wird betrübt sein, wenn ich ihr das erzählen werde.""

„Nun, es sei ihr verziehen, nachdem es so glücklich ausgefallen ist. Es wird mich freuen, sie bei mir zu sehen. Man erzählt mir viel Gutes von ihr, und das muß wahr sein, weil es ihr Frauenzimmer nachsagen."

1221.

Marie von Weilen bei Grillparzer.

Wien, 28. März 1869.

Nach ihrem Tagebuche.

Mit den Kindern bei Grillparzer. Er gab mir die Hand, indem er sagte, nun Sie werden mich nicht mehr oft sehen. Er sah sehr gebrochen aus.

1222.

Moritz von Schwind an Bauernfeld.

München, 23. April 1869.

Das Epigramm von Grillparzer ist köstlich — aber als nächster Nachbar von Possenhofen wird mir etwas übel dabei. Kann aber bezeugen und beschwören, daß ich nicht in der geringsten Beziehung zu dem dortigen Hofe stehe.

1223.

In Baden.

5. Juni bis 14. August 1869.

Nach Eduard Hanslicks Erzählung, 1893.

Das neue Opernhaus wurde ..... am 25. Mai 1869 eröffnet. Es war mir nicht vergönnt, dieser denkwürdigen Vorstellung beizuwohnen, weil mich damals ein Gelenkrheumatismus in den Schwefelbädern von Baden gefangen hielt. Dieser Aufenthalt ist mir mit einer unvergeßlichen Erinnerung an Grillparzer verknüpft. Ich sah den Dichter jeden Morgen auf einer Bank im Parke sitzen, niemals mit einem Buch in der Hand, aber sinnend, in sich versunken. Mit der Sehnsucht, den verehrten Mann

kennen zu lernen (der obendrein im selben Hause mit mir, im „Herzogshof“ wohnte) kämpfte die Scheu, mich ihm zu nähern. Leider siegte die letztere; ich habe Grillparzer nie gesprochen. Was konnte ich ihm auch bedeuten, fragte ich mich, was konnte er von mir wissen? Einige Jahre später wußte ich es. Josef v. Weilen erzählte mir, Grillparzer habe gerade damals in Baden mit großer Aufmerksamkeit meine „Geschichte des Wiener Konzertwesens“ gelesen! Erst nach seinem Tode lernte ich seine treuen Pflegerinnen, die Schwestern Fröhlich kennen, die mich zu einem der vier Kuratoren ihrer so wohltätigen „Schwestern Fröhlich-Stiftung“ erwählten. Von ihnen erfuhr ich, wie lebhaft Grillparzer bis an sein Lebensende sich um musikalische Dinge bekümmerte, auch regelmäßig meine Kritiken gelesen hat. Nun war es zu spät, zu spät! Ich hatte die Gelegenheit versäumt und durch kindische Scheu mich um den unverlierbaren Gewinn gebracht, Grillparzer gekannt und gesprochen zu haben.

1224.

Baden, Ende der Sechzigerjahre.

Nach der Mitteilung von Dr. Eugen Lammer.

Stockerau, 29. April 1911.

In Baden suchte er [Lammers mütterlicher Großvater Joh. Nep. Wodicky] einst Ende der Sechzigerjahre den alten Studienfreund auf und zeigte ihm dieses Andenken [das Gedicht: Wert der Freundschaft] und — wie er berichtete — kamen den beiden Greisen bei der Erinnerung jener sonnigen Zeiten die Tränen ins Auge.

1225.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, anfangs Dezember 1869.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

In der letzten Novemberwoche von Leipzig heimgekehrt, kam ich erst anfangs Dezember dazu, dem verehrten Freunde einen Besuch abzustatten, nachdem er sich schon hatte nach mir erkundigen lassen.

Als ich eintrat, beugte ich mich scherzend als verlorne und reuig wiederkehrende Tochter, die solange in der bösen Welt umhergefahren. Er kam lachend heran.

— „Nun, weil Sie nur wieder da sind — bei solch schlechtem Wetter in der Fremde! Das ist ja entsetzlich!"

„Es ist das allerbeste," sagte ich, „wenn man seine Freunde besuchen will. Um diese Zeit trifft man jeden zu Hause, kommt man jedem gelegen."

— „Und eben deshalb soll man auch zu Hause sein, wenn die andern heimkehren. — Nun, weil Sie nur da sind — und gesund!"

Ich dankte, erzählte von Berlin, brachte Grüße von Laubes in Leipzig, von Goethes in Weimar.

Grillparzer frug, wie es dem erstern in Leipzig gefiele und freute sich, daß die letzteren in Weimar seien, nicht in Jena, wie er gehört hatte; worauf ich berichtete, daß Laubes mit treuer Anhänglichkeit Wiens gedächten, wie aber die Familie Goethe die Absicht habe, des mildern Klimas wegen — wenn sie schon nicht südlicher gingen — für den Winter nach Jena zu übersiedeln, worüber Grillparzer wieder seine Verwunderung aussprach.

— „Bei der künstlerisch ästhetischen Richtung und

den Gesundheitsrücksichten, die da walten, fragt man unwillkürlich, warum sie nicht ihren Aufenthalt in Italien genommen haben. Man hat ein Gefühl, daß sie gewissermaßen ein Anrecht darauf hätten — und man wundert sich, daß sie das Goethehaus, das ja doch eine schwere Bürde für die Familie sein muß, nicht damals, als darauf angetragen wurde, dem deutschen Bundestage überlassen haben."

„Wenn man die Geschichte dieses Hauses kennt," versetzte ich, „könnte man eine Abhandlung über den verkannten Idealismus schreiben, welcher den Weltmenschen, die nicht an das Dasein idealer Triebfedern glauben, wie der hartgesottenste Egoismus erscheint. Das Scheitern des Goethehausverkaufes lag einerseits in den pietätvollsten Rücksichten von seiten seiner Familie, andererseits in allerlei Zufälligkeiten und Machinationen, deren Darstellung zu weitläufig ist. In der Tat konnten die Erben sich nicht entschließen, das Sterbezimmer des Ahnherrn in fremde Hände zu geben. Ganz Deutschland würde ihnen das, wie sie meinten, als eine Herzlosigkeit nachgetragen haben — während gerade das Nichtzustandekommen des Verkaufes den in Delikatesse und Generosität vielleicht sogar zu weit gehenden Erben als Eigennutz gedeutet wurde. Wer sie kenne, müsse über eine solche Ansicht geradezu lachen — aber wie wenige Menschen wissen die wahre Sachlage und so erschienen sie vielen im falschesten Lichte."

— „So wie ich sie teils selbst, teils durch andere kennen gelernt habe, sind es hochbegabte, fein gestimmte Menschen, als solche nicht allen verständlich und anders, als die Welt sie beurteilt."

Das Gespräch kam auf Frau v. Goethe, ihre eigentümliche Stellung und wie sie, wo sie in Deutschland er-

scheint, vom Nimbus einer Art Fürstlichkeit umgeben werde, wie sich überall sogleich ein kleiner Hofstaat um sie bilde. Ich erzählte, wie ich den Master of Trinity College Dr. Whewell, den Humboldt Englands, hier in Wien bei ihr eingeführt. Wie sie ihn mit ihren Söhnen am Vormittage empfangen habe, stehend in der Mitte ihres Salons, im hellblauen Kleide mit den prächtigen, zu beiden Seiten des edlen Gesichtes herabwallenden schneeweißen Locken, mit der Würde und dem Anstande einer Königin, mit der Herzlichkeit einer deutschen Frau und wie Whewell und seine Gattin Lady Affleck ganz hingerissen waren von dem Zauber ihrer Begegnung. Wie dieser Zauber durch die Jahre keinen Abbruch leide, ja wie die geniale Kraft ihres Geistes, ihr reger Kunstsinn, ihr poetischer Schwung jeden, der ihr begegne, ebenso fesßle als die Lebendigkeit ihres Herzens, ihr wohlwollendes Eingehen auf fremde Sinnesweise sie jedem unvergeßlich mache.

— „Wirklich bedeutende Menschen," erwiderte Grillparzer, „sind immer zugleich auch solche, die etwas an sich haben, das andern wohltut und erfreulich ist. Darum machte ein Mann wie Lord Byron nicht den Eindruck eines großen bedeutenden Menschen — vielleicht wenn er älter geworden wäre. — Aber daß er noch so grün und sauer war, als er schon als großer Dichter sich zeigen konnte, das zeugt nach meiner Meinung gegen ihn. Wenn man z. B. Shakespeare nimmt. Was mußte das für ein vollkommener Mensch gewesen sein, der in jener Zeit der noch grellen Standesunterschiede durch die Annehmlichkeit seines Umganges alles zu fesseln wußte. Und auch unser Goethe — was wir immer von seiner oft kalten Weise wissen — an jener human liebenswürdigen Seite, welche die Menschen anzog, hat es ihm und gerade in seiner

Jugend nicht gefehlt — später war er ja in einer in ihrer Art einzigen Ausnahmstellung am Hofe. — Haben Sie niemanden vom Hofe in Weimar gesehen?"

Ich berichtete, wie wir so glücklich gewesen seien, des Abends zum Tee bei Frau v. Goethe den Großherzog zu treffen und wie wir in diesem Kreise und im Goetheschen Hause geschwelgt hätten in den Erinnerungen an eine Vergangenheit, in welche wir uns tatsächlich versetzt glaubten. Wir fühlten uns in dieser Illusion noch bestärkt, als der Großherzog das Gespräch auf Deinhardsteins „Fürst und Dichter" lenkte und den Umstand hervorhob, daß der Wiener Poet Fräulein v. Göchhausen, welche eine geistreiche und gescheite, aber boshafte und verwachsene kleine Person gewesen, die mehr gefürchtet als geliebt wurde, als eine schöne und liebenswürdige junge Dame dargestellt habe. Es wurde dabei eines an ihr durch Goethe verübten Mutwillens gedacht, der ihr während eines Gartenfestes den Arm gegeben und sie durch einen halb abgelassenen Teich hindurchgezogen habe. Frau v. Goethe aber nahm sich ihres Schwiegervaters an und behauptete, der lose Streich sei von Karl August ausgegangen, Goethe habe nur dabei geholfen. Es entstand nun ein kleiner Streit, wer der Angeber des mutwilligen Scherzes gewesen sei. Die Lebhaftigkeit des Gesprächs, die Art und Weise, wie von der einen Seite (Großherzoge) „vom Großvater", von der andern (Frau v. Goethe) „vom Vater" gesprochen wurde, die Erwähnung der kleinsten Nebenumstände, welche im Gedächtnis der Anwesenden doch nur durch die Überlieferung ihrer Eltern noch fortlebten, brachte uns in Gedanken wirklich um mehr als ein halbes Jahrhundert zurück und gab uns die vollständige Täuschung, als wenn es sich um gegenwärtige Verhältnisse gehandelt hätte.

Grillparzer interessierte sich für all diese Dinge ungemein, und ich mußte umständlich jede Einzelheit berichten. Da erzählte ich denn auch, welche Teilnahme jetzt noch am weimarischen Hofe literarischen und überhaupt allen geistigen Bestrebungen entgegengebracht werde; daß das erst kürzlich zur Aufführung im Burgtheater gekommene Trauerspiel „Rosamunde" von Josef Weilen in Anwesenheit des Großherzogs, während wir dort waren, über die Bretter ging; daß auch die bildenden Künste, namentlich die Malerei, durch das regierende Paar besondere Ermutigungen erfahren und wie der Großherzog, selbst ein ausübender und warmer Kunstfreund, uns zur Besichtigung des Schlosses eingeladen, zu den vorzüglichsten Bildern von Preller, Hummel, Kaltreuth, namentlich zu den kirchlichen Freskogemälden von Wislicenus begleitet habe —

Grillparzer war ganz Ohr.

— „Sehen Sie," sagte er, nachdem er aufs Angestrengteste aufgemerkt hatte, „es ist etwas Eigenes um das Leben an solch einem Hofe — es ist gleichsam ein geistiges patriarchalisches Verhältnis im gesteigerten Maße und ich — o, ich kann mir sehr gut vorstellen, welchen Impuls das dem Dichter gibt, zu wissen, daß in einem *solchen* Kreise die Arbeiten eine teilnahmvolle Kritik, eine freudige Aufnahme erfahren. Obschon — das muß ich sagen — so sehr ich mir das denken kann — ich hätte doch wohl nicht dazu gepaßt, weil ich, wie Sie ja wissen, von Natur aus ein schüchterner, in mich selbst verschlossener Mensch war. Und dann gehört noch etwas dazu, was mir gefehlt hätte — das ist die Hingebung; denn wie viel Zeit und Kraft hat Goethe diesem Kreise — ich meine dem weimarischen Hofe — mit all seinen Maskenscherzen, Puppenspielen und Gelegenheitsgedichten gewidmet!"

„Ich glaube," versetzte ich, „sein heiteres, lebenslustiges Temperament hat ihn selbst daran Gefallen finden lassen; denn sonst hätte er das so wenig über sich gebracht als Sie. Und doch, wer kann wissen, wie Sie geworden wären, wenn Ihre Jugend Sie in einen aufgeweckten, lebensfrohen fürstlichen Kreis versetzt hätte, wo aller Augen auf den Dichter gerichtet und jeder, auch der unbedeutendsten Gabe freudiger Beifall zuteil geworden wäre? Wenn . . . ."

— „Nein, mein Temperament war dazu nicht geeignet. Ich habe ja in meiner Jugend eine Zeit, wenn auch nicht an einem Fürstenhofe, so doch im Hause eines hochstehenden Mannes gelebt. Sie wissen wohl, daß ich eine Weile beim Grafen Stadion zubrachte. Obschon meine Stellung eine sehr bescheidene war, konnte ich, wenn ich darnach angetan gewesen wäre, mich leicht zu einer Art Mittelpunkt der Gesellschaft machen; denn das ganze Haus war ein hochgebildetes und hätte sich für einen jungen Dichter interessiert, der mit seinen Schöpfungen hervorgetreten wäre. Aber ich war ein scheuer Mensch, der die Einsamkeit, die Freiheit in ihrer tiefsten Bedeutung, die persönliche Unabhängigkeit suchte. Ich mochte nicht einmal vom Beifall abhängig sein, und dafür bin ich natürlich später bestraft worden."

„Bestraft," frug ich, „Sie bestraft? Sie haben bestraft, das Publikum bestraft, das auf eines Ihrer Stücke nicht einzugehen vermochte. Sie haben die Tür zugeschlagen, um sie nie wieder zu öffnen, was — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit — nicht recht war."

— „Ob es recht war oder nicht, darüber will ich nicht streiten," erwiderte der alte Herr, offenbar von meinem Freimute in dieser Beziehung nicht angenehm be-

rührt; „aber ich bin eben so ein Mensch, der sich in die andern nicht schicken kann. Ich kann es wirklich nicht. Das Publikum hat mich nicht mehr verstanden und ich verstand das Publikum nicht mehr. Vielleicht hätte ich mir Mühe geben sollen es zu verstehen, aber ich habe mich mein ganzes Leben nicht in die andern finden können. — Ich kann nichts dafür."

Ich blickte vor mich und auf den Himmel hinaus. Grillparzer sah mich an, aber ich erwiderte den Blick nicht, um in bescheidener Weise den Mangel meiner Zustimmung anzudeuten.

— „Sie glauben es nicht," fuhr er fort, „weil Sie sich das Wesen eines Wildfanges nicht vorstellen — oder besser gesagt: sich einen Wildfang, der unzähmbar wäre, nicht vorstellen können. Ich war aber ein solcher, und zwar in dem Grade, daß mir der Umgang mit Menschen nur zeitweise Bedürfnis, das Hauptverlangen meiner Natur aber Einsamkeit war — diejenige Einsamkeit, die allein Unabhängigkeit gewährt, welcher Hang mich von vielem abgehalten hat, das ich vielleicht hätte tun sollen. Aber jedes Verhältnis, das ein fortwährendes Zusammensein oder auch nur ein öfteres pflichtmäßiges Verkehren — wie dies z. B. auch bei Stadion der Fall war — in sich schloß, hat mir Scheu eingeflößt. Denn da ich niemals rücksichtslos sein konnte, hat mir die Umgebung von Menschen immer einen Zwang auferlegt, dessen Last mir nur zeitweise durch gar liebe, gute und vortreffliche Menschen, denen ich begegnete, aufgewogen wurde. — Warum lächeln Sie?"

„Ich habe," erwiderte ich, „zwei Anlässe zu lächeln — zwei Wahrheiten, die ich soeben aus Ihren Worten gefunden. Erstens, daß Sie, den man gewisser Worte

wegen für einen konservativen Geist hält, daß Sie der freiheitsdurstigste Mann sind, den man sich denken kann."

— „Das bin ich, wenn Sie nämlich Freiheit mit Unabhängigkeit verwechseln — was nicht dasselbe ist. Unter Freiheit versteht man eine Freiheit des Handelns und der Bewegung, die oft die Freiheit eines andern beschränkt. Wer die Freiheit begehrt, einem andern eine Katzenmusik zu bringen, der greift schon so stark in das Recht seines Nachbars ein, wie ich nie die Berechtigung dazu einräumen oder fordern möchte. Unabhängigkeit ist aber nur das Bedürfnis, mich um andere nicht zu kümmern!"

„Richtig," fiel ich ein, „und der unabhängige Dichter hat sich daher auch um den zufälligen Geschmack eines Publikums nicht zu kümmern. Er geht ruhig seinen Weg."

— „Ich habe Ihnen aber gerade gesagt, daß ich das Recht der Katzenmusik niemandem einräume."

„Ja," versetzte ich lachend, „Sie gestatten aber, daß man Ihnen Serenaden, Beifallsserenaden bringt — und die eine Konzession schließt folgerichtig und auch nach dem Metternichschen System die andere in sich."

— „Ich weiß nicht, auf was Sie sich beziehen."

Ich erzählte, daß, als die vierzehnjährige Militärdienstzeit, damals Kapitulation genannt, abgeschafft wurde, allgemeine Freude geherrscht und da mein Vater redlich auch das Seine zu dieser humanen Maßregel beigetragen hatte, so nahmen wir alle auch an der Sache Teil und freuten uns auf die Ovation, die man dem Erzherzog Karl als obersten Befehlshaber der Armee darzubringen beabsichtigte. Da kam jedoch die Weisung, Demonstrationen der Freude seien eben so wenig gestattet als Manifestationen des Mißfallens."

— „Das war richtig gedacht nach der damaligen

Ordnung, denn die Erlaubnis, die ersteren darzubringen, gab ja auch die Berechtigung, die letzteren an den Tag zu legen."

„Ja aber," fuhr ich fort, „eben deshalb muß der Dichter, welcher den Ausdruck des Beifalls hinnimmt, auch ..... Aber ich war heute so dreist wie noch niemals; und wissen Sie warum? — Weil Sie so besonders artig, verbindlich, galant gegen mich gewesen."

— „Galant? ich galant? Hört es denn niemand? Ist denn niemand in der Nähe?" rief Grillparzer lachend. „Meine Hausfräulein? wenn sie doch da wären! Das hat mir noch niemand gesagt."

„Und ich will Ihnen," versetzte ich, indem ich aufstand, „eh' ich das Weite suche, noch die zweite Wahrheit mitteilen, die ich heute gefunden. Ich habe nämlich neben Ihrem roten Freiheitsdrang auch entdeckt, daß man, um Ihres Wohlwollens teilhaft zu werden — recht selten kommen — womöglich große Reisen bei schlechter Jahreszeit machen und spät heimkehren müsse, um das Gefühl zu gewinnen, daß man Ihnen willkommen sei."

Grillparzer sagte scherzend, indem er mir meinen Pelz umlegte, daß der Himmel ja auch über Ein Schaf, das zur Herde wiederkehre, mehr Freude empfinde, als über neunundneunzig dagebliebene, daß er nicht gerechter sein wolle als der Himmel, daß es aber bei mir auf einen hohen Grad von Verwöhnung und Verderbtheit hinwiese, wenn ich jedesmal so empfangen sein wollte, wie nach fast dreivierteljähriger Abwesenheit.

1226.

Vielleicht Ende Dezember 1869.

Emil Kuh an Gottfried Keller.

Meran, 27. Mai 1875.

Zu Ihrem Ergötzen packe ich einzelne Allotria zusammen. Der „Dichter" Joseph Weilen, welcher zufolge der Cotta'schen Buchhändleranzeige Grillparzer nachstrebt, erzieht seinen Jungen mit Vorbedacht. Schon als er erst sechs Jahre alt war, ward er von dem züchtenden Vater in den ersten Begriffen der Metrik unterwiesen. Der hochbegabte Knabe redete einmal zum Geburtstage des damals 36jährigen Weilen diesen mit den Eingangsversen an: „Ich grüße Dich, Du greiser Vater!" Weilen kam zu Grillparzer und zeigte dem Meister das Gedicht. Der boshafte Grillparzer erzählte am Abend einem Bekannten davon, indem er hinzufügte: „Der Bub sieht nicht einmal was, er sieht nit, daß der Vater braune Haare hat."

1227.

Emil Wickerhauser bei Grillparzer.

1869.

Nach Wickerhausers Erinnerungen, 1891.

Zum letzten Male sah ich Grillparzer eben im Jahre 1869, als ich mich mit meiner Familie auf Urlaub nach Wien begab. Bei diesem — meinem letzten Besuche empfing er mich mit den Worten: „Es ist gut, daß Sie heuer noch gekommen sind; auf's Jahr hätten Sie mich nicht mehr gefunden."

Er lebte aber doch noch bis 21. Jänner 1872 und schrieb mir noch im Jänner 1870, damals in sein

80. Lebensjahr eintretend, einen freundschaftlichen Brief nach Agram.

1228.

Wiener Fremdenblatt, 6. März 1870, Nr. 64.

Als neulich jemand den greisen Grillparzer besuchte, hatte dieser eben Chrysanders „Leben Händels" vor sich liegen. — „Nun, wie gefällt Ihnen dieses Werk," fragte der Besucher. „Oh, das ist ein recht gutes Buch," antwortete der Gefragte. „Aber," fügte er mit seinem unverleugbaren Wiener Akzent hinzu, „wissen's, beschriebene Musik ist halt immer wie ein erzähltes Mittagessen."

1229.

L. A. Frankl bei Grillparzer.

Wien, Mai 1870.

I.

Nach einer Aufzeichnung L. A. Frankls.

Grillparzer (Mai 70 in seiner Wohnung, um den Aufruf zum Konkurse [für das Wiener Schillerdenkmal] unterschreiben zu lassen):

„Ich kenne Wien nicht mehr. Habsburger-, Lothringer-, Eschenbach-, Kant-, Fichtestraße und FM. Schwarzenbergplatz! Ich hüte mich, all das zu sehen. Das ist nicht mehr das Wien, das ich kenne, in dem ich geboren und gewachsen bin. Ich hüte mich, mir das Bild meiner Vaterstadt, wie es in mir lebt, zu zerstören.

Wo ist der Schillerplatz? Ich kenne mich im Plane nicht aus. Ich kann Ihnen diesfalls keinen Rat geben. Ich bin — betrachten Sie mich als tot."

Doch unterschrieb er die Konkurrenzaufforderung.

Als ich ihm die Idee wegen der Statue auseinandersetzte, daß der Dichter zugleich als Freiheitsdichter dargestellt werden solle —

„Das ist so eine althergebrachte Phrase von Schiller. Er huldigte dem Stoffe eben; wenn der Freiheitselemente enthielt, so benützte er sie eben, wie der Dichter muß, wenn er dem gegebenen Stoffe geistig treu bleiben will."

Daß er aber eben solche Stoffe wählte, beweist ja seine Freiheitsbegeisterung, erwiderte ich.

„No ja! Er war ein großer, der genialste deutsche Theaterdichter. Theaterdichter. An Freiheitsideen steht Lessing hoch über ihm, er hat nur die schwunghaftere, schönere Phrase dafür gefunden."

Als ich von Musik sprach —

„Ich kann seit Jahren nicht mehr Klavier spielen, ich höre die Musik desselben nicht mehr, nur ein Chaos von Tönen."

Aber Sie hören doch mich sprechen und ich erhöhe meine Stimme nicht gar so sehr.

„Ja, Sie sprechen sehr deutlich, auch Schauspieler verstehe ich gut."

Ich ging in sehr betrübter Stimmung.

II.

Nach L. A. Frankls Erzählung, 1883.

Als es galt, einen Aufruf zur Errichtung eines Schillerdenkmales in Wien zu erlassen, wurde mir die Aufgabe, Grillparzer zur Mitunterschrift einzuladen.

„Ich bin," äußerte er sich, „auch aufgefordert worden, dem Schillervereine beizutreten. Ich habe es nur gezwungen

getan. Und wie ich es mir gedacht habe, wird gleich Herr Gutzkow dabei sein. Ich hasse die sogenannten Literaten, ich selbst bin nie einer gewesen. Ich war ein Beamter, der, wenn ihm etwas eingefallen ist, es niedergeschrieben hat, mir zur Freude und dann zunächst Wiens. Es geht nicht und soll auch nicht gehen, von der Poesie einen Erwerb zu haben. Es ist aber auch gut, daß alles für Schiller geschieht, wiewohl Goethe der größere Dichter ist, nur muß man nicht etwa den zweiten Teil des ‚Faust' ins Auge fassen."

Darauf unterschrieb er den Aufruf.

„Wo wollen Sie das Monument aufstellen? Ich kenne meine liebe Vaterstadt nicht mehr. Da höre ich von Kant-, Pestalozzi-, Fichte-, Humboldt-, Hegelgassen usw. reden. Was wissen meine guten Landsleute von all diesen Menschen? Sie haben niemals etwas von ihnen gelesen und die Gassennamen werden sie schwerlich dazu aufmuntern. Es ist unglaublich, welche Unbildung in ihnen liegt. Ich wohnte einen Sommer in Hietzing und fuhr ausnahmsweise zeitlicher zur Stadt, um Uhland, der damals Studien halber sich in Wien aufhielt, noch in seiner Wohnung zu treffen. Ein Wiener Buchhändler gesellte sich zu mir und fragte mich, warum ich so zeitlich zur Stadt fahre. Als ich ihm den Grund sagte, fragte er: ‚Uhland? wer ist das?' und doch war schon, ich weiß nicht, die wievielste Auflage seiner Gedichte erschienen. Und der Mann gehörte nicht zu den letzten seines Gewerbes. Ich gehe jetzt seltener aus und bewege mich innerhalb nur weniger Gassen. Ich habe es überhaupt niemals geliebt, viel auszugehen. Jetzt gewöhne ich mich schon lange, unter der Erde mich zu verstecken, um es zu lernen. Ich liebe meine Zeit, ich habe mich in sie eingelebt. Jetzt wird alles

anders. Ich kann mich, wie in den neuen Gassen, nicht mehr zurecht finden. Es ist Zeit für mich!"

Auf Schiller wieder zurückkommend, fügte er humoristisch bei: „Ich kann mir den fatalen Zustand einer Schillerstatue im Winter denken. Da hat der arme Schiller fort und fort Schnee in den Haaren und es ist ihm kalt. Ein Feldherr erträgts schon leichter. So ein Kerl ist ans schlechte Wetter gewöhnt."

1230.

In Baden, 4. Juni bis 20. August 1870.

Vom Dichter der „Esther".

Tagespresse, 29. Juni 1870.

Besonders reizend ist der Platz nicht, aber sehr besucht. Man nennt ihn Park, obgleich er kaum den Namen Garten verdient. Er liegt an einer Berglehne, der Boden dort steigt und fällt, je nachdem man sich stellt und vielleicht besteht gerade darin die große Anziehungskraft, die er übt. Er ist das Stelldichein der schönen Welt und weltlicher Schönen, beide geben dort nur Gastrollen, aber wenn man sie sucht, dort sind sie sicher zu finden.

Hat man einen gewissen Parfum überwunden, vorherrschend duftet es nach faulen Eiern, kann man sich ganz wohl dort fühlen, besonders wenn man feurige Augen liebt und gegen Adlernasen und zusammengewachsene Brauen nichts einzuwenden hat oder schwarze, rot eingefaßte Augen, ein rebellisch sich aufwärts bäumendes Kinn und niedergeschlagene, mit sich und der Welt zerfallene Busen bei älteren Damen nicht geradezu störend findet. Feurige Augen leuchten dort in Hülle und Fülle, sie sitzen in reizend geformten Köpfchen, diese auf herrlich model-

lierten Schultern, diese auf mitunter höchst plastischen Torsos, diese — schließlich auf den wie eine Girlande den Park durchziehenden, in Reih und Glied gestellten Bänken und Stühlen. Alles sitzt dort, man sitzt sogar spazieren, die wie mit dem Lineal gezogenen Gänge sind eingefaßt mit Damenarabesken, wie dicht gedrängte Schnüre von Zahlperlen umgeben sie den Hals des Parkes, die Hauptallee. Es ist ein farbenprächtiges, buntes, belebtes Bild, aber bei aller Mannigfaltigkeit doch nicht von einer gewissen Eintönigkeit freizusprechen, die dem Auge wie dem Ohr gleichmäßig auffällt. Die Gesichter tragen eine gewisse Familienähnlichkeit, die Manieren, Minauderien, die Art, sich zu kleiden, sich zu halten, sich gehen zu lassen, tragen ein und dasselbe Gepräge. Das Gespräch, das Geplauder bewegt sich in national gefärbten Lauten und dreht sich meistens um dieselben, uns unbegreiflicherweise vollkommen gleichgiltigen Gegenstände, um Steigen und Fallen, um Kurse und Aktien, Anglo und Nordbahn. Von Lieb' ist keine Rede, nur von jener, in welche man geht. Romeos und Julien finden sich dort nicht, außer wenn Papa Capulet in der Kontremine und Papa Montague in der Hausse ist und infolgedessen ein Papa oder der andere dem andern gegenüber den Wunsch äußert, er möge gütigst seinen Bauch zu einer Tropfsteinhöhle machen oder sich auf die Nase ein Reis des Johannisbeerstrauches pfropfen lassen. Gattinnen, Töchter, Bräute teilen die Sympathien und Ansichten der Gatten, Väter und Werber, plaudern, wenn sie da sind mit ihnen von Geschäften und harren sehnsuchtsvoll des Abendzuges, der ihnen die Teuren und — den neuesten Kurszettel bringt.

Aufmerksame Beobachter der ethnischen Eigentümlichkeiten einzelner Völker werden längst zu der Wahrnehmung

gelangt sein, daß die Frauen einer gewissen, unschwer zu erratenden Nation ein ungemein ausgesprochenes Sitzvermögen haben. Nach den physischen Gründen wollen wir nicht forschen, sondern uns mit der unleugbaren Tatsache begnügen.

Diese Eigentümlichkeit macht es auch erklärlich, daß so selten im Park zu Baden, ich glaube wirklich den Namen noch nicht genannt zu haben, ein leeres Plätzchen zu finden ist. Ein Mann, ein ehrwürdiger Greis, ist jedoch sicher, stets eines zu finden; stets hat er denselben Platz inne, wahrscheinlich, weil er sich ihn nicht nehmen läßt. Ich glaube auch gar nicht, daß sie ihn kennen. Vielleicht tue ich beiden hiemit Unrecht, denn der Mann ist eine Berühmtheit, aber ein größerer Gegensatz zwischen beiden, zwischen ihrer Art zu denken und zu fühlen, ist nicht denkbar. Mit Papieren hat er nie zu tun gehabt, obgleich er welche ausgegeben hat, die sich unveränderlich in ihrem Wert erhalten.

Auf einer Bank im Park zu Baden, in der wunderlichsten Gesellschaft, ist täglich Vormittag und Nachmittag dieser Mann zu finden; der bunten Menge rings um ihn schenkt er wenig Aufmerksamkeit. Er hat gemeiniglich die Augen geschlossen, wie auch wir zu tun gewohnt sind, wenn wir — schlafen.

Er macht regelmäßig dort sein Schläfchen, die Last der Jahre drückt schwer auf seine Lider, obgleich sie seinen Körper noch nicht vollends zu beugen vermocht hat, er trägt seine 80 Jahre mit überraschender Leichtigkeit. Daß Haupt und Nacken etwas nach links vornüber fallen, das haben wohl mehr die unzähligen, am Schreibtisch und über Büchern hingebrachten Stunden verschuldet. Achtzig Jahre! Kein Wunder, daß man lieber in sich und nach rückwärts

blickt; wohl dem, der dort so Erfreuliches schaut, wie er, der mit seinem Ruhme um die Wette lebt. Allerdings hat der Mann all sein Leben lang höchst unpraktisches Zeug getrieben, nicht viel Gescheites gelernt und es nicht einmal so weit gebracht zu wissen, daß man die Schere noch zu etwas anderem als zum Nägelschneiden verwenden kann. Die Mühe, Coupons und Talons von Obligationen zu schneiden, raubt unserem Dichter der „Ahnfrau" und der „Sappho" keinen einzigen Augenblick seiner schwer erworbenen Muße, die er bei voller Geistesfrische genießt und noch lange genießen mag.

Grillparzer hat seinen Sommeraufenthalt in Baden genommen, er gebraucht dort das Bad und ist regelmäßig nach dem Bad und nach Tisch im Park auf dem bestimmten Plätzchen, auf einer bestimmten Bank zu finden, inmitten einer Welt, die ihm völlig fremd. Er schläft mit ungebrochener Energie, wie er auch noch seine Studien mit ungebrochener Energie betreibt. Er liest noch so eifrig wie von jeher: englisch, französisch, italienisch, spanisch, lateinisch, griechisch gilt ihm gleich. Ob ihm die kleine Leidenschaft für verbotene Bücher, verbotene und schlechte sind bei uns nicht gleichbedeutend, noch jetzt geblieben, ist mir unbekannt, erklärlich wäre es, wenn sie ihm verleidet wäre. Vor Jahren suchte er solche Bücher aus einer unserer Amtsbibliotheken zu erhalten, wo sie mehr als corpora delicti und mit derselben Vorsicht wie Giftstoffe unter Schloß und Riegel gehalten werden. Der Chef der betreffenden Behörde ließ dem Hofrat Grillparzer, dem Vorstand eines kaiserlichen Archives, sagen, er möge diesfalls schriftliche Gesuche an ihn richten. Der Herr Hofrat und Archivar hat dies nicht getan, dagegen ließ er besagten Chef ersuchen, etwas zu tun, was dieser jedoch auch nicht

getan hat. Man tut dergleichen nicht gern, es bleibt auch gewöhnlich nur bei der Einladung.

Die Kunde von dem Wohlbefinden unseres Dichters wird gewiß in weitesten Kreisen freudig aufgenommen werden. Grillparzer ragt ja wie ein Markstein besserer Tage in unsere Zeit, ein gottgesegneter Greis, dessen Namen wir noch immer wie einen Schild vorhalten können gegen die Vorwürfe geistiger Verflachung, ein Dichter, keusch und hehr, an den sich eine Reihe unserer schönsten Jugenderinnerungen knüpft und der jetzt noch Geist und Gemüt der gereiften Männer zu fesseln vermag. Wir stehen ihm leider gegenüber, wie einem bereits Geschiedenen; er hat den Kreis seines literarischen Wirkens abgeschlossen, er ist nicht mehr zu bewegen, wieder in die Öffentlichkeit zu treten und dennoch birgt sein Pult eine große Zahl von Werken, die hoffentlich der Welt bloß vorenthalten, aber nicht verloren sein werden.

Wir begreifen seine Unlust, die Chancen des Erfolges zu erproben, die wohl nur ihm, der personifizierten Bescheidenheit, zweifelhaft erscheinen mögen; wenn irgend jemand, kann Grillparzer mit Hebbels Meister Anton sprechen: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“ Die Wurzeln seines Seins haften nicht in dem Boden, auf welchem wir wandeln; wahrlich, sein Reich ist nicht von dieser Welt.

Neben einer großen Zahl von Gedichten und Fragmenten größerer dramatischer Werke sollen zwei völlig beendete Schauspiele vorhanden sein: „Rudolf und Mathias“ und „Libussa“.

Über das erstgenannte hat Grillparzer selbst das Verdammungsurteil gesprochen. Er habe, um den Charakter des mit Tycho Brahe so befreundeten Königs Rudolph II. psychologisch richtig zu zeichnen, große astrologische Studien

gemacht, aber vergebens nach Anhaltspunkten gesucht, die ihm genügende Erklärung der Glaubensseligkeit des Königs gegeben hätten. Wegen Aufführung der „Libussa“ waren vor vier Jahren Unterhandlungen mit Laube angeknüpft; Grillparzer verlangte jedoch, Laube solle ihm den Erfolg garantieren, was dieser in übertriebener Ängstlichkeit ablehnte. Daß Grillparzer einen Operntext für Beethoven schrieb, wird wenigen bekannt sein. Der Stoff war die „Melusine,“ das Libretto wanderte samt der Oper in den Ofen, leider fand sich niemand, der sie rettete wie die „Adelaide,“ die halb brennend aus den Flammen gezogen wurde.

Eine interessante Publikation unterblieb aus einem eigentümlichen Grunde. Grillparzer hatte zwei Novellen geschrieben: „Der arme Geiger“ und „Das Landhaus von Sandomir“. Beide sind kleine Bijoux, wahre Perlen; sie waren 1848 in Taschenbüchern erschienen (das „Landhaus von Sandomir“ war der seit Jahren bereit liegende Stoff eines Schauspieles; die Zensur hatte dem Herausgeber der „Aglaja“ eine Novelle kurz vor Torschluß gestrichen; Grillparzer, bestürmt, schnell Ersatz zu schaffen, opfert den Stoff), im Taumel jener stürmischen Zeit aber vollends spurlos vorübergegangen. Beide Novellen mit der „Esther“ sollten bei Gerold erscheinen. Da überraschte eines schönen Tages Emil Kuh, Hebbels Leibschneider, der jetzt beinahe gänzlich verschollene Literat, der sich damit das Dasein gefristet, daß er aus Hebbels Haut sich Riemen schnitt, die Welt mit der tiefsinnigen Bemerkung, aus Grillparzer hätte noch etwas werden können, aber er sei außer Stande gewesen, im Lande der Backhendel und der Straußschen Musik zur vollen Entwicklung zu gelangen. Grillparzer brach sofort die Unterhandlungen ab. „In einem Lande,“

rief er, gerechter Entrüstung voll, „wo man solchen Insulten ausgesetzt ist, mag ich nichts mehr veröffentlichen. Der Kuh ist ein Ochs!“

Herr Emil Kuh wird es mir nicht verübeln, daß ich Grillparzers Meinung über ihn veröffentliche. Was ists denn weiter? Ich selbst habe mir diesen Ehrentitel gegeben. Es war eine Zeit, da fand ich nur darin Trost, daß ich mit Heine deklamierte: „O König Wismawitra, was für ein Ochs bist du, daß du so vieles kämpfst und duldest, und alles ob eines Kuh.“ Zur Zeit als Kuh noch das Feuilleton der alten „Presse“ vergewaltigte und von dem nicht weniger als, ich glaube, acht Feuilletons hintereinander als unbrauchbar zurückgewiesen wurden. Das Paradies blieb mir verschlossen; ich konnte nicht über den Berg gelangen, einer stand davor, der mich nicht hineinließ.

Grillparzers Muse ruht deshalb doch nicht; von Zeit zu Zeit hellt ein Geistesblitz unsere Nacht; leider bleibt er nur Eigentum einiger Weniger. Zufällig gelangte ich zur Kenntnis einiger kleiner Gedichte. Einem jungen dramatischen Dichter [J. Weilen] schrieb er für dessen Braut:

„Ich preise Dich und ohne Dich zu kennen,
Das möchte mancher vorschnell nennen
Und hätte doch, weiß Gott, gefehlt,
Ich kenn' doch den, der Dich gewählt!“

Der Frau Baronin E., die unter dem Namen Ernst Ritter sich in dramatischen Werken versucht hat, schrieb er auf ihre Bitte auf die erste Seite eines neuen Albums:

„Am Eingang steh' ich hier“ [Werke[5] III, 66].

..... Um Autographe bestürmt, hat Grillparzer sein ziemlich langes Gedicht „Der Schutzgeist“ [„Des Kindes Heimkehr“ Werke[5] I, 172] vielleicht hundertmal eigen-

händig abgeschrieben, in seiner zierlichen, festen Handschrift, die sich ebensowenig bis ins höchste Alter geändert hat wie er selbst.

Grillparzer hat ebensoviel Glückliche als Abschriften gemacht; er für seine Person hält von seinen Dichtungen am wenigsten. So wurde ihm einmal ein Hofrat Papst aus Dresden vorgestellt. Dieser Herr hielt es für seine Schuldigkeit, den gefeierten Dichter mit einer pathetischen Rede zu begrüßen, in deren Verlauf er bemerkte, schon als Knabe von 13 Jahren habe ihn Grillparzers „Ahnfrau" entzückt: „Nun, wissen's," unterbrach ihn Grillparzer, „Buben von 13 Jahren gefällt sie auch jetzt noch!" ....

Ein zwar paradox klingendes, aber doch nicht tiefen Sinnes entbehrendes Urteil fällte Grillparzer über den bereits verstorbenen Hofrat Kaltenbäck: „Er glaubt nicht an Gott, aber er glaubt an die unbefleckte Empfängnis der heiligen Jungfrau."

Erzherzog Max war ein großer Verehrer Grillparzers. Vor Jahren schickte ihm Erzherzog Max einen Lorbeerzweig mit einem kleinen Gedicht. Grillparzer kam, sich zu bedanken. Vom Erzherzog um sein Urteil über das Gedicht gefragt, soll Grillparzer dieselbe Antwort wie jener Musiker gegeben haben, dem Kaiser Leopold eines seiner Quartette vorspielen ließ: „Für einen Kaiser nicht übel."

Solcher kleiner Züge aus Grillparzers Leben weiß man zu hunderten zu erzählen; sobald nur sein Name genannt wird, fließt ihr Springquell unerschöpflich. Was ich erzählte, war die Ausbeute einer halben Stunde, die aber hinreichte, mir die ganze Verehrung der Wiener für ihn zu zeigen. Bimini.

1231.

Bauernfeld an Baronin Sophie Todesco.

Wien, 4. Juli 1870.

Unserm Schwind hab' ich Grillparzer zugesendet, auch mit ihm über die Sache noch einmal gesprochen. Er freut sich, die Zeichnungen zu übernehmen, wird mir aus Marienbad seine Ideen mitteilen, falls ihm „was Gescheidtes" einfällt. —

Honorar will er durchaus keines in Vorhinein bestimmen, würde wohl auch die Arbeit ohne allen Entgelt machen, da es Grillparzer und seine Freunde betrifft. Ich glaube aber, daß er aus Scheu vor seiner Frau sich nur ungern mit etwas beschäftigen würde, „was nichts trägt!" — Wir wollen erst sehen, was er zustande bringt und ihn hienach mäßig honorieren. — Sobald er mir über die Arbeit schreibt oder mir vielleicht Skizzen nach Ischl sendet, teil' ich Ihnen Alles mit.

1232.

Bauernfeld an Baronin Sophie Todesco.

Ischl, 25. August 1870.

Anbei die Skizzen, die mir Schwind übersendet, nebst seinem Briefe an mich, der seine Pläne zu dem projektierten Album enthält. Ich denke, Sie teilen beides einem Künstler (etwa Gaul) mit, der Ihnen auch die Sache genauer erklären wird. —

Ich schreibe zugleich an Schwind und verlange von ihm:

1. Die beiläufige Bestimmung eines (mäßigen) Honorares —

2. Mache ich ihn aufmerksam, daß die Arbeit zu groß ist, der Blätter zu viele werden. Ein Dutzend dürfte genügen, wie ich ihm bereits früher (mündlich und schriftlich) auseinandergesetzt —

3. Frage ich ihn, weshalb er von einem „Texte" schreibe, von welchem ja niemals die Rede war.

Sie selbst ..... mögen sich's reiflich überlegen, ob Sie die Sache in der von Schwind vorgeschlagenen Weise durchgeführt haben wollen. Hienach setzen Sie sich mit dem Künstler selbst möglichst bald ins Einvernehmen. Schwinds Adresse ist: Nieder-Pocking am Starrhemberger-See, via München. —

1233.

Bauernfeld an Baronin Sophie Todesco.

Ischl, 1. September 1870.

Anbei ein zweiter Brief Schwinds. Schicken Sie ihm die Zeichnungen nur gleich zurück, da er sie braucht. Ich dachte, Sie hätten ihm inzwischen geschrieben! Da er sich über den Geldpunkt etwas mystisch ausdrückt, so erübrigt nichts, als daß Sie sich mit ihm unmittelbar ins Einvernehmen setzen, auch über die Stickerei usw.

Was „Libussa" und „Esther" betrifft, so sind die beiden Fragmente meines Wissens in (verschiedenen) Almanachen erschienen. Ihr Buchhändler Gerold wird Ihnen darüber Auskunft zu erteilen, wohl auch die Exemplare zu verschaffen wissen, die man dem Künstler nachträglich zusenden kann. Doch wenig Zeit zu verlieren, wenn Sie mit Schwinds Plänen einverstanden sind und wenn er so wie die Damen noch zu rechter Stunde fertig werden wollen. — Die beiden Briefe Schwinds bitte ich mir einstweilen zu bewahren. Ich kehre vermutlich bereits im Laufe der

nächsten Woche zurück, wo wir die Sache besprechen wollen — nur kann ich wenig daran Teil nehmen, da mich meine Gesamtausgabe, an der ich seit sechs Wochen nichts getan, von nun an ausschließlich beschäftigen wird.

1234.

Auguste v. Littrow-Bischoff bei Grillparzer.

Wien, September 1870.

Nach ihrer gleichzeitigen Aufzeichnung.

Der August war kalt und regnerisch gewesen und als ich Mitte September von Marienbad kam, fand ich Grillparzer schon in der Stadt. Die schlechte Witterung hatte ihn ungeduldig gemacht; ärgerlich hatte er den Sommeraufenthalt in Baden aufgegeben und saß nun, ein Buch in der Hand, bei sonnigem Wetter in seinem Zimmer nah dem Fenster an der gewohnten Stelle.

Er frug, wie es gegangen, sprach aber sogleich, da er erfuhr, daß ich in Marienbad mit Familien verkehrt, deren Angehörige im Felde standen, seine Verstimmung und sein Bedauern über die kriegerischen Vorgänge aus, welche der gepriesenen Humanität des neunzehnten Jahrhunderts so arg ins Gesicht schlügen, nur der Anfang eines langen Blutvergießens sein würden und wollte von meinen Nachrichten nichts wissen.

— „Ich beklage," sagte er, „die Zukunft Österreichs — ich kann mit Preußen nicht sympathisieren — Frankreich wäre uns ein besserer Bundesgenosse als Preußen, das am Ende nicht Deutschland, sondern sich im Auge habe, wie ja aus dem Annectieren Hessens, Nassaus und Hannovers hervorgehe, die man nicht zum Bunde, sondern zum Aufgeben der eigenen Selbständigkeit zwang."

Ich wollte diese bessere Bundesgenossenschaft bezweifeln, in welcher der dritte Napoleon Österreich gerade so behandelt hatte wie der erste, indem er uns, weil er eines Krieges für sich und die Franzosen bedurfte, die Lombardei und später auch Venedig entriß; eine Bundesgenossenschaft, an deren Treulosigkeit und Habgier wir nur eben so gewohnt wären, daß wir uns nichts Bessern versähen. Wenn vom humanen Standpunkte aus uns die Franzosen leid täten, müßte man bedenken, daß sie jetzt nur zurück erhielten, was sie an Demütigung, Elend und Gewalttaten seit Jahrhunderten über Deutschland gebracht hätten, bis endlich deutsche Mütter ein paar Söhne geboren, welche den deutschen Michel zu führen verständen und der Staatskunst unserer Gegner gewachsen seien.

— „Darin haben Sie recht, und wie unangenehm diese Preußen auch sein mögen," erwiderte Grillparzer, „und wie betrübend vom humanen Standpunkte aus auch der Blick auf eine lange Reihe von blutigen Kriegen ist — denn das werden sich diese stolzen, tapfern, auf ihren Kriegsruhm eitlen Franzosen nicht gefallen lassen — sie werden sich ergeben, einen Frieden eingehen, wenn es nicht mehr anders sein kann, und sich ein anderes Mal zu rehabilitieren suchen — so traurig also, sage ich, eine Perspektive auf lange blutige Kriege ist, das muß man Preußen zugestehen, daß die Regierung eine starke, daß sie weiß, was sie will und daß man seit Jahren auf bestimmten Wegen fortgeht. Als Friedrich Wilhelm III. durch die Anstrengung der ausgezeichnetsten Leute: Stein, Gneisenau, Scharnhorst und wie sie sonst geheißen, gerettet worden war, schenkte er ihnen sein Vertrauen und sie haben dann alles auf die Bahnen eines intelligenten Fortschrittes geleitet."

Ich erlaubte mir zu bemerken, daß es diesen Leuten doch gewaltig schwer gemacht worden sei.

— „Schwer, aber doch nicht unmöglich, während das Metternichsche System nur alles zurückdrängen wollte — wer eine Vorstellung machte, fiel in Ungnade, wurde nie wieder angehört. Zu Maria Theresias Zeiten war das anders — sie hat aus Widerwärtigkeiten gelernt, sie hat wahre Freunde gehabt und sich vieles abnötigen lassen durch die Macht der Vernunft und die Gewalt der Verhältnisse, welche ihrer Einsicht einleuchteten und sie zu veränderten Maßregeln bewogen ..... Es wird oft von Leuten gesprochen, die in Kunst und Wissenschaft das wahre Talent förderten, von Monarchen, die Großes leisteten und von denen es heißt, sie seien ganz unbedeutende Menschen gewesen, die sich von fremdem Rat hätten leiten lassen, überall von ihren guten Ratgebern beherrscht worden wären. Das ist ganz verkehrt! Um die eigene Mangelhaftigkeit zu erkennen und die rechte Kapazität für eine gewisse Sache zu erraten, sich zu verleugnen, sich ihr unterzuordnen, dazu bedarf es einer Erkenntnis, eines richtigen Instinktes und eines ausdauernden Charakters, die an und für sich schon den Menschen, der solche Eigenschaften hat, zu etwas machen. Und wenn ich höre, daß einer ein dummer Mensch sei, aber gescheiten Rat anhört und befolgt, muß ich lachen. Denn um den gescheiten Rat als solchen zu erkennen, muß man selbst schon ein gescheiter Mensch sein, wenn man auch gerade selbst schwierigen Lagen nicht gewachsen ist. Louis Napoleon ist offenbar ein derartiges Individuum, denn seit Walewski, Morny und wie sie alle geheißen haben, die durchtriebenen Politiker, die seinen Thron gehalten haben, ihm fehlen, seitdem macht er einen falschen Schritt nach dem andern,

und da er durch sein intrigantes System lauter Feinde großgezogen hat, sind ihm die Dinge über den Kopf gewachsen, so daß seine eigene Hauptstadt ihn ohne Widerrede absetzt. Aber lassen wir das. Es interessiert mich vielmehr zu erfahren, wie es Ihnen in Marienbad gegangen. Unter andern möcht' ich wohl wissen, ob dort noch Erinnerungen an Goethe vorhanden sind?"

Ich berichtete, wie ich allem Derartigen nachgespürt, aber sehr wenig gefunden habe. Das Haus, wo er gewohnt, steht noch und es wird eine dunkle Geschichte erzählt, daß der Kaiser von Rußland (Alexander?), als er selbst einmal in der Kurzeit alle Räumlichkeiten desselben inne hatte, da Goethe kam, ihm das gewohnte Zimmer habe einräumen lassen. Aber niemand lebt mehr, der auch nur traditionell sicheren Bescheid geben konnte. Hingegen war der Goetheplatz, ein auf halber Höhe eines waldigen Hügels gelegener Spaziergang, der Ort, nach welchem wißbegierige Kurgäste gewiesen wurden.

Das Gespräch kam auf das schlechte Wetter und auf die Lektüre dieses Sommers. Grillparzer hatte zu der Badener Leihbibliothek seine Zuflucht genommen und sprach mit Achtung von gewissen Talenten zweiter Größe, die das Publikum, das außerhalb dieser Leihinstitute lese, gar nicht kenne. Namentlich hob er die Schriften Galens (Langes), die meistens auf die Insel Rügen Bezug haben, hervor und schien sich für das kleine Werk Bratraneks — „Zwei Polen in Weimar" — zu interessieren. Es behandelte die zur Zeit der achtzigsten Geburtsfeier im Goetheschen Hause waltenden geselligen Verhältnisse und bestand aus Briefen, die der polnische Dichter Odyniec darüber geschrieben, Bratranek in einer alten Krakauer Zeitschrift entdeckt, übersetzt und Ottilien v. Goethe gewidmet hatte. Diese

schrieb nach Marienbad, daß, ungeachtet mancher auf Persönlichkeiten bezüglichen Unrichtigkeiten, kein Schriftsteller die Darstellung des im Goetheschen Hause zu jener Zeit herrschenden Tones so gut getroffen habe, als dieser Pole, und da Grillparzer dies hörte, wünschte er das Buch zu sehen. Ich sandte es natürlich mit größter Freude, allein es war Ursache, daß ich längere Zeit mied, einen Besuch zu machen. Denn jene zu Goethes Jubelfeier veranstalteten Festlichkeiten erinnerten allzu sehr an das, was sich für Österreichs Dichter zu gleichem Zwecke eben vorbereitete, und diese Vorbereitungen konnten nach seiner Sinnesweise ihm nichts weniger als angenehm sein. Aus den Zeitungen erfuhr er täglich, welche Anstrengungen gemacht wurden, um ihn zu seinem achtzigsten Geburtsfeste zu überraschen und diesen Tag zu verherrlichen, und gute Freunde erzählten ihm von dem tattlosen Betragen so mancher, die in wohlmeinender, aber zudringlicher Weise Beiträge zu einer Stiftung sammelten, welche seinen Namen tragen sollte.

1235.

J. v. Weilens Tagebuch.

Wien, Anfang Oktober 1870.

Grillparzers geheimnisvolles Stück (Der Bruderzwist in Habsburg) gelesen. —

Stellen:

Rudolf von sich und Östreich:

> Ich bin das Land, das diese Garben bindet,
> Unfruchtbar selbst, doch nötig, weil es bindet.

Not, Tochter der Verschwendung.

Dieses Stück, voll großer Schönheiten im Einzelnen, gleicht in seinem Organismus den Shakespearischen historischen Stücken, es verlangt ein Publikum, das Pietät für seine geschichtliche Vergangenheit hat! Und wir?? — —

1236.

J. v. Weilens Tagebuch.

Wien, zwischen 7. und 12. Oktober 1870.

Grillparzer mir gesagt:
Die Begeisterung unserer Zeit ist der Skandal.

1237.

Zu Adolf Foglar.

Wien, 1. November 1870.

Nach Foglars gleichzeitiger Aufzeichnung.

„Als Deutscher muß ich mich über den Erfolg dieses Krieges (gegen Frankreich) freuen, aber ich fürchte die Präponderanz Preußens fast noch mehr als die Frankreichs. Bismarck wird nun nach allen Ländern, wo noch ein deutsches Wort gesprochen wird, seine Hand ausstrecken.

Von Rußland besorge ich weniger, denn wenn der Kaiser jetzt die Gelegenheit nicht benützte, sich in Deutschland einzumengen, so wird er es künftig kaum eher.

Ich bin froh, daß ich 80 Jahre alt bin und von den Weltereignissen wenig mehr berührt werde. Und wie es heute bei uns aussieht, muß ich sagen, ich bin kein Deutscher, sondern ein Österreicher, ja ein Niederösterreicher, und vor allem ein Wiener. —

Es kann noch immer ein unerwartetes Wunder kommen.

Ich denke noch daran, wie im Jahre 1811 alle Welt den Kaiser Napoleon für unbesiegbar hielt und die Hände in den Schoß legte. Nach einem Jahre ist er mit seinem ganzen Heer in Rußland durch den Frost umgekommen. So kann auch heute die preußische Macht gebrochen werden."

1238.

Aus einer Aufzeichnung L. A. Frankls.

Grillparzer (19. November 70 bei mir) Weilen: ....

Intimste Freundschaft mit Feuchtersleben. Als dieser Wochen lang krank, kommt Grillparzer nicht einmal, läßt auch nicht einmal nachfragen. Seine Frau bemerkt das sehr empfindlich. Feuchtersleben: „Dergleichen muß man von ihm nicht erwarten, das hat er nicht. Man muß sich an seiner poetischen Natur begnügen."

Jahre lang mit einem gewissen Herl, Rittmeister, der einen Ring Theodor Körners trug. Man begriff diese Intimität nicht, man sagte ihm, daß der ein Spitzel sei. „Um so besser," sagte Grillparzer, „dann erfahrens doch, daß ich kein gefährlicher Mensch bin."

Weilen teilt mir im November 70 mit, Grillparzer habe ihm vor kurzem, zum Erstenmale von Fräulein Fröhlich gesprochen; er habe ihr angetragen, sich mit ihm trauen zu lassen; aber sie habe es entschieden abgelehnt.

„Wir heirateten früher nicht, weil wir die Überzeugung gewonnen hatten, daß wir unglücklich würden."

Als man ihm (durch Mosenthal) fragte, ob er von der Sammlung für eine Grillparzerstiftung wisse?

„Ich weiß und wiewohl ich prinzipiell gegen solche Stiftungen bin und überzeugt bin, daß man damit kein Talent wecke; so habe ich im vorliegenden Falle nichts dagegen, aus österreichischem patriotischem Grunde, indem man dem Auslande beweist, daß Österreich für die Literatur etwas tue."

1239.

Unterrichtsminister Karl v. Stremayr an Kaiser Franz Joseph I.

Wien, 24. November 1870.

In dem ehrfurchtsvollst angeschlossenen, vom Statthalter für Steiermark vorgelegten Berichte stellt das philosophische Professorenkollegium der Universität in Graz das Ansuchen, dem Dichter Franz Grillparzer zur Feier seines bevorstehenden 80. Geburtstages das Ehrendoktorat der philosophischen Fakultät übertragen zu dürfen.

Da ich mit der Zuerkennung einer solchen Auszeichnung an einen Mann, der als Dichter einen so hervorragenden Platz in der deutschen Literatur einnimmt und allgemein hoch geehrt ist, mich nur vollkommen einverstanden erklären kann, erlaube ich mir den allerunterthänigsten Antrag zu stellen: Geruhen Eure Majestät allergnädigst zu genehmigen, daß von der Universität in Graz dem Dichter Franz Grillparzer das philosophische Ehrendoktorat verliehen werde.

1240.

Schwind an Bauernfeld.

München, 25. November 1870.

Von Grillparzer existiert ein Gedicht, Wilhelm und Napolium betreffend, mit dem Schlußverse:

„So sitzt denn der gefangene Dieb
Auf dem gestohlenen Schlosse!"

Ist es nicht irgendwie zu bekommen?

1241.

Der Reichskanzler Graf Beust an Kaiser Franz Joseph I.

Wien, 10. Dezember 1870.

Die Presse, Wien, 18. Jänner 1871.

In seltener Weise schickt sich die gesamte gebildete Welt Österreichs an, dies Fest zur Höhe und Bedeutung gewissermaßen einer nationalen Huldigung zu erheben und in diesem Sinne zu feiern; in Korporationen und Vereinen, in allen Kreisen, in die jemals ein Dichterwort geklungen, werden sinnige Vorbereitungen getroffen, dem verehrten Manne beredte Zeichen der Dankbarkeit des Volkes, dem er angehört, der innigen Teilnahme an seinen Lebensschicksalen auszudrücken. Und bewußt oder unbewußt waltet der Gedanke und die Erkenntnis dabei vor, daß Franz Grillparzer, wie kein österreichischer Dichter vor ihm, den Ruhm österreichischen Namens auf die Nachwelt vererbt hat, und daß in den Kranz seiner literargeschichtlichen Erfolge sich auch ein reiches Reis unvergänglicher Bürgertugend und echt österreichischer patriotischer Gesinnung flicht.

Die Feier, mit welcher man Grillparzer zu ehren gedenkt, wäre indes unvollständig, wenn ihr der Abschluß und die Weihe einer Allerhöchsten Gnadenbezeugung fehlte. Niemand in der Tat scheint einer derartigen Gnadenbezeugung würdiger zu sein als der Dichter, der mit aller Freiheit der Lebensauffassung das edelste monarchische und vaterländische Gefühl verband, der in dem erlauchten Ahn Euer Majestät das Allerhöchste Kaiserhaus poetisch verherrlichte, die echte Untertanentreue im „Bankban" besang und der Revolution das Wort und den Begriff Österreich entgegenhielt.

1242.

J. v. Weilens Tagebuch.

Wien, 15. Dezember 1870.

Sitzung des Grillparzer-Komitees. — Erzherzogin Sophie verweigert einen Beitrag.

1243.

J. v. Weilens Tagebuch.

Wien, 18. Dezember 1870.

Bei Grillparzer, über R. Wagner gesprochen, er meint: Weil er ein mittelmäßiger Dichter und mittelmäßiger Komponiteur sei, glaubt er, wenn er beides zugleich sei, entstehe ein neues Kunstwerk! Musik und Drama zugleich, der Mensch muß essen und trinken. Ist das darum die echte Nahrung, die zugleich den Hunger und den Durst stillt? —

1244.

Wiener Fremdenblatt, 23. Dezember 1870, Nr. 354.

Das Damenkomitee, welches sich zur Förderung des Grillparzer-Jubiläums gebildet hatte, hat endlich einen Beschluß gefaßt. Diesem zufolge sollen aus allen Schichten der Bevölkerung Namensunterschriften gesammelt werden, welche dem greisen Dichter als eine augenfällige Signatur der allseits für ihn herrschenden Verehrung vorzulegen seien. Gleichzeitig soll eine Subskription in Umlauf gesetzt und dadurch ein Kapital von mindestens 10.000 Gulden aufgebracht, die Art und Weise von dessen Verwendung aber dem Dichter selbst überlassen werden. Interessant ist ein Geschichtchen, das ein sehr verläßlicher Gewährsmann aus der Nähe Grillparzers dem „Vaterland" mitteilt. Die eifrigen Damen sandten einen hiesigen Schriftsteller, v. B. [Bauernfeld], zu dem Dichter und ließen ihm, unter der Versicherung, alles zu seiner Freude und Ehre veranstalten zu wollen, die Idee nahe legen, daß immer die dreijährigen Zinsen dieses Kapitals, dem in den zuletzt verflossenen drei Jahren erschienenen relativ besten Drama zuerkannt würden. Was die „Freude" anbelangt, so soll Grillparzer unter anderem bemerkt haben: „Wenn's mir eine Freud' machen wollen, so kaufen Sie mir drei englische — Rasiermesser, weil meine schon so schlecht sind!" und was die Preiszuerkennung anbelangt, so soll er nach Auseinandersetzung der einer solchen Zuerkennung entgegenstehenden Schwierigkeiten auf das patriotische Andringen des Abgesandten erwidert haben: „Nun, so lassen wir's dabei! Es ist zwar eine Nachahmung von Berlin, aber immer eine Ehr' für's Vaterland. Und das arme Vaterland hat ohnehin so wenig Ehr'."

1245.

A. Grün an L. A. Frankl.

Dezember 1870.

Auch mir scheint der Zweck der beabsichtigten Stiftung — Prämiierung von Dramen — kein ganz glücklicher, wobei weniger der Mangel an Originalität, als die Aussichtslosigkeit auf praktischen Wert und Erfolg mein Urteil bestimmt. Die Gründung eines Fonds zur Stipendierung von Lehrern und Studierenden, von Schriftstellern oder Künstlern wäre gewiß von wohltätigerer, fruchtbarerer und dauernderer Wirkung. Der Prämie wegen wird kaum ein gutes Drama geschrieben werden; aber wo ein solches aus dem spontanen Boden des Talents erwuchs, den Dichter ermuntern, in Studien und Arbeiten fördern, ihm über Nahrungssorgen hinüberhelfen, das wäre eine ganz andere, schönere und dankbarere Aufgabe einer solchen Stiftung. Ob ich selbst ein poetisches Wort an den Gefeierten und von mir aufrichtig Hochverehrten richten werde, hängt von jener günstigen Stimmung ab, die sich leider nicht kommandieren läßt — sonst wäre sie schon da und brächte vom Besten, das ich je zu bieten vermöchte.

1246.

Zu Auguste v. Littrow-Bischoff.

Neujahr 1871.

Als ich ..... zu Neujahr erschien, fand ich ihn sehr munter. Der kleine Fußteppich, den wir zu Weihnachten gestickt, lag unter dem Schreibtische ausgebreitet, ein Umstand, welcher bei der vorherrschenden Abneigung gegen jede Neuerung oder Veränderung als ein Zeichen guter

Stimmung gelten mußte, und da ich eintrat, rief er mir freundlich

— „Ah, meine Frau Astronomin!“

entgegen. Auf meine Frage wie es gehe, erwiderte er in heiterem Tone:

— „Schlecht — o schlecht! Ich bin tauber als je und jetzt wollen alle kommen und mit mir sprechen. Ich helf' mir freilich damit, daß ich jeden reden lasse, was er will — was ja auch bei Nichttauben das Klügste ist, was sie tun können. Da kam gestern ein Verwandter, ich hörte ihm sehr aufmerksam zu bis an's Ende, allein ich weiß nicht ein Wort von dem, was er gesprochen hat.“

Auf meine scherzhafte Bemerkung, wie schmeichelhaft und erfreulich dies für Besucher sei, sagte der alte Herr etwas Freundliches, wofür ich wiederholt betonte, daß es ja nicht darauf ankäme, daß er verstände, was die anderen sprächen, sondern nur darauf, daß die anderen hörten, was er sage.

— „Und doch ist es gerade, als wenn die anderen taub wären und mich nicht verständen. Allen möglichen Unsinn erzählen sie, den sie von mir wollen gehört haben. Und nicht genug damit, sie lassen ihn auch noch drucken. Letzthin stand erst wieder in der Zeitung, ich hätte gesagt, Thoas spräche wie ein Weimarscher Hofrat. Ich habe allerdings das Wort Hofrat ausgesprochen, allein es bezog sich auf die ganz untergeordnete Person des Abgesandten,[1]) der in etwas steif gemessener Weise auftritt. Von dem sagte ich scherzend, er spräche wie ein tauriſcher Hofrat, Von Thoas so etwas zu sagen, wäre geradezu eine Dummheit. Solches Geschwätz macht mir Begegnungen mit

[1]) Arkas?

Fremden immer schwerer und man sieht daraus, daß die Leute nur kommen, um irgend etwas zu haben für die Zeitungen."

Ich erwiderte, daß das unser alter Zwist sei — „Nein und abermals Nein, die Menschen drängten sich in diesen Tagen nicht aus Neugier heran, sondern aus wahrem Interesse und herzlicher Teilnahme."

— „Davon habe ich bisher wenig bemerkt — einige Ausnahmen abgerechnet," setzte er sich verbessernd hinzu.

„Sie sind ungerecht," rief ich. „Ich hätte bald etwas Schlimmes gesagt —"

— „Sagen Sie's nur —"

„Sie werden mich töten," erwiderte ich scherzend.

— „Sie wollen mir schmeicheln — ich seh' gerade darnach aus —"

„Ich wollte sagen," versetzte ich zögernd, „das ist Männerlogik."

— „Oho."

„Ja, fuhr ich fort, „Sie sperren sich ein, Sie halten sich den Menschen fern, man wagt sich nicht heran an Sie; Ihnen seine Huldigung darzubringen wäre ein Kunststück! — Was sollen die Leute tun, damit Sie die Liebe und Verehrung bemerken, mit welcher man Sie umgibt."

Grillparzer meinte, daß diejenigen, die es ihm gut meinten, dazu doch Mittel und Wege fänden.

Das Gespräch drehte sich hierauf um Familienverhältnisse und Tagesbegebenheiten und wurde durch die Nachricht unterbrochen, daß Diener des Burgtheaters da wären, ihre Neujahrswünsche darzubringen. Ein Heft wurde auf den Schreibtisch gelegt und Grillparzer erhob

sich, öffnete eine Schublade und sandte von einem Häufchen bereit liegender Guldennoten ein Päckchen hinaus.

Ich machte Glossen darüber, daß fromme Wünsche hier so gut honoriert würden und da ich erfuhr, wie viele derartige kostspielige Huldigungen dargebracht würden, meinte ich, das beste Mittel dagegen sei, die Prämie dafür herabzusetzen.

— „Darin sind alle Frauen gleich; sparen und ersparen wollen sie alle und sie haben ganz eigentlich eine Leidenschaft dazu. Ich glaube, wenn man ihnen die Wahl ließe, ein Kapital auf einmal zu erwerben, geschenkt zu bekommen oder es mühsam zu ersparen, ich glaub' wahrhaftig, sie wählten das letztere."

„Für den Spott ist allezeit gesorgt," erwiderte ich, „bald nennt man uns knauserig und geizig, bald sind wir Verschwenderinnen, die aus Putzsucht und Freude am Luxus die armen Männer zugrunde richten."

— „O ja, solche gibt es auch, aber das ist eine andere Gattung, das sind schon egoistische und verderbte Frauen — aber die braven und guten, die ich meine, sind durchaus sparsam. Nicht einen Gulden lassen sie Einem geben, ohne zu bedenken, ob nicht ein halber auch genug wäre."

„Aber sie geben den ganzen selbst, wenn sie es am Platz finden und wollen nur nicht, daß etwas verschleudert werde", erwiderte ich. „Wenn Sie aber schon solche Beobachtungen anstellen, werden Sie auch bemerkt haben, daß die guten Frauen, von denen Sie zu sprechen ausdrücklich hervorhoben, daß diese nur sparen, um geben zu können. Frauen, die für sich selbst knausern, gibt es gewiß weniger, als geizige Männer."

— „Ja, das ist wahr, und ich sage noch mehr! Die

Frauen sind wohltätig und wenn sie geben, so ist das ihre Stärke — sie geben mit Bewußtsein, selbst wenn sie mehr geben, als sie sollten und wollten. Das Geben ist ihre Kraft — bei uns, wenigstens bei mir ist es nur Schwäche."

Ich suchte Grillparzer aus seiner eigenen Handlungsweise zu widerlegen; er gab jedoch, was ich vorbrachte, nicht zu, und so mußte ich zu einem äußersten Argument greifen. Vor einigen Jahren kam der Dichter Sch . . . hierher, um die Aufführung eines Stückes auf dem Burgtheater zu leiten, und erkrankte plötzlich. Grillparzer, der davon erfuhr, Sch . . . aber nur ganz wenig kannte, wurde so ergriffen von den möglichen Eventualitäten einer solchen Lage, daß er Fräulein Kathi Fröhlich ersuchte, sich nach den Umständen des Fremden zu erkundigen, um ihn, wenn er dessen bedürfte, auf zarte Weise mit den notwendigen Mitteln zu versehen. Es ergab sich jedoch, daß der Kranke in guten Verhältnissen lebe und in einem der ersten Hotels wohne. Auf diese Geschichte mußte ich mich beziehen, um meinen Gegner der Unwahrheit zu überführen und über seine Selbstverleumdungen zu scherzen.

— „Haben Ihnen die Fröhlich das erzählen müssen! Ich kann mir denken, mit welcher Vorliebe sie so etwas berichten . . . Und sehen Sie, gerade das beweist für mich! Es tat ihr beinah' leid, daß Sch . . . in so guten Verhältnissen war, weil dadurch die Gelegenheit wegfiel, mich als großmütigen Menschenfreund und Dichterkollegen hinzustellen — während ich mit meinem kalten Sinn froh gewesen bin, daß Hilfe überflüssig war und ich mein Geld behalten konnte."

Anmerkungen.

Abkürzungen.

Briefe und Tagebücher = Grillparzers Briefe und Tagebücher. Eine Ergänzung zu seinen Werken. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Carl Glossy und August Sauer. Stuttgart und Berlin, o. J.

Foglar[1] = Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit Adolf Foglar, k. k. Landesgerichtsrat. Wien 1872. Verlag der Ed. Hügelschen Buchhandlung. 64 S.

Foglar[2] = Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit Adolf Foglar. Zweite und vermehrte Auflage. Stuttgart. G. J. Göschensche Verlagshandlung 1891. VI und 71 S. Da der Text mit der ersten Auflage übereinstimmt, wird im folgenden meist nur diese zitiert.

Frankl = Aus halbvergangener Zeit von Ludwig August Frankl. Franz Grillparzer. I—XI: „Neue Illustrierte Zeitung." Wien 1883. Nr. 11, 12, 13, 15, 16, 18, 19, 20, 21, 22, 23.

Frankl[1] = Zur Biographie Franz Grillparzers. Von Ludwig August Frankl. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag. 1883. 90 S. und 1 Blatt Inhalt.

Frankl[2] = Zur Biographie Franz Grillparzers. Von Ludwig August Frankl. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Pest. Leipzig. A. Hartlebens Verlag. 1884. 96 S. und 1 Blatt Inhalt, Da der Text mit dem der ersten Auflage gleichlautend ist, wird im folgenden meist nur diese zitiert.

Jahrbuch = Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Wien 1891 ff.

Kuh: Franz Grillparzer. Ein Bild aus Österreich. Von Emil Kuh: Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1871. Nr. 17, 18, 21, 25, 30, 34, 35, 39, 47, 48, 52.

Kuh[1]: Zwei Dichter Österreichs: Franz Grillparzer—Adalbert Stifter. Von Emil Kuh. Pest. Verlag von Gustav Heckenast. MDCCCLXXII.

Littrow-Bischoff: Aus dem persönlichen Verkehre mit Franz Grillparzer von Auguste von Littrow-Bischoff. Wien. Verlag von L. Rosner. 1873.

Or. = Original (die zugrunde gelegten Drucke oder Handschriften).

Wartenegg = Erinnerungen an Franz Grillparzer. Fragmente aus Tagebuchblättern von Wilhelm v. Wartenegg. Wien. Verlag von Carl Konegen. 1901. 63 S.

Werke[5] = Grillparzers sämtliche Werke. Fünfte Ausgabe in 20 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von August Sauer. Stuttgart, Cotta, o. J.

Vom Sturz in Tüffer bis zur Feier des 80. Geburtstages.

Juni 1863 bis Neujahr 1870.

Nr. 1133 bis 1246.

In Römerbad-Tüffer.

1. Juni 1863 bis 16. Juli 1863.

Nr. 1133 bis 1145.

1133. Ein Wiener Stammbuch S. 318 f. — Wiederholt mit kleinen unwesentlichen Änderungen, welche die familiäre Anrede beseitigen: Österreichische Rundschau. Band 5, Heft 56; 23. November 1905, S. 170. Einzufügen oben Band III, S. 449, Z. 4 von unten.

1, 11 Rosalia Gräfin Schönfeld, vermählte Gräfin Coronini.

2, 9 Die ersten Telegramme fehlen im Nachlaß. Am 17. Juni telegraphiert Gräfin Schönfeld an die Schwestern Fröhlich: „Gegen gestern etwas besser.“ Am 18. telegraphieren Kati und Dr. Preyß nach Wien: „Gehirnerschütterung mit allmählig nachlassenden Krankheitserscheinungen. Nicht nöthig, daß noch jemand kommt.“ Am 20. Juni telegraphiert Leopold Sonnleithner an Dr. Preyß: „Brief erhalten. Pepi reiset Samstag Abends, ist Montag Mittag Tüffer.“

2, 20 Grillparzer: Brief vom 30. Dezember 1863: Briefe und Tagebücher I, 246 f.

1134. Nr. 167, unter „Tagesneuigkeiten".

1135. Nr. 138. Ging fast wörtlich über in die „Presse", Wien, Samstag, den 20. Juni 1863. Nr. 168 unter „Personal-Nachrichten", ebenso ins „Fremdenblatt".

1136. Nr. 168.

1137. Nr. 169.

1140. Ungedruckt. Die Briefe von der in Wien zurückgebliebenen Anna Fröhlich an die Schwestern nach Römerbad sind aus dem Besitz der Frau Bertha Preyß an mich übergegangen und erliegen jetzt in der Wiener Stadtbibliothek; von den Antworten ist nur wenig erhalten. Ich hebe nur das auf Grillparzer Bezügliche aus und was zum Verständnis des Zusammenhanges notwendig ist. Die mangelhafte Datierung der Briefe läßt eine genaue chronologische Einordnung nicht überall zu.

6, 10 Schneckentanz: in komischer Sprache für Narrheit, Torheit, Ungereimtheit (z. B. in Gottfried Kellers „Martin Salander"). Das Wort war im Hause Fröhlich beliebt. Kathi an Grillparzer Anfang Oktober 1843: „nur nicht zu viel Schneckentänze machen!"; schneckentänzisch: närrisch, töricht; Deutsches Wörterbuch IX, 1221. Schneckentänzer ist dort nicht belegt. — Herl, der Freund Theodor Körners. — Susanne Kirsch, ‚der Edelstein' genannt, die Magd bei Fröhlich. — 20 Leopold: Sonnleithner. — 21 Schoßulan war Finanzlandesdirektor in Preßburg. Sonnleithners Brief an ihn vom 23. Juni bezog sich auf die Unterbringung des erkrankten Neffen Franz Grillparzer, Oberaufsehers bei der Finanzwache, im Bad Pistyan und auf dessen befürchtete Superarbitrierung; die Antwort des Hofrates ist vom 29. Juni. Diese Angelegenheit, die Grillparzer sehr auf dem Herzen lag, spielt in den folgenden Briefen eine große Rolle. — 27 Geld nach Salzburg, an die Familie von Grillparzers Bruder Karl; auf diese beziehen sich alle Erwähnungen Salzburgs in den folgenden Briefen.

7, 5 Der Artikel im Fremdenblatt ließ sich bisher nicht auffinden. — 12 Über das Beethoven-Monument in Heiligenstadt, vgl. oben Band IV, S. 278, Nr. 1128.

1141. Nr. 173.

Aus Briefen von Julie Rettich an ihren Gatten Carl Rettich (ungedruckt, mitgeteilt von A. v. Weilen).

Wien, 19. Juni 1863.

Eine recht schmerzliche Neuigkeit ist die, daß Grillparzer in Tüffer gefallen ist, und zwar in recht unglücklicher Weise, wie es scheint. Man hat der Fröhlich telegraphiert, die gleich hin ist, und schon zurück telegraphiert hat, es gehe besser, wenigstens sei er bei Besinnung. Das fürchte ich, wird der alte Mann kaum überleben, er ist ja ohnehin so schwach.

[Ohne Datum.]

Grillparzer ist besser, sagen die Zeitungen.

[Ohne Datum.]

Grillparzer soll es leider schlecht gehen, er wird schwächer, was mir sehr Angst macht. Mir hat gerade Lewy[nski, Hofrath?] den Brief Fürstenbergs geschickt und beklagt schrecklich Grillparzer.

1142. Ungedruckt.

9, 1 Angerer waren die Nachbarn der Fröhlich, mit der Familie Sonnleithner verschwägert. — 19 Schmuck: Marie Schmuck, eine Tochter Karl Grillparzers. — Anna Fröhlich setzt oft das Personalpronomen der dritten Person vor die Eigennamen ohne Komma (das ich der Deutlichkeit wegen überall eingesetzt habe). — 20 Camillo: der Bruder Grillparzers.

10, 30 Papscherm: Nach Hügel, Der Wiener Dialekt, S. 117: „Schimpfwort auf einen alten, sehr abgetragenen Hut, — und für einen dummen und furchtsamen Patron." Die Etymologie ist nach Mitteilung von Professor Lessiak offenbar Päp (Kleister) + Scherbm, ‚Scherbe', Topf, also Kleistertopf, oder vielleicht auch (schlechter) Topf aus Pappe.

11, 1 Seidl: Der Dichter Johann Gabriel Seidl.

12, 14 Petter, wohl die oben Nr. 946 (Band IV, S. 21 ff.) erwähnte Familie Peters; Hetzel: Die am 4. Januar 1878 zu Prien in Bayern verstorbene Frl. Wilhelmine Hetzel setzte Anna und Katharina Fröhlich zu Erben ein.

13, 7 Franz: Emil Karl Friedrich Franz (1808—1875), seit 1853 Mitglied des Hofburgtheaters. — 11 Wagner: Josef Wagner (1818—1870), seit 1850 Mitglied des Hofburgtheaters. — 22 Emmeline: in Joseph Weigls Oper „Die Schweizerfamilie", Text von Castelli.

14, 22 Kanitz: Philipp Felix Kanitz, geb. 2. Aug. 1829 in Budapest, Kunsthistoriker und Ethnograph. 24 Pfeiffer: die

Reisende Ida Pfeiffer, geb. Reyer, geb. 14. Oktober 1797 in Wien, gest. 27. Oktober 1858. Um welche ihrer Reisebeschreibungen es sich handelt, läßt sich nicht entscheiden, vielleicht um ihr nachgelassenes, von ihrem Sohne herausgegebenes und mit ihrer Biographie versehenes Werk „Reise nach Madagaskar" (2 Bde. 1861). Grillparzers Epigramme auf sie: Werke[5] III, 137. 203.

15, 2 ihr Cousin, der Dichter: Albert Guzmann, geb. 11. April 1841 in Klagenfurt, gest. ebenda am 16. Juni 1863. Seinen Nachlaß gab Robert Hamerling heraus 1864. — l. Z. v. u. niederdetschen: datschen, dätschen, detschen, dotschen, ein österreichisch-bayrisches Dialektwort für drücken, niederdrücken; Schmeller I, 555.

16, 6 Theser: ein Neffe Grillparzers. — 18 Adelheid: Adelheid Sonnleithner, eine Verwandte Grillparzers.

17, 10 Karoline: eine Nichte Grillparzers.

1143. 1144. Ungedruckt.

1145. Nr. 190.

Auf die Abreise von Römerbad beziehen sich noch folgende Schriftstücke:

Telegramm.

Römerbad 15. Juni 1863

Fräulein Anna Fröhlich
Spiegelgasse
Nr 21 neu
Wien

Heute Abreisen.

Fröhlich

Ehepaar Schönfeld an Kathi nach Römerbad.

Mein verehrtes Fräulein,

Ich hoffte von Tag zu Tag auf die Rückkehr des Fürsten Wrede und durch ihn auf Nachrichten von unserem Grillparzer — aber es scheint daß der Fürst noch nicht flott gemacht wurde und so wende ich mich denn mit der herzlichen Bitte an Sie, uns zu sagen wie es mit unserem verehrten Patienten steht?

Die Zeitungen erzählen er gehe auf einen Stock gestützt spazieren und sein Arzt aus Wien käme Ende dieser Woche ihn abholen.

Nun aber erhielt mein Mann heute einen Brief von Dr. Preiss aus Eichhorn worin kein Wort von der ganzen Sache steht, deßhalb wende ich mich direckt an Sie und erwarte von Ihrer Güte, daß Sie meinen Wunsch erfüllen. . . .

Haben Sie keine Befehle? ich hoffe Sie disponiren ganz über uns und sind überzeugt, daß Sie teilnehmende Freunde gewonnen haben an den Ehepaar

Schönfeld

Gratz am 16 July 1863.

Dr. Preyß an Kathi und Peppi.

Eichhorn am 16ten Juli 1863

Verehrteste Fräulein!

Pernhoffer war so freundlich, mir gestern Ihre und Grillparzers Abreise aus Tüffer durch Telegrafen bekannt zu geben. Diese Nachricht hat mich eben so erfreut als sie mir bange gemacht hat: denn wenn ich gleich überzeugt bin, daß mein besonnener Collega sich der Abreise nur dann nicht mit aller Macht widersetzt hat, wenn er mit guten Grund hoffen konnte, daß sie unsern geliebten Kranken keinen Nachtheil bringen wird, so ist doch die gegründetste Hoffnung noch keine Gewißheit und der, der die möglichen ungünstigen Einwirkungen der zitternden Bewegungen im Eisenbahn-Wagon auf ein erschüttert gewesenes Gehirn kennt, muß mit bangem Erwarten dem Erfolge entgegensehen. Die Unruhe die mir diese Besorgniß verursacht, ist um so größer, als ich mir gestehen muß, daß ich, zum Theil wenigstens, selbst die Schuld trage, die Ausführung meines Versprechens, unseren verehrten Kranken auf der für ihn nicht ungefährlichen Reise zu begleiten, unmöglich gemacht zu haben; denn hätte ich mich gleich nach meiner Ankunft hier etwas geschont, hätte ich meine vor der Zeit alt gewordenen Beine nicht über alle Gebühr angestrengt, so wäre ich nicht genötigt gewesen, ihnen gerade zu der Zeit absolute Ruhe zu gönnen, in der es mir allein möglich war, dem Stolze unseres Vaterlandes meine innige Anhänglichkeit zu beweisen. — Dieser Vorwurf, den ich mir beständig mache, drückt mich sehr und ich bitte Sie inständig, dadurch etwas zu seiner Linderung beizutragen, daß Sie mir baldmöglichst Nachricht geben über das gegenwärtige Befinden unseres verehrten

Kranken, insbesondere aber über die Weise, wie er den Weg von Tüffer nach **Wien** zurückgelegt hat. Wäre der Baron noch mit seinem Arzte hier, so würde ich auf einige Stunden nach Wien eilen, um mich selbst über den Zustand des Kranken zu beruhigen, da ich nun wieder ohne Schmerz in den Füßen gehen kann; leider aber ist der Mann abgereist und hat nicht nur seinen **Aesculap** mitgenommen, sondern mir auch im Gehen noch auf die Seele gebunden, daß ich seine Tochter ja keinen Augenblick verlaße. Ich bin also gezwungen hier zu bleiben, und erwarte Beruhigung nur von Ihren Mitteilungen, denen ich mit Ungeduld entgegensehe, und die Sie mir, wie ich hoffe, nicht vorenthalten werden. Glücklicher Weise wurde unsere Abreise von hier verschoben und wir verlaßen Eichhorn sicher nicht vor dem 24. d. Monats, dadurch bin ich in der Lage Ihre freundlichen Mittheilungen noch hier bekommen zu können.

Ihr

Alter Freund Preyß

Adresse: Schloß Eichhorn bei Brünn.

Leben und Wohnung im Alter.

Nr. 1146. I. 17. Januar Nr. 27. Wiederholt: Streitfragen und Erinnerungen von Hans Hopfen. Stuttgart. 1876. S. 73 ff. An der Bahre (1872).

II. S. 232 f.

Unbestimmtes.

1863–1872.

Nr. 1147 bis 1152.

Nr. 1147. Franz Grillparzer zum 15. Januar 1871. Nationalzeitung. Berlin. 15. Januar 1871. Nr. 25. Wiederholt: Streitfragen und Erinnerungen. S. 32 ff. Den ganzen Aufsatz abzudrucken hielt ich nicht für notwendig. Ich hoffe alles herausgeschält zu haben, was auf Gespräche zurückgehen kann. Gegen weitere Mitteilungen verhielt sich Hopfen ablehnend. Brief an mich vom 18. Juni 1890: „Meine Aufzeichnungen sind zum größten Teil in den Ihnen bekannten bei Cotta veröffentlichten Aufsätzen verwertet, die zur Zeit ihres Erscheinens noch mehr Bedeutung hatten, als heute, da damals die Selbstbiographie Grillparzers noch nicht bekannt war. Es bleibt allerdings noch ein kleiner Rest von Erinnerungen übrig, aber das sind meist wunderliche Aussprüche, sehr persönliche Urteile, die nach meiner Überzeugung besser nicht an die große Glocke gehängt werden. Gr. war ein übellauniger und in seiner Altweiberlaune oft sehr parteiischer und ungerechter Raisonneur, der es sich bei kaltem Blut aber sehr verbeten hätte, jeden seiner in Unmut getanen Aussprüche in Druck zu legen. Es ist nach seinem Tode in dieser Hinsicht schon zu viel gesündigt worden, z. B. gegen Halm, der das wahrlich weniger als irgend einer verdiente. Die Herren, die solche Papierschnitzel, gegen die sich Tote nicht mehr verteidigen können, schadenfroh vor die Öffentlichkeit werfen, würden sich wundern, wie der Alte gerade über ihre Patrone sich ausgelassen, wenn er seinem Mundwerk Bewegung gestattet hat. Und so über manch anderen und manch anderes."

1148. Ich stelle hier alles zusammen, was aus E. Kuhs zahlreichen Aufsätzen und in seinem Buch über Grillparzer auf eigene Wahrnehmung und auf Gespräche mit dem Dichter zurückgehen kann. Eine vorläufige Zusammenstellung der Aufsätze und einige seltenere im Original verdanke ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Privatdozenten A. Schaer in Zürich, der die wichtigsten davon in einem sehr wünschenswerten Neudruck vorlegen will. Die Beziehungen Grillparzers zu Emil Kuh verdienten eine eingehende Untersuchung.

I. Nr. 15. Unterzeichnet: Wien, 14. Jänner 1864.

II. Franz Grillparzer und sein Besuch bei Goethe. Von Emil Kuh. Separat-Abdruck aus dem Jahres-Bericht der Wiener Handels-Akademie für 1866. Wien 1866. Im Selbstverlage des Verfassers. Druck von L. C. Zamarski. S. 10 ff. [Darnach von mir wiederholt: Goethe-Festschrift zum 150. Geburtstage des Dichters. Herausgegeben von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Redigiert von August Ströbel. Prag 1899. S. 154 ff.] — Aufgenommen in Kuh[1] S. 73 f. mit folgenden Änderungen: 32, $_{25}$ Menschen] Leute — $_{27\cdot 25}$ und Antonio] Antonio aber — $_{30}$ Leute] Menschen — $_{30\cdot 31}$ der sich den Weibern gegenüber leichtfertig gebärdet] der den Weibern Kindern [lies Kinder] macht [wohl für den Abdruck im Schulprogramm abgeschwächt] — 33, $_{5\cdot 6}$ da sandte ich bald nach meiner Ankunft zu Goethe, ob er] da frug ich bald nach meiner Ankunft, ob Goethe — $_{17\cdot 18}$ für uns Österreicher] zu uns Österreichern — $_{22}$ an Goethe] an Goethen — $_{28}$ kürzlich] vor Kurzem — $_{29}$ Wesen] Benehmen — $_{30}$ mutete mir nicht an] mutete mich nicht besonders an [einschränkend] — $_{32}$ seinen Gästen] den Gästen — 34, $_{1}$ mich über] mich; nachdem ich gegen ihn meine Ansichten ausgesprochen, über — $_{2}$ dies] dies Alles — $_{3}$ Goethe] er — das] dies — $_{11}$ zu Goethe] hin — Zuerst] Fürs Erste — $_{13}$ betreffs der Goetheschen Werke fehlt — $_{21}$ Rahmen] Glasrahmen — $_{22}$ eingetauscht wurde] umgetauscht ward — $_{31}$ zugleich] sogleich — 35, $_{16}$ werden] wollen — uns] mir — teilweise] zum Teil — $_{11}$ das] dergleichen — immer mit meinem Wesen] mit meinem Wesen immer — $_{12}$ Das] Dies — Goethe] Goethen — $_{14}$ kümmern] bekümmern.

34, $_{15}$ Über das Mißverständnis Kuhs vgl. Nr. 1189 oben S. 158.

III. Nr. 18. Wiederholt: Kuh[1], S. 23.

IV. Nr. 34. Wiederholt: Kuh[1], S. 119.

V. Nr. 47. Wiederholt: Kuh[1], S. 144 f.

VI. Nr. 48. Wiederholt: Kuh[1], S. 165 f.

VII. Der erste Absatz: Kuh[1], S. 93 (vorher schon Kuh Nr. 34); der zweite Absatz: Kuh[1], S. 165 ff.; der dritte Absatz: Kuh[1], S. 185 (vorher schon Kuh, Nr. 52); der vierte Absatz: Kuh[1] S. 186 f. (vorher schon Kuh, Nr. 52); von S. 40—48 Schluß des ersten Absatzes: Kuh[1], S. 211 ff.; S. 48 der zweite Absatz: Kuh[1], S. 496.

VIII. Nr. 6. Franz Grillparzers sämtliche Werke V.

Einige Splitter aus Kuhs Abhandlungen mögen hier noch folgen:

Aus dem Feuilleton: „Franz Grillparzers sämmtliche Werke. Grillparzers Lyrik" (Wiener Zeitung, 17. Oktober 1876, Sp. 1389 f.): „Während es sonst die Art der Poeten ist, der berufenen wie der unberufenen, mit lyrischen Gedichten frühzeitig hervorzutreten, hat Grillparzer die seinen, insolange er noch unter den Lebenden weilte, nicht zu einem Buche vereinigt. Den jungen Menschen hielt die Unentschlossenheit davon zurück, den reifen Mann Verstimmung, Mangel an Aufmunterung, und der alternde Grillparzer schauderte bei dem bloßen Gedanken: seine Selbstbekenntnisse aller Welt preiszugeben. Ja, diese Zeugnisse entschwundener Zustände noch einmal betrachten, geschweige ordnen, verbessern, zur Herausgabe vorbereiten sollen, kam ihm als eine durchaus quälende Zumutung vor. Die alten Zustände waren eben nicht vollständig überwunden, hingen vielmehr noch mit allen Fasern des Dichters zusammen. . . ."

Aus dem Feuilleton: „Franz Grillparzers sämtliche Werke. Libussa" (Wiener Zeitung, 15. November 1872, Sp. 1825 f.): „Nun nimmt das Intriguenspiel seinen Anfang, das der Dichter selbst als einen unreinen Bestandteil seines Dramas bezeichnet hat."

Emil Kuh an Gottfried Keller, 14. März 1874 (Zürcher Taschenbuch auf . . . 1904, S. 230): „Es ist etwas Wahres an dem Ausrufe Grillparzers, daß die Deutschen einen Zug des Treulosen haben."

Eduard Mörike. Ein Gedenkblatt von Emil Kuh (Wiener

Abendpost, Sp. 1875. Nr. 134 und 135. Wiederholt: Schriften des Lit.-Vereines in Wien Bd. XIV, S. 442): „Mit zündender Heftigkeit, der jedoch nichts irgendwie Gereiztes beigemischt war, sprach er über Diesen und Jenen, dessen Ruhmesertrag in schreiendem Mißverhältnis zu dem steht, was er bietet und bieten kann. Gewiß hat Mörike niemals den Lober gemacht, den zärtlichen Schutzherrn des Mittelguten unter vier Augen, gleich Grillparzern, der sich dadurch den literarischen Unbequemlichkeiten entzog, denn an empfindlichem Geschmack und an schroffen Widerwillen gegen alles Unzulängliche blieb er hinter keinem bedeutenden Künstler zurück."

Die Anekdote Kuh[1], S. 223 braucht hier nicht wiederholt zu werden. Die Bemerkung Kuh[1], S. 142 ist nach Frankl wiedergegeben, die Bemerkung Kuh[1], S. 177 über das Reflektive und Gnomische stammt aus dem Aufsatz über Feuchtersleben (Werke[5] XVIII, 149), die Bemerkung über ein Drama Lopes (Wiener Zeitung, 29. November 1872, Sp. 2019) bezieht sich auf El postrer Godo de España (Werke[1] VIII, 293).

1049. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 7. Februar 1872, Nr. 38, S. 566 f. „Aus Gesprächen mit Franz Grillparzer." Wiederholt: Feuilleton des „Neuen Fremden-Blattes". Nr. 39. Wien, 9. Februar 1871. — Über den Verkehr mit Bohrmann, vgl. zu Nr. 1067, oben Band IV, S. 326 f.

50, 16 Mißverständnis Bohrmanns. Grillparzer hatte mit den Schwärzern = Schmugglern zu tun.

In der Zeitschrift „Die Illustration", Wien, 16. Jänner 1891, Nr. 8, S. 234 f. schrieb H. Bohrmann einen Aufsatz: „Franz Grillparzer. Erinnerungen. Wien, Jänner 1891", worin er einige seiner Mitteilungen, zum Teil aus getrübter Erinnerung wiederholte. Ich hebe hervor:

„Geh' noch nicht fort! So manches Streben ranket . . ." Mit diesen Versen begrüßte ich Grillparzer zum 15. Jänner 1864. . . . [Zitat aus Laube: „So war der mündliche Verkehr mit ihm sehr reichhaltig in Belehrung und Anregung. Weniger in Aufmunterung. Dafür hatte er zuviel Enttäuschung erfahren, sah er zu weit, sah er zu viel usw."] Wie richtig auch die letztere Bemerkung, beweist der Umstand, daß er mir gegenüber wiederholt es als eine der größten Genugtuungen seines Lebens rühmte,

Viele von der dornenvollen literarischen Laufbahn abgehalten zu haben. Auch für sich selbst wußte er noch in seinem spätesten Alter seinem ehemaligen Chef, dem Finanzminister Grafen Stadion, Dank, daß er ihn in der Beamtenlaufbahn festhielt, als Grillparzer, durch die Erfolge der ‚Ahnfrau' (1817) und ‚Sappho' (1818 ermutigt, dem allgemeinen Rat seiner Freunde folgen und sich ganz der literarischen Laufbahn widmen wollte. Aus der Audienz, die er wegen Entlassung aus dem Dienste beim Grafen Stadion angesucht hatte, trug er die Warnung nach Hause: Eben um seiner literarischen Zukunft willen seine gesicherte Existenz nicht aufzugeben. Ein Dichter ohne Stellung sei ‚wie ein Hund ohne Halsband'. . . . Für Grillparzer selbst war dieser Erfolg der „Sappho" [1865] nach fast fünfzig Jahren seit ihrer ersten Aufführung mit Sophie Schröder eine große Freude und eine wirklich ihn neu belebende Genugtuung. Zwar war er nicht zu bewegen, trotz Laubes Drängen, sich die Vorstellung anzusehen, meinte jedoch, daß nach Allem, was man ihm erzähle, die Wolter sowohl an Schönheit des Organs als der Erscheinung die Schröder weit überrage, mit deren Darstellung der „Sappho" er nie recht einverstanden gewesen sei . . . Die erste nachhaltige Enttäuschung und Verstimmung durch die Darstellung scheint Grillparzer bei Aufführung des ‚goldenen Vließ' geworden zu sein. Die ungünstigen Urteile, namentlich der deutschen Kritik über die ‚Ahnfrau', die er im Vorbericht zur Buchausgabe derselben durch Schreyvogel ziemlich derb abfertigen läßt, scheinen ihn noch nicht tiefer berührt zu haben. Beweis für [dafür?] die Freudigkeit, mit der er binnen 14 Tagen, oder vielmehr Abenden, die ‚Sappho' wie in einem Zuge schrieb, während er am Tage, wie er mir selbst lächelnd erzählte im Hauptzollamt ‚Schwärze' verrechnen mußte. (Es wird erzählt, Grillparzer habe damals im Schottenhof gewohnt, und zwar über einem Bäcker, die des nachts aus der Backstube in sein Zimmer dringende Wärme habe ihn in seiner Arbeit wesentlich gefördert.) Für die Medea in den ersten beiden Teilen der Trilogie, ‚Der Gastfreund' und ‚Die Argonauten', welche in diesen Stücken eine reizende, wenn auch eigenartig bezaubernde Jungfrau sein soll, die erst im dritten Teil der „Medea" zur tiefbeleidigten Mutter und zum dämonischen, rachedürstenden Weibe wird, war die damals schon vierzigjährige und

an sich der Grazie entbehrende Sophie Schröder bestimmt, die schon drei Jahre zuvor dem Dichter als ‚Sappho‘ nicht entsprochen hatte. Der Darstellerin zu Liebe mußten deshalb die in ihrer Art einzig schönen Liebesszenen des zweiten Teiles, sowie jede Beziehung auf den berückenden Zauber des Kolchischen Mädchens gestrichen werden. . . . Aber die Götter sind gerecht, wie der im Geiste zumeist mit den großen Alten lebende Dichter sagen würde. . . . Noch sehe ich die sinnige Gestalt des großen Dichters in seinem bescheidenen Zimmer . . . vor mir, Sommer und Winter ein abgetragenes, leichtes Röckchen als Hausrock benützend, meist auf- und abgehend und zuweilen laut mit sich sprechend, dem Besucher jedoch freundlich einen Sitz bietend und sich dann selbst zusammenkauernd mit stets vorgebeugter Haltung, den wie von Gedanken schweren Kopf mit der hohen edlen Stirn zur Seite geneigt. Wie weich sprach er den Wiener Dialekt, scharfe Worte wie ‚muß‘ gedehnt aussprechend. . . . Aus dem gemeinsamen Vorzimmer betrat man zuerst einen schmalen Raum, der die reiche Bibliothek des Dichters enthielt. Leider nicht alle Werke komplett, wie er einmal klagte, weshalb er mir dringend empfahl, niemals ein Buch wegzuleihen. Von hier aus ging der Dichter täglich in das nahegelegene Hôtel „Zum Matschakerhof“ speisen, und machte dann seinen regelmäßigen Spaziergang die Singerstraße hinab über die Seilerstätte und Karolinenbrücke zum damaligen Wasserglacis. Hier fand er mich einmal, im Spazierengehen lesend, klopfte mich auf die Schulter und lobte diesen Eifer mit warmen Worten. Auch er habe in seiner Jugend viel gelesen und immer nur gelesen, auf seinen Ausgängen und in jeder Stunde der Erholung, so daß seine Eltern ihm, wo's immer nur möglich war, die Bücher eingesperrt. Aber er las auch bis zu seinem Tode, und oft traf ich ihn in seinen letzten Lebensjahren in der Hofbibliothek, Bücher austauschend, da er das Recht hatte, dieselben mit nach Hause zu nehmen. Von unseren Dichtern stand ihm Schiller am nächsten, den er wahrhaft liebte. Er sagte mir einmal, daß er den ‚Tell‘ mindestens dreißigmal gelesen habe. Goethe war ihm nicht in allen Beziehungen sympathisch. Er hatte ihn in Weimar besucht und schied ein wenig befremdet durch die olympische Hoheit, mit welcher der gefeierte Dichterfürst sich zu ihm herabgelassen. Auch für Voltaire, den er eingehend stu-

diert, fühlte er lebhafte Neigung, die Freunde seiner Einsamkeit waren jedoch die Spanier, vor allen Lope de Vega, den er immer wieder las, und von dem er gerne und ausführlich sprach. Die zu Beginn der Sechzigerjahre anhebende freiheitliche Bewegung in Österreich, namentlich die Begründung des Parlaments, brachte dem Dichter große Befriedigung und erweckte neu sein Interesse für alle öffentlichen Vorgänge. . . ."

Max Koch behauptet im Literarischen Centralblatt, Beilage Nr. 19, 1902, Sp. 306: Bei der historischen Tragödie in 4 Aufzügen „Der letzte Babenberger" (Wien 1870) konnte sich Bohrmanns-Rieger auf die Zustimmung Grillparzers berufen. Ich weiß nicht, auf welcher Quelle dies beruht.

1150. Wiederholt: Heinrich Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden . . . herausgegeben von H. H. Houben, Lpz., 1909. Band 32, S. 32 ff.

1151. Ungedruckt.

1152. Frankl, Nr. 10; Frankl[1], S. 47 f.

Hier wäre ein vergeblicher Versuch zu dem Dichter vorzudringen einzufügen. Rudolf Freiherr von Gottesheim berichtet in „Böhmens Deutsche Poesie und Kunst", Jahrgang 4, Heft 9 12: „Mein sehnlichster Wunsch, mit dem Schiller Österreichs, mit Franz Grillparzer zu sprechen, wurde nicht erfüllt. Als ich eines Tages auf der schmalen holprigen Holztreppe . . . emporkletterte, bedeutete mir Grillparzers ewige Braut, Frl. Fröhlich, im Vorgemache: „Der alte Herr ist für niemanden mehr zu sprechen, er empfängt keine Besuche mehr, da ihm sein Gehör völlig verlassen" . . .

1153. Foglar², S. 53.

Hier wäre zu erwähnen der Brief J. P. Lysers an L. A. Frankl, Altona, 14. August 1863 (Friedrich Hirth, Johann Peter Lyser der Dichter, Maler, Musiker, München und Leipzig 1911, S. 234): „an Wien muß ich immerfort gedenken und an die guten Menschen, die ich dort kannte. Leider werde ich wohl nur noch sehr wenige meiner dortigen Freunde lebend antreffen, wenn ich ja noch wieder einmal hinkommen sollte. Ist Grillparzer von seiner Krankheit genesen? Was macht Graf Auersberg? Lebt Bauernschmidt noch?"

1154. Littrow-Bischoff, aus der Einleitung, S. 1 f. Auguste Bischoff war die Gattin des Astronomen Karl Ludwig v. Littrow (1811—1877), der seinerseits der Sohn des berühmten Astronomen Joseph Johann v. Littrow (1781—1840) war; über sie vgl. Neue Freie Presse, Abendblatt, 24. Juni 1890, Nr. 9279

1155. Wartenegg, S. 58—60, genauere Datierung nach dem Tagebuch: „Am 6. Dezember 1863 suchte ich Grillparzer nach einer längeren Pause wieder auf. . . ."

In die Jahre 1863/64 fällt die Berührung mit Hilarius Vogel, geb. am 13. Januar 1828 zu Lustenau in Vorarlberg, damals Professor an der Oberrealschule in Brünn, seit 1870 an der Landstraßener Oberrealschule in Wien. Der schwer zugängliche Aufsatz sei hier trotz seiner fatalen Einkleidung wiederholt:

Grillparzer als Pate.

(Wiener Hausfrauen-Zeitung. Organ für hauswirtschaftliche Interessen, hrsg. v. Adolf Taussig. X. Jhrg. S. 294 ff. Wien 24. August 1884.)

Es war an einem trüben Novembertage des Jahres 1883, abends gegen sechs Uhr, als mein Freund und Kollega N. N., eine grundehrliche und gute Haut, aber ein Pechvogel in bezug auf alles, was Erwerben, Gelingen, Erhalten und Erfolg betraf, in hastiger Eile zu mir gelaufen kam und mich, wie er schon war, ohne lange Einleitung um ein kleines Darlehen auf kurze Zeit bat, mit der Bemerkung: **periculum in mora.**

„Da hast du, wenn dir damit geholfen ist. Schreibe es zu den anderen und erwarte mich als Eintreiber etwa um Lichtmeß oder Ostern des kommenden Jahres," fügte ich bei. „Aber, wenn

ich indiskret sein darf, sage mir, wozu du das Geld so dringend brauchst?"

„Wozu? Um ein Vergehen gegen die Pietät gutzumachen. Du wirst es schon hören, morgen oder übermorgen; jetzt laß mich eilen, um bei dem Trödler, soi-disant ‚Antiquitätenhändler', da drüben das Kleinod, das ich schon für ewig verloren und verschollen hielt, wieder an mich zu bringen," und ehe ich meine Worte: „Da bin ich doch neugierig, was dahinter steckt," zu Ende gesprochen hatte, war er verschwunden.

Am nächsten Tage kam er erst wieder um die sechste Abendstunde, weil ihn seine Berufstätigkeit (er war nämlich im Weinberge des Unterrichtes und der Erziehung beschäftigt) den ganzen Tag über vom Hause und Gesellschaft fernhielt, zu mir und legte zu meiner Überraschung ein einfach schönes, an einigen Stellen bereits beschädigtes Etui von jener Form, wie sie für Eßbestecke verwendet werden, vor mir auf den Tisch nieder; auf der Deckelseite desselben stand in etwas verblaßter Goldschrift geschrieben: „Von Pathe Grillparzer 1864." Meine Augen, bald auf das Etui, bald auf ihn, den freudig Erregten, gerichtet, verrieten ihm mein neugieriges, fragendes Staunen.

„Ist das nicht eine kostbare Antiquität?" fragte er mich, eigentümlich lächelnd, „und nur zehn Gulden verlangte der Trödler dafür."

„Nur, sagst du?"

„Ja, denn für mich hat es den zehnfachen Wert, sowohl wegen der Provenienz, als auch wegen seiner memorialen Bedeutung, für mich und mein ‚Haus'."

„Und wohl auch wegen des Inhalts," fügte ich bei, indem ich eben im Begriffe war, den Deckel zu heben und das darin liegende Kleinod zu besichtigen, denn ich konnte mir nicht denken, daß es nur ein Kenotaph von Schmuckbewahrer sei, zumal der Preis dafür dann wirklich exorbitant gewesen wäre. Ich öffnete es.

„Wie, leer? Ja, was soll das leere Etui mit diesem stolzen Namen darauf?"

„Ja, Freund, leer, ganz leer, und doch wieder nicht leer, denn eben der Name, denn es offen und frei vor aller Welt trägt, ist sein Inhalt, kostbarer als Gold oder Silber. Einst, als unser Haus noch blühte, war auch ein materieller, ein silberner Inhalt

darin," und eine flüchtige Rührung überkam ihn bei diesen Worten.

„Ich fasse es nicht recht, lieber Freund! obwohl mir eine gewisse Ahnung durchs Gehirn geht: Du hast also das Etui und was darin war, schon einmal im Besitze gehabt, hast es gar von ihm selbst."

„Versteht sich, von ihm selbst, von Grillparzer erhalten; warum hätte ich es sonst um so schweres Geld zurückgekauft? Grillparzer war ja der Pate zu meinem Kinde, der Gabriele, und das war das Cadeau für den Täufling!"

„Das ist interessant! Das mußt du mir und meiner neugierigen Ehehälfte da genau erzählen. Setze dich doch. Zuvor aber, Lisi, einen Liter Pilsner sogleich, und du, Frauerl, bring', was der Speiskasten gerade Gutes enthält. Der Herr Kollega wird uns ein angenehmes Stündchen mit einer Erzählung aus längstvergangener Zeit bescheren." Und wir setzten uns in gemütlichster Stimmung und hoch gespannter Erwartung an den Tisch. Eine duftende Havanna wurde aus der Zigarrenkiste herausgelangt, am chinesischen Kerzenträger angezündet und jener begann:

„Es war am 27. Februar des Jahres 1864 in B. [Brünn], als meine Familie einen weiblichen Zuwachs erhielt, ein gesundes, herziges Mädchen. Großer Jubel im Hause darüber. Denn wir konnten's uns damals noch gefallen lassen, so eine Mehrung des Reiches. Acht oder neun Tage lag die Kleine namen- und konfessionslos in den Windeln. Denn bei ihrer soliden Gesundheit und guten Pflege war keine Gefahr vorhanden, daß sie ungetauft das Zeitliche segnen und in jenen Danteschen Raum des Inferno hinüberschweben werde, wo die Seelen der ungetauften Kinder — weder selig, noch verdammt, in ewigem, melancholischen Windesgesäusel herumkreisen. Endlich mußte aber doch der Kleinen ein Namen gegeben und ihre Person in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen werden.

‚Wie soll sie heißen?' war die erste Frage.

‚Nur nicht einen Namen wählen, der vor ihrem Geburtstage liegt,' warnte die alte Tante Veronika, ‚denn das würde frühen Tod bedeuten.'

Man beachtete die Warnung und verfiel endlich nach langem Wählen auf den neutralen Namen Gabriele, neutral deswegen,

weil er in der ganzen väterlichen und mütterlichen Sippschaft nicht vorkam. Jetzt kam aber die weit wichtigere Frage nach den zwei Paten zur Sprache. Zwar die Patin konnte und durfte keine andere sein, als die alte, mehr als siebzigjährige Tante Veronika, wie sie's bei den früheren Kindern auch gewesen. Aber wer und wo ist der Pate? Aus einer gewissen Delikatesse wollte man jene Freunde und Verwandten, die schon einmal in dieser Eigenschaft fungiert hatten, nicht mehr darum ansprechen, und zudem waren gerade die am nächsten stehenden männlichen Anverwandten weit in der Welt herum zerstreut; der eine in Rußland drin, andere zwei sogar in Amerika drüben. Eine Korrespondenz mit ihnen hätte die Sache auf Wochen hinausgeschoben. Bei den lieben Freunderln im Orte erging es mir, wie jenem Bräutigam im Evangelium, dessen Einladung zum Hochzeitsmahle der eine mit einem Ochsenkaufe, der andere mit dem Engagement der Flitterwochen ablehnte. In meinem Falle wollte der eine aus Prinzip keine moralisch-kirchliche Funktion und Verpflichtung auf sich nehmen, der andere wieder keine neue zu den mehreren schon im eigenen Verwandtenkreise übernommenen sich aufbürden, der dritte bat sich Bedenkzeit aus, kurz, es bewährte sich bei dieser Gelegenheit wieder der alte deutsche Spruch: ‚In der Not gehen hundert Freunde auf ein Lot.' Als ich, in einer eigentümlichen Stimmung, wie begreiflich, die Resultate meiner Patenentdeckungsfahrt zu Hause meldete, ging eine ziemlich scharfe Kritik über die falschen Freunde los, die einem jetzt so im Stiche lassen, während sie zu Tafel und Kegelspiel im Garten stets so bereitwillig sich eingefunden hätten, so daß ich Mühe hatte, die Aufgeregten zu besänftigen.

‚Ja, was machen wir denn jetzt?'

‚Wartet nur,' sagte ich, ‚wir werden schon einen Paten bekommen.' Äußerlich tat ich ganz sicher mit meinem Versprechen, aber innerlich war ich so unsicher und unruhig wie sie. ‚Diese ledernen Seelen,' sagte ich dann, wie von einer Induktion ergriffen, zu mir, ‚wie werde ich sie beschämen; ihre kleinen, dunklen Namen sollen mit einem großen, glänzenden Namen übertrumpft werden.' Ehrgeiz, Stolz, selbst eine von mir sonst fern liegende Rachesucht trieben mich zu einem Schritte, den ich — älter und ruhiger geworden — nicht mehr wagen würde zu denken, ge-

schweige denn zu tun. Ich setzte mich rasch entschlossen an den Schreibtisch und schrieb an Grillparzer einen Brief, dessen kühner und hochgeschwellter, von Verehrung und Liebe zu ihm erfüllter Ton mir jetzt, wo ich viel, viel kühler geworden bin, eine Art von Staunen und Bewunderung über meinen damaligen Mut erweckt.'"

„Sage mir doch, wie verfielst du denn gerade auf Grillparzer? Welchen Grund, welche Berecht-, nein doch, welche Entschuldigung hattest du dafür? Bist du mit ihm verwandt oder persönlich befreundet gewesen?"

„So wenig, als der Spatz mit dem Adler."

„Und doch hat sich der Adler zum — du hast selbst dieses Gleichnis gebraucht, also verzeihst du mir's — zum Spatzen herabgelassen? Wie kam das nur? du hast gewiß ein zweites Geheimnis hierüber zu enthüllen?"

„Wenn du es wissen willst, ja; ich habe dir einen zweiten, eigentlich der Zeitfolge nach den ersten Schwabenstreich diesbezüglich mitzuteilen."

„Das wird immer schöner. Lisi, noch einen Liter Pilsner; und du, Marie, bringst uns dann noch einen guten Tee mit Zubehör."

— —

„Wie ich mit Grillparzer bekannt wurde, ist mit wenigen Worten gesagt. Ich habe im Jahre vor der Ankunft der Gabriele die Dummheit begangen, ein vaterländisches episches Gedicht zusammenzuschmeißen und war von der Eitelkeit ergriffen, die Stimme eines wirklichen, gottbegnadeten Dichters darüber zu vernehmen; ich sandte demnach ein Exemplar nebst Begleitschreiben an den Patriarchen auf dem österreichischen Parnasse und erhielt nach einigen Wochen banger Erwartung folgendes Schreiben (und dabei stöberte mein Freund in seiner mit allerlei Papieren vollgestopften Rocktasche herum, bis er es endlich fand und mir zum Lesen darreichte):

Wien, am .. Sept. 1864 [richtig: 1863].

Geehrter Herr!

Ich habe Ihr werthes Schreiben vom .. August a. c. sammt beiliegendem, poetischem Werkchen erhalten und letzteres mit großem

Vergnügen und Aufmerksamkeit vom Anfang bis zum Ende gelesen. Die Gefahr, bei einer so ausgedehnten Schlachtschilderung einförmig zu werden, war nicht gering: doch die Ihrige ist mit soviel Feuer und Begeisterung geschrieben, daß der Eindruck, je weiter man liest, immer ein neuer, frischer bleibt, wenn sich auch manche Scene, wie nicht anders möglich, wiederholt.

Schade, daß wir Deutsche kein eigenes episches Versmaß haben; denn der Hexameter, dieser vorzugsweise heroische Vers, ist ein den Griechen und Römern eigenthümliches, fremdes Metrum, und der Nibelungenvers klingt, wenn man ihn zu stark betont und nach den Halbversen liest, bänkelsängerisch, wogegen der fünffüßige ungereimte Jambus, ganz vortrefflich für das Drama, doch nur ein schwaches Surrogat für den epischen Rhythmus, immerhin aber noch dafür am geeignetsten ist.

Fahren Sie in dem glücklich begonnenen Vorhaben dichterischer Thätigkeit muthig fort. Für mich ist jede Spur dieser Himmelsgabe in Deutschland und besonders in Österreich von unschätzbarem Werthe. Indem ich Ihnen ein herzliches „Glückauf" zurufe, zeichne ich mich

achtungsvoll

Ihr wohlgewogener
Fr. Grillparzer.

„Also, das war die Einleitung zu der ehrenvollen Bekanntschaft? Ich gratuliere dir zu solcher Anerkennung!"

„Ist nicht mehr nötig," erwiderte er mit bitterem Lächeln. „Das ganze ‚vaterländische' Dichten ist mangels Teilnahme zu Wasser geworden, der große Dichter und Förderer der kleinen Talente ist zu Staub geworden."

„Aber eine schöne, ehrenvolle Erinnerung bleibt es doch für dich."

„Ja wohl! Sein Brief und das, was ich bei meinen mehrmaligen Besuchen in Wien in seinem gemütlichen Heim im vierten Stocke des Hauses 21 der Spiegelgasse vom Dichter hörte und lernte, sind mir kostbare Erinnerungen." Eine Pause von ziemlicher Ernsthaftigkeit trat ein. Da warf ich die Worte hin:

„Aber die Patenschaft, die Patenschaft Grillparzers ist noch immer nicht klargestellt. Wie ging's denn endlich damit aus?"

„Ganz einfach und glatt," erwiderte er; „ich hatte also, wie

schon gesagt, das Bittschreiben an ihn aufgesetzt und sofort abgesandt, und am dritten Tage darnach erhielt ich (dabei stöberte er wieder in der papiergefüllten Rocktasche) folgende Antwort:

Wien, am .. März 1864.

Geehrter Herr!

Ihrem Wunsche, bei der Taufe Ihres jüngsten Töchterchens die Pathenstelle zu übernehmen, komme ich umso leichter und lieber nach, als mir bei meinem Alter seinerzeit, wenn Ihre Kleine zu einem schönen Engel herangewachsen sein wird, kein canonisches Ehehinderniß mehr erwachsen wird und kann. Ich bitte für einen Stellvertreter zu sorgen, und indem ich dem lieben Täufling und seinen geehrten Eltern meine herzlichsten Glückwünsche darbringe, zeichne ich mich

achtungsvoll

Ihr ergebener
Fr. Grillparzer.

„Das sind zwei interessante, für dich selbstverständlich, aber auch an und für sich wertvolle Briefe. Diese schön menschliche Gefühls- und Denkweise, dieser echt deutsche, gesunde Humor, diese liebenswürdige Gefälligkeit und edelmütige Herablassung des großen, als kalt und lieblos verdächtigten Dichters!"

„Kalt und lieblos, Er, der Dichter der ‚Sappho', der ‚Hero', der ‚Medea'?"

„Je nun, der poetische Nimrod von Sprottau [Laube] spricht ihm ja wahre Liebe für Frauen, also gewiß auch für Kinder, für Familie, für die Menschen ab."

„Da hat er ihn zu subjektiv beurteilt; muß dabei gerade an seine Jagdhunde gedacht haben."

„Nein, an Katharina, die ‚ewige Braut' desselben, hat er gedacht."

„Die hat die ewige Brautschaft nicht so schief genommen; ist dabei immer fröhlich geblieben und hat ihn um etliche Jahre überlebt im Genusse seiner Schätze."

„Jedenfalls ist das, was er dir gegenüber getan hat, ein Beweis, daß Grillparzer inniger, zarter Liebe zum ewig Weiblichen, und fügen wir hinzu, zum ewig Kindlichen nicht entbehrte."

„Das ist wahr!"

„Aber nun zum Schlusse noch die Frage: Was sagten die Freunde zu deinem Heldenstreiche?“

„O, die Rache war voll und süß! Obwohl ich keiner von jenen bin, die sich mit der Gunst der ‚Höheren‘ brüsten und sich glücklich fühlen, wenn sie sich am Rockschößel einer Größe, einer Berühmtheit anklammern und dadurch einen Schimmer von Ruhm und Glanz auf ihre Wenigkeit ziehen können, so hatte ich doch eine wahrhafte Freude an ihrer geheuchelten Freude über meine Gevatterschaft. Bei der Wahl eines Stellvertreters für dieſen Paten meines Kindes hätte ich förmlich eine Auslosung nach dem ersten Ruf der Wiener, Linzer oder Brünner Lotterie veranstalten können, weil ihrer so viele sich dazu bereit erklärten. Bei der Aufnahme des Taufprotokolles machte der betreffende Geistliche bei Nennung des Paten große Augen und beim Taufschmause war mehr von Grillparzer als von was andern die Rede. Dem Täufling wurde das günstigste Horoskop von Alt und Jung gestellt und der Name des Paten verlieh ihm ordentlich einen verklärenden Schimmer und er, oder eigentlich sie, die kleine Gabriele, wurde seitens der Mutter und ihrer Tante mit besonderer Sorgfalt gepflegt. Selbst mir erschien sie wie zu etwas Höherem prädestiniert und mein Interesse teilte sich in den wenigen freien Stunden, die ich zu Hause im Kreise der Meinen genießen konnte, zwischen ihr und den täglichen Nachrichten vom Kriegsschauplatze; es war nämlich das Jahr, in welchem der kleine nordische Kläffer, Dänemark, für die Keckheit, mit welcher er um die fette Beute Schleswig-Holstein die zwei Adler Österreich und Preußen gegen sich herausgefordert hatte, seine gerechte Züchtigung erhielt. So verlief der Sommer und Herbst in Glück und Freude. ‚Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell.‘ Gegen Mitte November desſelben Jahres erlag Gabriele dem Würgengel der Kleinen, der Diphtheritis, trotz, oder wohl gerade wegen ihrer vollen strotzenden Gesundheit. Tiefe Trauer im Hause! Alle Freude, alle Hoffnung war aus demſelben geschwunden. Das schöne Patengeschenk, das der große Dichter dem Kinde als Angebinde kurz nach der Taufeier geschickt hatte, ein feines, schweres, silbernes Eßbesteck in dieſem Etui hier, es blieb unbenützt und unberührt von ihr, der es bestimmt war, zurück als ein schmerzliches Andenken an sie und die Aufschrift auf dem Deckel erschien mir

immer als ein **Memento mori**, als ein Sinnbild der Vergänglichkeit und ich hätte das Cadeau dem toten Kinde lieber gleich mit ins Grab gegeben, als zurückbehalten. Dann wäre ihm und uns wenigstens das beschämende Los erspart geblieben, in fremde Hände zu kommen — —."

„Und zwar in ziemlich unreine, wie es scheint."

„Ja wohl, wie seine Besitzer oder Bewahrer auch," fügte er mit bitterstem Sarkasmus hinzu; „zwar hab ich es wieder, das Etui mit dem stolzen Namen darauf, aber so wie sein silberner Inhalt verloren ist und bleibt, so fehlt auch unserem Leben — —."

Weitere Worte wurden von mir durch den Spruch: „**Sic transit gloria mundi!**" übertönt und durch ein kräftiges ernstes „Prosit dem großen, edlen Dichter," der seine edelste Männlichkeit und Menschlichkeit am kürzesten und schlagendsten durch dieses „Von Pate Grillparzer" bewiesen hat.

Mit einem herzlichen „Gute Nacht!" schieden wir voneinander. H. V.

Nach einem Briefe an mich, vom 26. Juni 1890, hatte Vogel sein Epos: „Die Schlacht bei Aspern" (Brünn 1863) im August 1863 an Grillparzer gesandt. Über einen Besuch bei Grillparzer schrieb er eben darin: „In den Herbstferien jenes Jahres (1864) nahm ich mir die Freiheit, den jetzt mir besonders verehrungswürdigen Dichter in seinem stillen, bescheidenen Heim . . . zu besuchen und fand eine so herzlich-gemütliche Aufnahme, daß ich — ein ganz Fremder — mich wie ein Herz- und Hausverwandter unter den vier alten Leuteln befand (nämlich dem großen Dichter und seinen drei Fröhlich-Genien) und nicht begreifen konnte, wie man den herrlichen Mann und Menschen je verkennen und zum Griesgram machen wollte. Die Themata, die zwischen uns zur Sprache kamen, erstreckten sich auf verschiedene Gebiete (Politik, Hof, Theater, österreichische Dichtung und Dichter 2c.)"

1156. Nr. 15. Kleine Chronik. Die Ernennung Grillparzers zum Ehrenbürger der Stadt Wien erfolgte einstimmig am 5. Januar 1864, Jahrbuch I, 355; ebenda, S. 884, ist das Diplom abgedruckt: „Wir Bürgermeister und Gemeinderath der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien beurkunden hiermit: Franz Grillparzer, geboren zu Wien den 15. Jänner 1791, Ritter des kaiserl. österr. Leopoldordens, Mitglied des Herrenhauses des

österreichischen Reichsrathes ꝛc. ꝛc., ebenso ausgezeichnet durch seine reiche dichterische Begabung, wie durch seine begeisterte Vaterlandsliebe und den Adel seiner Gesinnung, wird mit Recht als der Erste unter den Dichtern Österreichs genannt, gepriesen und verehrt. Seine erhabenen Schöpfungen haben sowohl durch die Innigkeit des Gefühles, als durch den Schwung der Gedanken und die Vollendung der Form dem Dichter die Anerkennung der Mitwelt und unvergänglichen Nachruhm erworben. Weit über die Grenzen Österreichs, ja selbst Deutschlands hinaus reicht der Name Grillparzers und der Abglanz, der von demselben auf die Stadt seiner Geburt, den Schauplatz seines Wirkens und Schaffens zurückfällt, hat in dem am 5. Jänner 1864 einhellig gefaßten Beschlusse des Wiener Gemeinderathes Ausdruck gefunden, dem Franz Grillparzer das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien zu verleihen und dessen Namen in das goldene Buch der Ehrenbürger Wiens eintragen zu lassen. Wien am 15. Jänner 1864. Dr. Zelinka, Bürgermeister, Dr. Kajetan Felder, Dr. Mayerhofer, Bürgermeister-Stellvertreter, Bergmüller, Vize-Bürgermeister."

Frankl Nr. 20, mit ganz geringen Abweichungen wiederholt: Frankl[1], S. 54 ff.:

„Als Grillparzer von der Absicht, ihm das Ehrenbürger-Diplom der Stadt Wien zu verleihen, erfuhr, sagte er sarkastisch-heiter:

Da muß ich mich denn doch erkundigen, ob damit die unentgeltliche Aufnahme in das städtische Versorgungshaus verbunden ist? Es scheint, daß sie mich dafür belohnen wollen, ein so hohes Alter erreicht zu haben. Geht das etwa den Dichter an, der ich eigentlich langher nicht mehr bin?"

Er empfing in der bereits geschilderten Wohnung den Bürgermeister Andreas Zelinka, der von den Gemeinderäten Wilhelm Frankl, Dr. Helm und Dr. Moriz v. Stubenrauch begleitet war, um ihm das von Ersterem beantragte Diplom zu überreichen. Die in der Küche befindliche Magd empfing die Herren:

Bitte, sind Sie der Herr Bürgermeister?

Auf die bejahende Antwort sagte sie:

Der Herr von Grillparzer erwartet sie schon!

Als die Herren eintraten, reichte er zum Willkomm jedem

die Hand. Nach kurzer gemütlicher Ansprache, fing der Bürgermeister das Diplom zu lesen an. Eingangs war der Ruhm des Dichters glänzend hervorgehoben. Grillparzer hörte ruhig, fast gleichgiltig zu. Bei der Stelle, daß er nicht bloß ein großer Dichter, sondern auch ein großer Patriot sei, zuckte er empor, und den Leser unterbrechend rief er, die Hand des Bürgermeisters ergreifend, lebhaft aus:

Ja, das ist wahr. Diese Anerkennung meiner Mitbürger erfreut mein Herz!

Nachdem Grillparzer an jeden einige freundliche Worte gerichtet hatte, fragte der Bürgermeister, weil jener immer, um besser zu hören, die hohle Hand vor's Ohr hielt, seit wann er denn schwerhörig sei? Er erzählte seinen Unfall im Römerbade und daß er, von einer Treppe herab, auf's Hinterhaupt gestürzt sei. ‚Doch tröstet mich', so schloß er, ‚der Gedanke, daß ich erst im hohen Alter auf den Kopf gefallen bin.'

Sich herzlich verabschiedend, stiegen die Herren die hohe Treppe hinab und, einen Moment ausruhend, sagte Wilhelm Frankl: ‚Diese kleine, ja geradezu ärmliche Wohnung gewährt einen Blick in unsere sozialen und literarischen Zustände. So wohnt der erste österreichische Dichter!' Zelinka erwiderte: ‚Korrigieren Sie sich, mein Lieber, so wohnt „ein treuer Diener seines Herrn!"'

Die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes hatte ein unangenehmes, aber charakteristisches Vorspiel. Die Linke des Gemeinderates, die damals aus 19 Mitgliedern bestand, erklärte, als sie von dem zu stellenden Antrage hörte, gegen denselben stimmen zu wollen. ‚Hat er nicht', rief ein Stimmführer, ‚in seinem Gedichte: ‚An Radetzky' geschrieben: „In deinem Lager ist Österreich?" Mit diesem Verse hat er den Bürgern Wiens einen Dolchstoß in ihr patriotisches Herz versetzt. Die Wiener Bürger, die während der Türkenbelagerung Gut und Blut opferten, die zu allen Zeiten den Mittelpunkt treuer Gesinnung bildeten, denen sagt man, im Soldatenlager ist Österreich? In Wien, in der deutschen Stadt Wien ist Österreich. Wir werden gegen die Verleihung stimmen.' Der Antragsteller erwiderte: ‚Habt Ihr das wohl überlegt? Es wäre eine Schmach für die Stadt, die Ihr eine deutsche nennt, wenn sie nicht dem größten jetzt lebenden

deutschen Dichter in Österreich, den auch Deutschland in Ehren nennt, einhellig das Ehrenrecht eines Bürgers, in seiner Geburtsstadt noch dazu verliehe, wir haben es mit dem Dichter, nicht mit dem Politiker zu tun.' Nach einer weiteren, längeren Auseinandersetzung, erklärten die zwei von der Linken abgesendeten Herren, keine Opposition erheben, aber, treu ihrer Überzeugung, nicht für den Antrag stimmen zu wollen. Es war wohl aus Furcht vor einem immerhin möglichen Mißton, daß, nach Verabredung, unmittelbar nach dem Antrage sich einzelne Mitglieder des Gemeinderates erhoben und im Chorus ausriefen: „Hoch Grillparzer! Der Stolz unserer Stadt, er lebe hoch!'"

1157. Littrow-Bischoff, S. 2 ff.

1158. Ungedruckt.

1159. 1160. Vgl. die Anmerkung zu Nr. 1125; oben Band IV, S. 341 f.

S. 69, Z. 4 v. u. des Banus: Grafen Jellachich; es handelt sich um die Reaktivierung seines Neffen Franz, der seiner Offiziers-Charge verlustig gegangen war. — 70, 18 In Nestroys „Einen Jux will er sich machen". II. Akt: **15.** Szene Schluß bestellt Frau v. Fischer einen Fasan.

17. Szene: Weinberl (zum Kellner) Sie können jetzt auch einen wällischen Salat bringen,

Christopherl: Überhaupt, was gut und theuer ist ...

Weinberl: Uns is das egal, was es kost (Ausgabe von Bonz & Comp. Stuttg. 1890, S. 194 f.)

73, 10 ff. Ein Epigramm auf den ungarischen Dichter Baron Eötvös und seinen Roman: „Der Dorfnotar." Werke[5] III, 218. — 14 Shakespeare-Feier: Feier des 300jährigen Geburtstages im April 1864.

1161. Wartenegg, S. 60 ff.

1162. Kuh[1], S. 222.

1163. Zu Grillparzers achtzigstem Geburtstage. Verfaßt von Ludwig Ehn. 1871 (Separatabdruck aus dem „Badener Bote"). Druck von F. Grätz in Baden. — Im Verlage des Verfassers.

Der eigenhändig geschriebene Meldeschein aus dem Jahre 1864 hat sich erhalten und ist mir von Herrn Paul Tausig mitgeteilt worden: „Franz Grillparzer, k. k. Hofrath; 73 Jahre alt; katholisch; Geburtsort Wien; ansässig in Wien; Allein; Dauer des

Aufenthaltes zwei Monate; ohne Dienstboten; Tag der Ankunft 4. Juli." Grillparzer blieb in diesem Jahre bis 26. August und wohnte bei Frau Mina Amor im Hause Theresiengasse Nr. 34 (heute Nr. 10), dem Herzogshofe gegenüber. Grillparzers Aufenthalte in Baden sind zusammengestellt von Hermann Rollett „Beiträge zur Chronik der Stadt Baden", VII. Teil, S. 71 ff.

76, 1 Fräulein Seidl, Antonie Seidel feierte im Jahre 1909 ihr fünfzigjähriges Jubiläum als Verschleißerin in der Trinkhalle (Badener Zeitung, 7. August 1909). Herr Paul Taussig teilt mir aus einer Unterredung mit ihr folgendes mit: Grillparzer verkehrte sehr gerne mit ihr, kam stets zu ihr in die Trinkhalle, jedoch ohne zu trinken, nur um zu plaudern; er verstand sie nämlich ausgezeichnet, trotzdem sie nicht sonderlich laut sprach. Er las ihr die Worte von den Lippen ab. Er fragte sie um Auskünfte — meist im halben Dialekt. Er ging nur in den Kurpark, wo er seine bestimmte Bank hatte, auf der er immer verträumt und in sich gekehrt saß. Wurde der Park einmal oder das andere Mal abends eines Festes wegen abgesperrt, dann mußte er schon früher in den Herzogshof wandern, wie er sagte: „Wo ich halt wie ein Gefangener bin." Er wollte nirgends anders hingehen. Sie schlug ihm den Doblhoff-Garten vor, doch sagte er, er gehe nicht gerne aus, weil er seiner Schwerhörigkeit wegen vor dem Überfahrenwerden Furcht habe. Eines Tages gab man in Baden „Die Ahnfrau". Man wollte ihn durchaus ins Theater ziehen, er aber lehnte entschieden ab. Die Seidl ging hin und als sie ihm Tags darauf ihren Theaterbesuch erzählte und von dem Stück sprach, meinte er, dies sei „nur ein abgerissener Fetzen". Auch im Wiener Burgtheater war sie einmal bei „Hero und Leander", wo sie (so voll war das Haus) hoch oben in der letzten Galerie auf einem an zwei Eisenstangen angespannten Schnupftuch sich anhielt. Sie erzählte es ihm, was er lachend anhörte. Er lächelte nur selten, war stets ernst. Man sprach einmal vom Heiraten. Da meinte er: „Früher waren Hindernisse vorhanden und jetzt bin ich schon zu alt." Er kam durch etwa zehn Jahre jeden Sommer zu ihr.

1164. Ungedruckt.

Hier ist einzuschieben trotz mancher Unrichtigkeiten und novellistischer Ausschmückungen:

„Wie Grillparzer zur Sappho und Medea kam.“ Von Josef Weilen. (Die Neue Zeit. Olmützer Zeitung, 2. und 4. Dez. 1864. 17. Jahrg. Nr. 276, 278. Feuilleton.)

„ . . . Vielleicht dürfte die Mitteilung von Interesse sein, welche in scheinbar unbedeutenden Anlässen und Stimmungen den Keim zu Grillparzers „Sappho“ und „Medea“ reifen machten. [so!]

Es war im Jahre 1818. — Durch die „Ahnfrau“ war der 27jährige Grillparzer in wenigen Tagen zu einem berühmten Dichter geworden! Die Wirkung dieses Stückes war eine außerordentliche. Jung und Alt wiederholte die Verse Jaromirs, diese Verse voll süßer Kraft, ohrenbestrickenden Reizes. Freilich ließ auch eine scharfe Kritik ihr Verdammungsurteil vernehmen und bannte den jungen Poeten in den Kreis der „Schicksalsdichter“, einen Kreis, aus welchem ihn selbst berühmte Literatur-Historiker der Gegenwart noch immer nicht erlöst haben und dort feststehen lassen! —

Dem dramatischen Dichter, der einen großen Erfolg errungen, geht es nach seinem Sukzeß ungefähr wie demjenigen, der einen großen Treffer aus irgendeiner Lotterie gemacht. — Freunde drängen sich mit Ratschlägen an sie, an den Einen, wie er sein Geld zweckmäßig anlegen, an den Anderen, wie er den gewonnen[en] Triumph in einem neuen Produkte, zu dem sie ihm großmütig das Sujet anbieten, noch glänzender dokumentieren kann!

Grillparzer, immer eine scheue, stillebige Natur, wies mit unmutigem Lächeln die weisen, poetischen Daniels von sich.

Wohl lebte in ihm eine neue Schöpfungslust — wohl fühlte er den Drang, in einem zweiten dramatischen Gedichte darzulegen, wie sehr man ihn verkannt, wenn man glaubte: das Fatum sei für ihn der Ausdruck tragischer Schuld; unter heiterem Himmel, einfachen Verhältnissen wollte er das vernichtende Verhängnis aus der Brust seines Helden, und nur aus dieser allein emporwachsen lassen!

Aber noch immer wollte sich nicht, wie sehr er sich auch mühte, ein ihn fesselndes Sujet darbieten!

Da ging er eines heißen Juliabends 1818 in den Prater und nahe am Eingange stand ein alter Herr, Hr. J. . . . [Joël], gutmütig, geschwätzig, ein alter Bekannter, der sich ihm zur Be-

gleitung anbot. Im Laufe des Gespräches meinte J.: „Ich hätte für Sie einen trefflichen Stoff für einen Operntext! Sie sollten ihn schreiben, Beethoven ihn komponieren!"

„Und das wäre?" fragte unser Dichter lächelnd.

„Sappho! ihre Liebe, ihre Täuschung, ihr Tod!" — Und nun setzte ihm der alte Herr gemütlich auseinander, wie er sich diesen Operntext denke.

Hörte ihm Grillparzer zu? — hörte er ihn nicht? Der Blitzstrahl hatte gezuckt, getroffen! Es loderte, glühte, flammte in ihm! — — Nie bis zu dieser Stunde hatte er sich mit der unglücklichen griechischen Dichterin anders beschäftigt, als um ihre Oden im Original zu lesen und zu bewundern.

Da, auf Einmal — bei dem Nennen ihres Namens aus dem Munde des guten Alten stieg ihr ganzes Leben, Lieben vor seinem Geiste auf, er sah sie vor sich in ihrem Unglück und in ihrer Schöne, Situation um Situation, Szene um Szene! —

Der alte Herr hatte fortgesprochen, ein ganzes Szenarium entworfen — und da G. noch immer nicht antwortete, ihn wie abwesend anstarrte, faßte ihn endlich J. am Arme und fragte triumphierend:

„Na — ist das ein Operntext?"

„Eine Tragödie ist's!" rief Grillparzer und entfernt sich rasch, sich in die dichtbewaldeten Partien des Praters verlierend. Verdutzt und kopfschüttelnd sah unser alter J. ihm nach.

Der Dichter aber wandelte, rannte, flog durch zwei Stunden im Prater herum, von diesem Wege zu jenem — und der Himmel war mit Sternen bedeckt, als er fiebernd heimeilte, ein Buch Papier ergriff und weit über Mitternacht hinaus rastlos schrieb und schrieb. — Der erste Akt war fertig, in 14 Tagen das ganze Stück.

Armer alter J. . . .! Du liegst nun schon seit 30 Jahren in deinem Grabe — und niemand ahnte es, du selbst hattest es vergessen, daß wir deinem liebenswürdigen zudringlichen Geschwätz vielleicht die Anregung zu einem Meisterstücke verdanken, das noch dauern wird, wenn von deinem Gebein kein Stückchen mehr zu finden ist.

In ebenso eigentümlicher Weise wie zur „Ahnfrau" [gemeint ist: „Sappho"] wurde in Grillparzer der Gedanke rege,

die Argonautenfahrt und das Schicksal Medeas zum Inhalt einer großen, die Zeit eines Bühnenabends weit überschreitenden Bühnendichtung zu machen.

Die Mutter Grillparzers, von ihm mit fast abgöttischer Verehrung geliebt, war erkrankt — eine Badekur in Baden wurde ihr dringend von den Ärzten verordnet.

Der zärtliche sorgsame Sohn ließ alles für die Bequemlichkeit einer Kranken im Badeorte Dienliche auf einen Wagen laden, er selbst machte sich mit diesem . . . auf den Weg, um Quartier aufzunehmen und dieses für die kranke Mutter, die am andern Tage nachfolgen sollte, bestens bereit zu machen.

Mitten auf dem Wege brach ein furchtbares Gewitter los! Grillparzer mußte sich mit seinem Gefährte in ein einsames Wirtshaus flüchten! — Es wurde Abend, immer dichter strömte der Regen und jeder sich entladenden Wetterwolke folgte eine neue, schwärzere am Himmel! — An ein Weiterfahren für diesen Abend war nicht zu denken; der Dichter mußte sich entschließen, in dem unheimlichen Gasthofe zu übernachten.

Unmutig ging G. in der Wirtsstube auf und ab. Der Donner grollte, der Sturmwind schlug die Regenströme laut klatschend an die Fensterscheiben, Blitze zuckten.

„Ist gar kein Buch zur Hand, in dem man lesen könnte, sich etwas zu zerstreuen?" fragte der Dichter.

Nach langem Suchen fand sich hinter dem Ofen ein abgerissenes Büchlein, eines jener naiven Volksbücher, wie sie noch jetzt mit der Angabe: „Gedruckt in diesem Jahre" auf Jahrmärkten ꝛc. verkauft werden. Es enthielt die „Geschichte des schönen Jason und der wilden Königs-Tochter Medea".

Grillparzer, von Jugend auf in der Sagenwelt der Griechen wie in ihren Poesien heimisch, nahm lächelnd das Buch in die Hand, wie etwa ein Erwachsener ein Kinderspielzeug.

Er las und las es zu Ende, das Buch entfiel seiner Hand — und sinnend blickte er hinaus mit den treuen, sprechenden, blauen Augen in das unheimliche Wetter. Lange, lange saß er da — und als er sich erhob, hatte er bereits den Stoff einer gewaltigen Tragödie empfangen, aufgenommen und innerlich durchlebt: „Das goldene Vließ" hatte G. in der ärmlichen Wirtsstube unweit Baden gefunden.

Hätte er „Medea" nie geschrieben, wenn dieser Zwischenfall ihn nicht zu unfreiwilliger Rast genötigt!? — wenn dort nicht jenes Buch in seine Hand gefallen wäre? — . . .

Noch eine interessante und für die Zeiten, die gewesen, höchst charakteristische Grillparzer-Anekdote mag hier erzählt sein. Die Anekdote kommt aus des Dichters eigenem Munde — und betrifft die erste Aufführung des „Ottokar".

Die Tragödie, welche heute als die glänzendste Glorifikation der Habsburgdynastie betrachtet wird, wurde von der Theaterzensur, da sie ihr unterbreitet ward, als staatsgefährlich mit dem Damnatur belegt. Grillparzer wendete sich an die berühmte Feder Metternichs, an den Hofrat Gentz, wohl hoffend, der prinzipien- und darum auch vorurteilslose Sinn dieses Mannes werde die kleinlichen Bedenken der Zensurstelle unmöglich teilen. Aber er täuschte sich. Gentz empfing ihn in seinem luxuriösen Bette, die seidene Schlafmütze über das empfindliche Haupt gezogen und sieht ihn ungnädig an, wie etwa einen Revolutionär, der da gekommen sei, mit einer ungestümen Forderung den raffinierten Lebenskünstler aus der Behaglichkeit dieses Daseins unter der seidenen Schlafhaube herauszustürmen. Der Ottokar schien für die Bühne verloren.

Da griff aber ein Deus, oder richtiger eine Dea ex machina rettend ein. Die Gemahlin des Kaisers Franz, die Kaiserin Karoline Auguste, las gerne Theatermanuskripte, die ihr von der Zensurbehörde nach Wunsch zugeschickt werden mußten, so geschah es auch einmal, daß die Kaiserin durch ein leichtes Unwohlsein an ihr Zimmer gefesselt war. Unter den ihr zugesandten Stücken befand sich „König Ottokars Glück und Ende". Die Fürstin las und je mehr sie las, desto tiefer wurde sie von der Gewalt der Dichtung ergriffen und desto lebhafter erkannte sie die spezielle Bedeutung, welche dieses Werk für das österreichische Hoftheater haben mußte. Des andern Morgens gleich eilte sie zum Kaiser Franz mit dem Buche und bat ihn, dasselbe rasch zu lesen, da das Stück schon zu Ehren des kaiserlichen Hauses aufgeführt werden müsse und es völlig unbegreiflich sei, wie die Zensur auf den Gedanken eines Verbotes geraten konnte. Kaiser Franz las, schien aber keineswegs so unbedingt der Ansicht seiner Gemahlin

zu sein. „Wenn meine Herren was an dem Stücke gefunden haben" meinte er, „so muß was daran sein" — etwas Unrechtes nämlich: „indessen'" fügte er hinzu, „da es der aparte Wunsch Ihrer Majestät sei," das Trauerspiel im Burgtheater zu sehen, so möge es darum sein. Und der Kaiser ließ den Befehl zur Aufführung an das Oberstkämmer[er]amt gelangen. Hätte nicht der Zufall solcher Art eingegriffen, der „Ottokar" läge vielleicht, bei der so überaus reservierten und fast schüchternen Natur Grillparzers, heute noch im Staube der Theaterarchive."

Im „Wiener Almanach" (Jahrbuch für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgeber: Jaques Jaeger. Wien und Leipzig. S. Bensinger, 1901, 10. Jahrgang, S. 15) ist das Epigramm, „Uni're Kritiker", die neuen [Werke[5] III, S. 201] mit dem Datum: Wien, 1864 und mit folgender Anmerkung mitgeteilt:

„Der Schriftstellerin Herma Cziglér von Eny-Vecsö (Wien) ins Album. Die genannte Dame war zu dieser Zeit Herausgeberin der vom königl.-ungar. Unterrichtsministerium subventionierten Monatsschrift ‚Fata Morgana' und vielleicht die einzige unter den zeitgenössischen Schriftstellerinnen, welcher Grillparzer in herzlich väterlicher Freundschaft zugetan war."

1165. Wiener Bilder und Büsten. Eine Festgabe zum dritten deutschen Bundesschießen von Michael Klapp. Zweite Auflage. Troppau, 1868. Verlag von H. Kolck. S. 121 ff.

1166. Wartenegg, S. 61 ff. — 78, $_{22\cdot 23}$ Wartenegg's Trauerspiel „Andreas Paumkircher" erschien erst im Druck Wien 1878, zum ersten Male aufgeführt im Burgtheater am 29. April 1878.

1167. Ungedruckt.

1168. Stammbuchblätter. Erinnerungen aus meinem Leben von Herrmann Josef Landau. (Als Manuskript gedruckt.) Prag 1875, 203/5. Hermann Landau, geb. am 19. Juni 1815 in Prag, daselbst gestorben im Februar 1889.

1169. Littrow-Bischoff, S. 20 ff.

83, $_{15}$ Teplitz: er reiste am 3. Juni 1865 nach Teplitz, und am 6. Juli nach Wien zurück. — 86, Z. 1 ff. das Wiener Kaiser Joseph-Denkmal, von Franz Zauner, wurde am 24. September 1806 enthüllt. — $_{9}$ Der Leopoldsorden wurde von Kaiser

Franz I. zum Andenken an seinen Vater Leopold II. am 8. Januar 1808 gestiftet.

1170. Mir von A. v. Weilen mitgeteilt. Wiederholt: Grazer Zeitung, 23. Juli 1865, Nr. 167, Morgenblatt. — In Baden war er vom 15. Juli bis 2. August 1865.

87, 8. 9 Pfarrer Hausknecht: Justus Christoph Georg Hausknecht, geb. zu Frankfurt a. M. 10. März 1792, seit 1816 Prediger und Katechet bei der evangelischen Gemeinde helvetischer Konfession in Wien, seit 1818 Superintendent; gest. 27. September 1834. Wurzbach VIII, 88f. — 9 Superintendent Wächter: Johann Wächter, geb. zu Zeben in Ober-Ungarn 5. Dezember 1767, seit 1792 in Wien, seit 1805 Superintendent, gest. 26. April 1827. Goedekes Grundriß VII, 94 ff.

86, Z. 5 ff. v. u. Seine Brüder haben ... Protestantinnen geheiratet: Erzherzog Joseph (1776—1847) vermählte sich in zweiter Ehe 1815 mit Hermine (1797—1817), Tochter des Herzogs Viktor Karl Friedrich von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, in dritter Ehe 24. August 1819 mit Maria Dorothea (1800—1855), Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg; Erzherzog Karl am 17. September 1815 mit Henriette von Nassau-Weilburg (1799—1829). Vgl. Georg Loesche, Die evangelischen Fürstinnen im Hause Habsburg. Wien 1894, S. 34 ff., S. 39 ff., S. 41 ff.

1171. Ungedruckt. Handschrift in der Generalintendanz der Hoftheater in Wien. Mir von A. v. Weilen mitgeteilt.

1172. Jahrbuch IX, S. 249 ff. „Ahasver in Rom" erschien im September 1865.

1173. Littrow-Bischoff, S. 33 ff.

98, 9 ff. „Furioso": Erzählungen eines rheinischen Chronisten von Müller v. Königswinter, 2 Bände. 1860/61.

99, 7 ff. Die Herausgabe einer vielfach unechten Korrespondenz der Marie Antoinette (von Feuillet de Conches und Hunolstein) veranlaßte Arneth, den echten Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette zu veröffentlichen (Wien 1865).

100, 19 „Von Ayrenhoff bis Grillparzer. Zur Geschichte des Dramas in Österreich": Österreichische Revue 1864.

1174. Vgl. zu Nr. 1049.

1175. Nr. 293. Mit folgender Einleitung: „Kaiser Maxi-

milian und Grillparzer. *Aus Österreich. Eine Dame, die während der vier Jahre des mexikanischen Kaiserreichs fortwährend in Briefwechsel mit Kaiser Maximilian stand, hat jetzt ihre eigenen Briefe, die der unglückliche Monarch aufbewahrt, aus Mexiko zurück erhalten und uns erlaubt, folgende Stelle mitzuteilen, gegen deren Veröffentlichung der edle Mann, von dem sie handelt, gewiß nichts einzuwenden haben wird. — Der Brief ist dann übergegangen in das Buch von Fr. v. Hellwald, Maximilian I., Kaiser von Mexiko; sein Leben, Wirken und sein Tod (Wien 1869, daraus wiederholt in der Neuen Freien Presse 1868, Nr. 1517 und in anderen Blättern, auch Jahrbuch I, 350.

Erzherzog Max war am 14. April 1864 von Triest abgegangen, Ende Mai in Veracruz angekommen, am 12. Juni in der Hauptstadt Mexiko angekommen, wurde aber in heftige Kämpfe verwickelt, die 1867 zu seinem Untergang führten.

1176. Zuerst ungenau: Frankl[1] S. 31 f. — Von Zimmermann selbst veröffentlicht: Jahrbuch IV, 343 ff. Vgl. zu Nr. 1173.

104, 6 Aus einem unvollendeten Drama „Esther" von Franz Grillparzer: Dichterbuch aus Oestreich, herausgegeben von Emil Kuh. Wien 1863, S. 147, 190. — 7 Die letzte Szene des zweiten Aktes: Werke[5], VIII, 253 ff.

1177. Vgl. zu Nr. 1049. — 108, 15 Betty Paoli: Otto Ludwig. (Neue Freie Presse Nr. 489 und Nr. 490, 10. und 11. Januar 1866): „Sein Verhältnis zu Shakespeare und unseren beiden deutschen Dichtergrößen faßte Ludwig in die wenigen Worte zusammen: ‚Nachdem ich ihrem Studium viele Jahre gewidmet habe, ergeht es mir mit ihnen folgendermaßen: Goethe ist mir immer gleich groß geblieben, Schiller ist mir im Werte gesunken, Shakespeare himmelhoch gestiegen.'" Betty Paolys Gesammelte Aufsätze . . . hg. von Helene Bettelheim-Gabillon. (Schriften des Lit. Vereins in Wien, IX) S. 191.

1178. Vgl. oben S. 140. Nr. 1184.

1179. Littrow-Bischoff, S. 39 ff.

112, 24 Heinrich Auschütz. Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. Nach eigenhändigen Aufzeichnungen und mündlichen Mitteilungen. Wien 1866, S. 340 f. Rede am Grabe Beethovens.

114. 26 Clara Wieck und Beethoven: Werke[5] I, 237. Erster Druck: Wiener Zeitschrift 1838.

1180. Mir von A. v. Weilen mitgeteilt.

1181. Vgl. zu Nr. 1175. Emilie v. Binzer teilte die Briefstelle am 10. März 1866 Grillparzer mit: Jahrbuch I, 81.

1182. Littrow-Bischoff, S. 47 ff.

124, l. Z. v. u. Karl Wilhelm Lucas, geb. 1803 in Berlin, seit 1834 am Burgtheater, gest. 4. Dezember 1857. — Fichtner hatte sich 1865 von der Bühne zurückgezogen. — Marie Boßler, geb. 1835 zu Bleichrode, seit 1854 am Burgtheater, schied am 12. Oktober 1861 aus und verheiratete sich mit Friedrich Freiherrn v. Bruck. — Julie Rettich war am 16. September 1865 zum letzten Male aufgetreten, starb am 11. April 1866. — 125, $_{20}$ Ludwig Wothe, geb. 1790, seit 1811 am Burgtheater, 1850 pensioniert, gest. 26. August 1869. — 129, $_{27}$ Bogumil Dawison (1818—1872) war von 1849 bis Ende 1853 am Burgtheater engagiert. — $_{28}$ Eduard Boas, Dichter und Literarhistoriker, geb. 18. Januar 1815 in Landsberg an der Warthe, gest. ebenda 29. Juni 1853.

1183. Nr. 57. Abendblatt. Mir von A. v. Weilen mitgeteilt. — Grillparzers Brief vom 16. Februar 1866 war mitgeteilt im Local-Anzeiger der Presse. Beilage zu Nr. 51. Wien, 22. Februar 1866. Briefe und Tagebücher I, 266.

1184. Littrow-Bischoff, S. 62 ff.

132, $_{16}$ Melchior Meyr (1810—1871), Gespräche mit einem Grobian. Leipzig 1866 (anonym erschienen).

1185. Littrow-Bischoff, S. 72 ff.

145, Z. 5 v. u. Franz Bacherl (1808—1869), ein bayrischer Schullehrer wollte Friedrich Halm das geistige Eigentum an seinem „Fechter von Ravenna" streitig machen. Sein Trauerspiel „Die Cherusker in Rom" war 1856 erschienen. — 146, $_{21f.}$ Die gleiche Göttlingische Abhandlung, Gesammelte Abhandlungen aus dem classischen Alterthume von C. W. Goettling. Erster Band, Halle 1851, S. 380 ff. Thusnelda, Arminius' Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus (1846 selbständig erschienen). — Vgl. Otto von Schorn, Die Autorschaft des Fechters von Ravenna. Düsseldorf 1856 und Hermann Petersen, Friedrich Halm „Der Fechter von Ravenna", Diss. Marburg 1910. — Z. 2 v. u. Bernuläus: Nicolaus Bernuläus, ein neulateinischer Dichter des 17. Jahrhunderts, geb. 10. April 1583 in dem luxemburgi-

schen Flecken Robelmont, gest. in Löwen am 6. Januar 1649; Joanna Darcia, vulgo puella Aurelianensis, Löwen 1629; Fritlandus, Löwen 1637 (gespielt im Herbst 1636). Vgl. Göttling, De N. Vernulaeo Schilleri antecessore in tragoediis viraginis Aurelianensis et Wallensteinii. Univ.-Progr. Jena 1862 (der Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung" vielleicht bei dieser Gelegenheit). — Allg. Deutsche Biographie, XXXIX, S. 628 ff. Vernulaus hat auch einen „Ottocarus Bohemiae rex" geschrieben (Löwen 1626).

1186. Littrow-Bischoff, S. 81 ff.

1187. Nr. 316. Beilage, in einer Theaterplauderei. Mir von A. v. Weilen mitgeteilt.

1188. Nr. 476. Wochenchronik. Mir von A. v. Weilen mitgeteilt.

1189. Littrow-Bischoff, S. 91 ff.

1190. Littrow-Bischoff, S. 98 ff.

165, 14 In Wolfgang Menzels Buch „Die deutsche Literatur", Stuttgart 1828, kommt Grillparzers Name nicht vor, obwohl die Schicksalstragödie in allen Tonarten schlecht gemacht wird. In der zweiten Auflage: „Die deutsche Literatur" von Wolfgang Menzel. Zweite vermehrte Auflage. Vierter und letzter Teil. Stuttgart 1836, heißt es nach einem vernichtenden Urteil über die Schicksalstragödie S. 229: „Er [Müllner] fand gleichwohl viele Nachnahmer. Zuerst Grillparzer, dessen „Ahnfrau", die als Geist spuckt [so!], bis ihre Schuld durch den Untergang ihres Namens gebüßt ist, wie in der Tendenz, so in den spanischen Trochäen ganz müllnerisch war und dasselbe Glück auf der deutschen Bühne machte, wie ‚Die Schuld' Müllners. Doch hat Grillparzer diese abgeschmackte Manier wieder verlassen, um sich dem historischen Trauerspiel, der Tendenz und der Versart Schillers zuzuwenden. Auch Houwald ahmte Müllner nach . . . Mörtl . . ." In seinem Buche „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit". Dritter Band. Stuttgart 1859, heißt es S. 379: „Auf Müllner folgte Franz Grillparzer in Wien 1817 mit seinem Trauerspiel „Die Ahnfrau", gleich der Schuld ein Schicksalsstück in Trochäen. [Inhalt.] Grillparzer wagte sich an antike Stoffe, Sappho, Medea, Hero und Leander, aber ohne Geist mit sentimentaler Phraseologie, wie auch seine Oper

„Melusine". Auch sein „Ottokar" ist nur eine Ovation für die habsburgische Dynastie, sein „Der Traum im Leben" [so!] nur Nachahmung eines französischen Stückes. [Inhalt] „Der treue Diener seines Herrn" von Grillparzer ist die Mißhandlung eines edlen historischen Stoffes. [Erzählung] So berichtet die Geschichte. Grillparzer aber hat sich nicht geschämt, aus dem Manne, der die Ehre seines Weibes so schrecklich rächte, ein serviles Ideal zu machen, einen Hahnrei, der es sich zur Ehre schätzte, für seinen König Schmach zu leiden, und der den Schänder seines Weibes selbst gegen das Volk, daß ihn zerreißen will, in Schutz nimmt, weil es der Schwager Sr. Majestät ist. Grillparzer schrieb dieses Stück, womit er seine Muse entweiht hat, in der Zeit, in welcher das Prinzip der Legitimität auf den europäischen Kongressen in schroffester Einseitigkeit geltend gemacht wurde. Besser ist Grillparzers Lustspiel „Weh dem, der lügt". [Inhalt.] Die Charaktere sind trefflich gezeichnet, die Behandlung nur etwas breit. Es folgen noch viele Schicksalstragödien. Therese v. Artner . . . Theodor Mörtl . . . A. G. Freiherr v. Maltitz . . . Otto Ludwig . . . Houwald . . ."

1191. Littrow-Bischoff, S. 120 ff.

185, 12 Ferdinand v. Saar: Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel in 2 Abteilungen: Hildebrand. — Heinrichs Tod 1863—67.

1192. Österreichische Rundschau, Band XVI, Heft 3, 1. August 1908. S. 198. Briefe von Ferdinand v. Saar. Mitgeteilt von Dr. Moritz Necker. — 193, 1 ff. Frankl Nr. 16 teilt diesen Ausspruch ohne Nennung des Gewährsmannes in folgender Form mit: „Ein schönes Talent, nur greift er die Sache verkehrt an. Da, wo es historisch sein sollte, stellt er poetisch sentimental und wo das Poetische am Platz wäre, historisch dar. So erscheint der Papst statt als historische Figur, poetisch verliebt, und wo das Poetische zutage treten sollte, hängt sich historischer Ballast an." (Frankl[1] und Frankl[2] weggelassen!)

1193. Ungedruckt. Sammlung Weilen. Franz Wallner, eigentlich Leidesdorf, geb. 25. September 1810 in Wien, gest. 19. Januar 1876; Theaterdirektor. Das Stammbuchblatt, mitgeteilt: Fremdenblatt, Wien 1869, Nr. 7. Die Verse sind älter: Werke[5], III, S. 65.

Hier ist einzufügen:

Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft. Hg. von E. Dohm und J. Rodenberg. Bd. VIII. Leipzig o. J. [Oktober 1871] S. 556/63: Zur Erinnerung an Moritz von Schwind. Von Wolfgang Müller von Königswinter. [Berichtet gegen Schluß seines Aufsatzes über sein letztes Zusammentreffen mit Schwind am 23. Mai 1867 in Wien. Dann heißt es S. 563:]

„Als wir schieden, brachte er mich zu Grillparzer, dessen persönliche Bekanntschaft ich ihm verdanke: Alle Anderen hatten mir abgeraten, er machte mir Mut, den Nestor der österreichischen Poeten zu sehen, der ihn nun doch überlebt hat." Vgl. Jahrbuch XIII, 155.

1194. Nr. 145. Anonymer Aufsatz, wohl von Sigmund Schlesinger. Von A. v. Weilen mitgeteilt.

Hier wäre zu erwähnen eine Eintragung in Bauernfelds Tagebuch, Ischl, 14. August 1867: „Sehr verstimmt, bringe nichts zu Stande. Die gewöhnliche Sommerdummheit . . . Wunderschöne Tage, nur weiß ich nichts mit ihnen anzufangen. . . . Wie oft habe ich mich an Grillparzer erinnert, den das Lesen schon vor vielen Jahren nicht mehr freute. Aber mich freut auch das Schreiben nicht mehr." (Neue Freie Presse, 18. September 1898, Nr. 12238. Bauernfeld und seine Tagebücher. Mitgeteilt von Clara Schreiber.)

1195. Nr. 167. Wiederholt: Neue Freie Presse, Nr. 1074, 28. August 1867. Von A. v. Weilen mitgeteilt.

1196. Nr. 1085. Feuilleton. Wiener Chronik.

1198. Nr. 187. Mir von A. v. Weilen mitgeteilt. Auch von Laube (Das Burgtheater, Leipzig 1868, S. 202) in folgender Form erzählt: „Grillparzer sagte mir neulich von einem deutschen Theater-Direktor, der die ganze Reihe von diesen ‚Historien' auf sein Theater gebracht: ‚Der Mann hat mir dadurch deutlich bewiesen, daß er kein guter Theater-Direktor ist.' Laubes Geschichte des Burgtheaters erschien zuerst in Feuilletons der Neuen Freien Presse 1867; also ist wohl seine Mitteilung die ursprüngliche. Die Weimarer Aufführung der Königsdramen fällt ins Jahr 1864. Am 1. Oktober 1867 übernahm Dingelstedt die Leitung des Hofoperntheaters in Wien.

1200. Karl v. Thaler: Franz Grillparzer: Der Salon ... Herausgegeben von Ernst Dohm und Julius Rodenberg, Bd. 7

(1871), S. 615 f. Der erste Jahrgang des Concordiakalenders ist 1868 erschienen, also 1867 vorbereitet worden. Eine ältere Reihe dieses Kalenders, die aber hier nicht gemeint sein kann, hatte 1861 begonnen.

1201. Littrow-Bischoff, S. 130 ff.

202, Z. 4 v. u. Die Erzherzogin Mathilde, Tochter des Erzherzog Albrecht, starb an Brandwunden, die sie sich infolge einer Unvorsichtigkeit zugezogen hatte.

1202. Jahrbuch XIII, 154.

Joseph Weilen berichtet in seinem Aufsatz „Grillparzers Sappho" (Die Gartenlaube 1879, Nr. 21, S. 355): „Fünfzig Jahre später [nach der Entstehung der Sappho, also 1867] zeigte mir der Dichter in dem herrlichen, säulengeschmückten, mit den wunderbaren Fresken Grauns gezierten großen Bibliotheksaale die Stelle, wo er damals gestanden und dem Bücherschranke eine griechische Anthologie entnommen, welche die Bruchstücke der muthmaßlich Sappho'schen Gedichte enthielt. Dort hatte er, wie er versicherte, aus dem Stegreife und mit zitternder Hand die schönen Verse übersetzt, welche den Schluß des ersten Aktes seiner Tragödie bilden.

‚Golden-thronende Aphrodite . . .'"

1203. Herr Moritz Mandl, Redakteur des Fremdenblattes, hatte die Güte, mir über seinen Besuch bei Grillparzer genau Auskunft zu geben und mir das unter III. abgedruckte Manuskript anzuvertrauen. Mandls Feuilleton zum 80. Geburtstag Grillparzers ist oben, Band I, S. 166, abgedruckt als Nr. 9.

I. Neue Freie Presse, Nr. 1212, 15. Januar 1868. Feuilleton: Zur Würdigung Franz Grillparzers. Zum 15. Januar 1868. Unterzeichnet: M. M.

II. Nr. 7557/8. Mir von A. v. Weilen mitgeteilt.

III. Ungedruckt.

1204. Littrow-Bischoff, S. 140 f.

218, Z. 2 v. u. einer uns nah stehenden Dilettantin: der Tochter von Frau v. Littrow-Bischoff, Ella, vermählten v. Lang.

1205. Karl Emil Franzos, Zu Grillparzers hundertstem Geburtstag: Deutsche Dichtung. Berlin 1891, 9. Band, S. 184.

1206. I. Frankl, Nr. 20, Frankl[1], S. 59, wenig verändert. 221, $_{22}$ fast fehlt später.

II. Nr. 80.

III. Nr. 81.

1207. I. Nr. 82.

II. Grillparzers Wiedergeburt. Zum fünfundzwanzigsten Todestage des Dichters. Von Alfred Klaar. Neues Wiener Tagblatt, Wien, 21. Jänner 1897, Nr. 21, Feuilleton.

1208. Littrow-Bischoff, S. 142 ff.

1209. Frankl, Nr. 15; Frankl[1], S. 28 ff. mit folgenden Veränderungen: 234, $_{16}$ zu sagen bis $_{24}$ sein.] meine Bewunderung auszusprechen — $_{25}$ daß bis $_{26}$ hat fehlt — $_{26}$ mir gefällt's auch] mir gefällt das Fragment auch — 235, $_{1-5}$ fehlt — $_{13}$ predigerhaft fehlt — $_{14}$ und bis $_{16}$ wird! fehlt — $_{26}$ und bis $_{27}$ schreibt! fehlt — 236, $_{4}$ Dieselben] Diese — lustig] lästig Or.

1210. Nr. 1291. Abendblatt. Kleine Chronik. Auch: Fremdenblatt, Nr. 92, 2. April 1868. Der Gewährsmann ist wohl L. A. Frankl. Die Anregung zum Schillerdenkmal ging Januar 1868 von L. A. Frankl aus; das Komitee, dessen Präsident Auersperg, dessen Vizepräsident Frankl war, hatte am 7. März seine erste Versammlung; der Aufruf wurde von Auersperg entworfen und am 21. März von dem Komitee in Abwesenheit des Verfassers beraten und genehmigt. Vgl. das Schiller-Denkmal in Wien. Bericht des Komitees. Wien 1876. Briefwechsel zwischen A. Grün und L. A. Frankl, S. 260 f.

1211. Nach der Handschrift. 237, $_{3}$ Beim Erzherzog Albrecht: In der Kupferstich- und Handzeichnungensammlung des Erzherzog Albrecht (Albertina), deren Vorstand der Kunsthistoriker Moritz Thausing (1838—1884) damals war. — Die beiden Aussprüche von S. 237, Z. 16 an teilt Wilhelm Scherer, Vorträge und Aufsätze S. 260, wie es scheint nach Thausings eigener Erzählung, ohne bedeutendere Abweichung mit. — Zu Z. 23 ff. kann man Nietzsches Ausspruch vergleichen (XV, 444). „Hat man bemerkt, daß im Himmel alle interessanten Menschen fehlen."

1212. Littrow-Bischoff, S. 153 ff. Am 29. März 1868 wurde das Fragment Esther zum ersten Male aufgeführt in einer großen Akademie zum Besten des Vereines zur Unterstützung dürftiger Studierender an der Wiener Handels-Akademie und am 28. und

29. April, 3., 6., 13. und 21. Mai im Hofburgtheater wiederholt. — 243, 16ff. Die Heirat des Erzherzog Karl, vgl. oben zu Nr. 1170. Erzherzogin Henriette starb am 29. Dezember 1829. Der „Neue Nekrolog der Deutschen". Siebenter Jahrgang, 1829. Zweiter Theil. Ilmenau 1831, S. 364 f. berichtet nach dem „Bazar" vom 3. Januar 1830 folgendes über ihre Beisetzung: „Eine in die Tage der Ketzergerichte zurückversetzende Katastrophe, hat über einen schmerzlichen Trauerfall erhöhete Trauer in das theure Kaiserhaus, und die lebhafteste Indignation ins gesammte Publikum gebracht. — Ein roher Fanatismus, den sich vor 200 Jahren kaum ein Cardinal Clesel erlaubt haben würde, war auf dem Punkte, der Enkelin Adolphs von Nassau, der dem ersten Habsburg als Kaiser folgte, der Gemahlin des Siegers von Amberg, Würzburg, Ostrach, Stockach, Mannheim, Zürich, Caldiero, Aspern ein anständiges Begräbniß und die ihr gebührende Stelle in der Kaisergruft zu versagen! — An dem Sarge einer vielgeliebten und tugendreichen Prinzessin sollten sich die Scenen wiederholen, die man allenfalls in Paris bei der Bestattung beliebter Schauspieler und Tänzer bemitleidet und belächelt. Nach alter Sitte bewahrt die Gruft bei den Kapuzinern in Wien die Leichname, die Lorettokapelle bei den Augustinern das Herz, der Stephansdom die Eingeweide der verblichenen Mitglieder des Kaiserhauses. — Die Pfarrer der beiden Letztern, wie es allgemein heißt vom päpstlichen Nuntius angetrieben, weigerten sich, die irdischen Überreste einer Protestantin aufzunehmen! Die Kapuziner weigerten sich, den Leichnam durch ihre Kirche in die Gruft hinabzutragen. Leiblakaien vertraten ihren Platz. Die evangelische Geistlichkeit ward vom Burgpfarrer aus der Kirche gewiesen. Die zur Begleitung beorderten Stellen blieben aus ähnlicher Aufhetzung weg. Nur das ernste Wort des, durch sein Alter, durch seine vielen Tugenden und durch seine großen Geschicke gleich ehrwürdigen Monarchen: ‚Sie hat in Liebe mit uns gelebt, sie soll auch in Liebe unter uns ruhen!' — sicherte der unvergeßlichen Verewigten das gebührende Grab. Der tiefgebeugte, dem österreichischen Heer und der Geschichte unvergeßliche Erzherzog Karl soll auf diese Unwürdigkeiten gedroht haben, die theure Leiche bei sich zu behalten, bis bei Aspern eine eigene Kapelle für sie erbaut sei, bei eben dem Aspern, wo ohne

Unterschied auf das Glaubensbekenntniß soviel Heldenblut für die Erhaltung des aufs Aeußerste bedrohten Oestreichs geflossen ist! — Die Einmischung des Nuntius, dem nur ein diplomatischer Charakter zusteht, aber keinerlei Gerichtsbarkeit, hat Alles empört, was für die Ehre und Würde des Staates und Hauses Gefühl hat."

1213. Nr. 129. Zur Berichtigung vgl. das zu Nr. 1212 Gesagte.

1214. Littrow-Bischoff, S. 167 ff. In dem Ballett von Adalbert Gyrowetz „Das Schweizer Milchmädchen" trat Fanny Elßler mit ihrer Schwester Therese am 8. Oktober 1830 in Berlin, und nach ihrer Rückkehr Mitte Dezember auch in Wien auf, vgl. Fanny Elßler. Das Leben einer Tänzerin. Von August Ehrhard. Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. München 1910, S. 23 ff.

1215. Vgl. oben zu Nr. 1163.

1216. Jahrbuch XIV, S. 144, im Anschluß an die oben, Band IV, S. 359, mitgeteilten Stellen. — 255, $_{14}$ Ihr Büchlein: Schneeglöckchen. Gedichte. 1868.

1217. Littrow-Bischoff, S. 169. Dieses Gespräch wurde von Frau Littrow-Bischoff zuerst veröffentlicht: Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie. Zweiter Jahrgang. Wien 1873, S. 85 ff.: „Aus dem persönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer (Jänner 1869). Von Auguste von Littrow-Bischoff." Der Gleichmäßigkeit wegen habe ich auch dieses Gespräch nach dem Buche wiedergegeben, nur das genauere Datum aus den Dioskuren übernommen. Von den übrigen Abweichungen mögen hier die bedeutenderen folgen: 256, $_{9}$ Ich antwortete, daß er irre] Ich antwortete, wie diese Anführerschaft auf einem Zufall und wol nur darauf beruhe, daß ich die älteste sei, daß er aber irre — $_{25}$ was . . . passend wäre] was sich . . . eignen würde — $_{27}$ trocken] scherzend — 257 $_{7}$ gesudelt] hingesudelt — $_{8}$ diese] manche dieser — $_{9}$ ins Publikum, manche sogar fehlt — $_{17}$ Rose] Jüdin — $_{30}$ erwiderte] seufzte — 259 $_{3}$ jener Zusatz zum Titel] jener Titel — 259, Z. 3 v. u. richtige Vorstellungen] die richtigen Vorstellungen — 260, $_{2}$ da] so — $_{30}$ daß solche Mittel angewendet würden] daß solche Maßregeln dazu ergriffen würden — 261 $_{11}$ Figur] Gestalt — $_{15}$ abgenommen] abgenommen an

Corpulenz — $_{16}$ könnte] dürfte — 262 $_{14}$ Dagegen bis $_{21}$ Daß] Dagegen — verstehen Sie mich recht — nicht gegen Monumente, die ich im Gegentheile, wenn sie wahre Kunstwerke und zum Andenken großer Männer errichtet sind, für einen wichtigen Hebel betrachte, den Volksgeist zu heben, dagegen sträubt sich meine Natur, und daß — 263 $_{9\cdot10}$ daß seine Werke gekannt werden, als daß seine Gestalt gekannt sei] daß seine Werke gekannt werden und in den Häusern einer Stadt zu finden sind, als daß seine Gestalt auf dem Marktplatze derselben steht. — 264 $_{9}$ von Herzen] von ganzem Herzen.

Die Hannibalszene war unter der Überschrift: „Szene aus einem unvollendeten Trauerspiele" gedruckt in dem „Album. Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen herausgegeben von Friedrich Witthauer". Wien 1838, S. 41—48. Werke^{5}, XII, S. 123 ff. Die Aufführung fand am 21. Februar 1869 statt; die Verse für Lewinsky: Werke^{5} XII, 131. Der Plan zu einer Tragödie Hannibal scheint ins Jahr 1846 zu fallen. Vgl. das Epigramm: „An Wien, als das Gerücht gieng, ich schriebe einen Hannibal," Werke^{5} III, S. 151.

1218. Jahrbuch IV, S. 346 f.

Das „Wiener Fremdenblatt" berichtet im Morgenblatt vom 16. Jänner 1869 unter „Theater und Kunst":

„Franz Grillparzer hat für die von Damen projektierte Akademie zugunsten des Schiller-Denkmals eine Szene aus einem ungedruckten Trauerspiele „Hannibal und Scipio" zur Darstellung gewährt. In begeistertem Dank für die hochpoetische Spende hat das Komité gestern am 79. Geburtstage des verehrten Dichters, demselben einen mit einem Lorbeerkranze durchflochtenen Blumenstrauß überreicht, der von sinnigen Versen eines Komité-Mitgliedes, der Frau Gräfin Wickenburg Almassy, begleitet war. Zur Akademie, die für den 21. Februar im Hofoperntheater anberaumt ist, schreibt Anastasius Grün den Prolog und ist eine ganze Reihe von neuen poetischen und musikalischen Nummern in Vorbereitung."

1219. Fremdenblatt. Wien, 17. Jänner 1869. Morgenblatt. Vom Theater: „(Besprechung von Schaufferts ‚Schach dem Könige') . . . Während sich aber Autoren aus allen Gauen

Deutschlands herandrängen, um ihre Stücke im Burgtheater aufgeführt zu erhalten, verweigert ein vaterländischer Dichter hartnäckig seine Dichtungen. Man wird errathen haben, welchen Dichterheros wir meinen. In diesen Tagen feierte man seinen 79. Geburtstag, aber alle ihm dargebrachten Ovationen konnten ihn von dem einmal gefaßten Beschlusse nicht abbringen. Trotzdem neuerdings versucht wurde . . ."

1220. I. Briefwechsel zwischen Auersperg und Frankl, S. 283. Grün antwortete darauf (ebenda, S. 284): „Grillparzers Ausspruch, daß er die Musik höher halte als die Poesie, hat allerdings etwas Frappantes. Aber um ihn in Grillparzers Mund nicht nur erklärbar, sondern auch völlig wahr zu finden, muß man sich dessen reichen und schöpferischen Geist vergegenwärtigen, welcher jedes Tonwerk aus der eigenen Gedankenwelt zu ergänzen, zu erfüllen und zu bereichern vermag. Andererseits freilich gibt auch die Musik manchem Dichterwerk erst Reiz und Bedeutung . . ."

II. Frankl, Nr. 19; Frankl[1], S. 50 ff. mit folgenden Abweichungen: 266 $_{18}$ freudig **fehlt** — $_{25-27}$ ergehend **fehlt** — 267 $_{10}$ Das Epigramm bis $_{15}$ **fehlt** — $_{22}$ bis mir bis $_{25}$ | bis man mir den guten Erfolg mittheilte.

1221. Ungedruckt. Von A. v. Weilen mitgetheilt.

1222. Jahrbuch VI, 310. Vgl. auch Bauernfelds Schriften IV, 300.

1223. Deutsche Rundschau. Dezember 1893, S. 380. Wiederholt: Aus meinem Leben. Von Eduard Hanslick. Erster Band. Dritte Auflage. Berlin 1894, S. 290.

1224. Jahrbuch XI, 278.

1225. Littrow-Bischoff, S. 179 ff. — 272 $_4$ William Whewell, englischer Gelehrter (1794—1866), seit 1841 Master des Trinity College in Cambridge, seit 1855 Vizekanzler der Universität.

1226. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1905. Neue Folge. 28. Jahrgang, S. 74. Joseph Weilen, war geboren am 28. Dezember 1830, hatte sich 1861 vermählt; seine Söhne: Alexander, geb. 4. Jänner 1863; Karl, 5. Februar 1866. — Hier ist vielleicht der passendste Ort, eine etwas unwahrscheinlich klingende Erzählung Frankls über die Vorgänge bei A. v. Weilens Taufe

unterzubringen. Frankl, Nr. 16, Frankl[1], S. 48 ff.: „Grillparzer war zur Taufe des erstgeborenen Sohnes des ihm innigst befreundeten Josef Weilen geladen. Ehe der Geistliche kam, um den Taufakt zu vollziehen, bat er den Vater: ‚Lassen sie mich das Kind ansehen, so lange es noch ein Heide, so lange noch der Teufel in ihm ist'. Als das Kind gebracht wurde, apostrophierte er es mit den Worten: ‚Glückliches Kind! Jetzt glaubst du noch an Jupiter. Du siehst noch Hebe und alle übrigen Götter. Seliges Kind!'

Nach dem Taufakte, und nachdem sich der Geistliche entfernt hatte, sprach er wieder zu dem Kinde: ‚Also jetzt glaubst du an Christus! Ich sehe nichts, was dein Wesen verändert hätte. Es muß ein Vergnügen sein, so ganz teufelsfrei sich zu fühlen, so ausgewaschen. Der Teufel ist fort aus dir; ich hoffe nicht ganz, sonst würde nichts aus dir werden, liebes Kind!' Darauf küßte er es."

1227. Jahrbuch XIV, S. 275.

1228. Die Biographie Händels von Friedrich Chrysander erschien Leipzig 1858—67.

1229. Das Konkursprogramm zur Erlangung von Entwürfen für das Schillerdenkmal in Wien ist vom 9. Mai 1870 datiert.

I. L. A. Frankls Aufzeichnung verdanke ich der Güte seines Sohnes: Dr. Bruno Frankl von Hochwart.

II. Frankl, Nr. 19; Frankl[1], S. 49 ff. Ähnlich erzählte Frankl dieselbe Begegnung in der Neuen Freien Presse, 24. Mai 1889: „Erinnerungen an Grillparzer." Ein paar Abweichungen seien verzeichnet: 282 16 ff. Was sollen meine guten Landsleut' mit all diesen Menschen? Wie viele haben jemals etwas von ihnen gelesen . . . — 27 ff. ist die Reihenfolge der Sätze etwas anders. — 283 nach 8 folgt noch: Kurz, es steht schlecht um einen Dichter, der sich sein Denkmal nicht erschrieben hat in seinen Werken.

1230. Nr. 177. — S. 290, 4 ff. Das Gespräch mit dem Dichter Julius Pabst (geb. 18. Oktober 1817 zu Wilhelmsruhe, gest. 22. Oktober 1881), der seit 1. Januar 1856 Sekretär und Dramaturg bei der General-Direktion der königl. sächsischen musikalischen Kapelle und des Hoftheaters in Dresden war und

1860 den Titel Hofrat erhalten hatte, erzählt Frankl Nr. 16 (Frankl [1], S. 42) folgendermaßen:

„Des Dichters religiöse Weltanschauung kam in einem Gespräche mit dem Hofrate Papst zum Ausdrucke, der ihn von Dresden her besuchte. Wir wollen das kurze Gespräch, weil es auch die nicht selten humoristisch-satyrische und gesellschaftlich einfache Weise charakterisiert, hier wiederholen:

Hofrat Papst sprach ihn mit einer sichtlich vorbereiteten Rede an: ‚Ich freue mich der Auszeichnung teilhaftig zu werden, den bewährten Dichter usw. Schon als Knabe von sieben Jahren hat mich die ‚Ahnfrau' außerordentlich lebhaft ergriffen.' Grillparzer unterbrach ihn in seiner schlichten Art: ‚Nun, die Kinder von sieben Jahren interessiert sie noch, Gervinus und Konsorten, wenn sie von mir in Gnaden reden, wissen nichts von mir, als daß ich die Schicksals-Idee dargestellt habe. Nun, einmal ist's Zufall, dann Schicksal, menschliche Notwendigkeit und wieder Vorsehung. Wenn Sie Einen wissen, der über den letzten Zusammenhang Auskunft zu geben weiß, so bitte ich ihn, zu veranlassen, daß er mir's, aber in einem frankierten Brief schreibe. Weil ich schon seinen Namen nannte, Gervinus meint, die Poesie soll gesund sein, nicht pathologisch. Was ist aber Leidenschaft anders als ein pathologischer Zustand? Was er krank nennt, ist eben das Gesunde in der Poesie.'"

* **1231—1233.** Jahrbuch X, 294 ff. Die Frauen Wiens hatten die Absicht, Grillparzer zum achtzigsten Geburtstag ein Album mit Darstellungen aus seinen Werken, von Künstlerhand ausgeführt, zu überreichen. Baronin Sophie Todesco hatte sich deswegen an Bauernfeld gewendet, der es übernahm, Schwind dafür zu gewinnen. Der Plan kam aber wegen Schwinds Erkrankung nicht zur Ausführung. Einige der von Schwind dafür entworfenen Bleistiftskizzen befinden sich in den Sammlungen der Stadt Wien. Vgl. auch Bauernfelds Schriften, IV, 300.

1234. Littrow-Bischoff, S. 189 ff.

296, $_{24}$ Karl Ernst Philipp Lange, pseud. Philipp Galen, geb. 21. Dezember 1813 in Potsdam, gest. ebenda 20. Februar 1899, fruchtbarer Romanschriftsteller. — $_{26}$ F. Th. Bratranek, Zwei Polen in Weimar (1829). Ein Beitrag zur Goetheliteratur aus polnischen Briefen übersetzt und eingeleitet. Wien 1870.

1235. Ungedruckt.

1236. Ein Wiener Stammbuch, S. 347.

1237. Foglar[2], S. 53.

1238. Das Blatt wurde mir von Frankls Sohn Dr. Bruno Frankl Ritter v. Hochwart mitgeteilt. Ich fasse die Überschrift so auf: Weilen teilte Frankl bei einem Besuche am 19. November 1870 das folgende über Grillparzer mit. Die weggelassene erste Aufzeichnung ist eine bekannte Hebbelanekdote.

1239. Jahrbuch XI, 285.

1240. Vgl. auch Erinnerungen des Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis, gesammelt, ergänzt und herausgegeben von Emilie Ringseis. 4. Bd. Regensburg 1891. S. 226:

„Wenige Wochen vor dem Tode Moriz v. Schwind's . . . begegnete derselbe der Schreiberin [Emilie Ringseis]. Ich weiß nicht, sagte er, ob Sie sehr für die Preußen schwärmen, aber da hat mein Freund Grillparzer Verse auf den Napoleon auf der Wilhelmshöhe gemacht, da drin heißt es: ‚So sitzt nun der gefang'ne Dieb — In dem ge . . . . nen Schlosse.'"

1241. Neue Freie Presse, 18. Jänner 1871, Nr. 2297; auch in andern Blättern, im Pester Lloyd, Zwischen-Akt, Organ für Theater, Kunst und Musik. Wien, 18. Jänner 1871, Nr. 18.

1242. Ungedruckt.

1242. Ein Wiener Stammbuch, S. 347; nach einer genaueren Abschrift verbessert.

1243. Abendblatt. — Der Artikel im „Vaterland", 23. Dezember 1870, ist überschrieben „Zur Grillparzer-Feier". Die Anekdote wird dort mit den Worten eingeleitet: „Interessant ist ein Geschichtchen, das uns ein sehr verläßlicher Gewährsmann aus der Nähe Grillparzers selbst mitteilt" und mit der Bemerkung geschlossen: „Die Bescheidenheit war eine seither bekannte Tugend des greisen Dichters, aber daß er die politische Repräsentation unseres Heimatlandes mit so epigrammatischer Kürze zu charakterisieren vermochte, läßt auch darauf schließen, daß er der Zeitbewegung stets mit entsprechender Würdigung zu folgen weiß."

1245. Briefwechsel, S. 300 f.

1246. Littrow-Bischoff, S. 191 ff.

Druckfehler.

S. 132, lies: meinte Grillparzer
S. 181, Z. 6 v. u. lies: Eglantine

PT
23
L58
Bd.15

Literarischer Verein in Wien
Schriften

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY